

Am Kamin.



Erzählungen

von

H. Lorm.

Erster Band.

Berlin.

Allgem. Deutsche Verlags-Anstalt.

1857.

Seinem Freunde

Friedrich Bodenstedt

der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

Außerhalb der Welt.

Es war im Hochsommer. Die große Hauptstadt erschien wie ein offenstehender, ausgeräumter Schrank, der noch durch einige vergessene Kleinigkeiten die reiche Ausstattung verrieth, die er bisher bewahrt hatte. Wer gewohnt ist, auch in der äußerlichen Einrichtung seiner Lebensweise zuweilen gegen den Strom zu schwimmen, der wird den eigenthümlichen Reiz eines Winters auf dem Lande oder eines Hochsommers in der großen Stadt empfunden haben. Wenn im August die bewegtesten Geschäftsstunden vorüber sind und selbst Jene, die der Zwang der Verhältnisse niemals an eine Ortsveränderung denken läßt, wenigstens in den Gärten der Vorstädte einen dämmerhaften Wunsch nach Naturgenüssen befriedigen, dann waltet auf den großen Plätzen und Straßen, denen mit ihren reichen Bewohnern die eigentliche Seele entflohen ist, eine gespensterhafte Ruhe. Wie das Meer zur Zeit der Ebbe seltsam gestaltete Muscheln und Gewächse, abenteuerlich geformte Geschöpfe zum Vorschein bringt, so treten, wenn sich die Fluth des

großstädtischen Lebens verlaufen hat, an der Stätte desselben bisher ganz unbemerkte Existenzen an die Oberfläche, sonderbare, märchenhafte kleine Welten, in denen sich nicht selten ein noch ungelöstes Geheimniß des Menschenlebens verkörpert hat. Sie nehmen Besitz von breiten Steinen des Trottoirs, von hohen Thorwölbungen, ja selbst von Sälen und Gemächern, und wo im Winter die elegantesten Formen einer nüchternen Alltäglichkeit glänzten, die zierlichen Fußbekleidungen auf jenen Trottoirs, die schöngebauten Wagen unter jenen Thorwölbungen, die Balltänze geschmückter Herren und Damen in jenen Sälen und Gemächern, — da walten jetzt Schatten, die eine unheimliche Ironie zu den Orten ihres Aufenthaltes bilden, Seelen, die unter der Oberfläche des großstädtischen Lebensmeeres und unter einem verborgenen Einfluß desselben oft zu absonderlichen moralischen Gebilden auswuchsen.

Ein Mann von sechs und dreißig Jahren, der, aus einem bescheidenen Gasthof der Vorstadt tretend, den Weg nach den vornehmen Stadttheilen einschlug, hegte diese Betrachtungen, ja sie waren sogar die Ursache, die ihn während der heißen Tage des August nach der Hauptstadt gelockt hatte, nachdem er, vor vielen Jahren dieselbe bewohnend, Gelegenheit gefunden hatte, sich die Eindrücke eines städtischen

Sommers in das Gemüth zu prägen. Die Sehnsucht nach Wiederholung solcher Eindrücke verknüpfte sich in ihm mit einer tiefwurzelnden Neigung für Einsamkeit und Stille und eben in der Lage, seinen Aufenthalt nach Gutdünken zu wählen, sagte er sich mehr ernst als scherzend, er werde um diese Zeit diese ländliche Abgeschiedenheit zumeist in der großen Stadt finden können. Kaum im Gasthof abgestiegen, suchte er einen Platz auf, der sich mit seinen liebsten Erinnerungen verband.

Der kleine Platz lag abseits von den belebten Straßen und hätte beinahe ein Hof genannt werden können. Ein hoher, vom Alter geschwärzter Palast mit zwei auf Karyatiden ruhenden Balkonen war mit seiner Front gegen die Breite des Platzes gekehrt. Rechtwinkelig lehnten sich daran von der einen Seite ein altes Amtsgebäude und von der anderen ein Bürgerhaus, das als Neubau zu erkennen war und von den beiden alten Gefährten, in deren Gesellschaft es sich eingedrängt hatte, ziemlich finster betrachtet wurde. Es verlängerte sich nach der vierten Seite hin durch eine hohe, dicke Mauer, die den Platz hier verengte, bis er in eine schmale, dunkle Gasse verlief. Der Raum hinter jener Mauer stieß rückwärts mit dem Garten des Palastes zusammen und mochte einst einen Theil jenes Gartens gebildet haben; jetzt wurde

er von demselben durch Magazine und Waarenhallen getrennt.

Die Abendsonne spielte noch lustig mit den Dachfenstern, während die Schatten der alten Gebäude sich wie schwarze Teppiche über den Platz legten, als jener Mann denselben betrat, am Thor des Amtsgebäudes seine Stellung nahm und nach den Fenstern des Bürgerhauses spähte. Kein Mensch war zu sehen, Einsamkeit und Stille herrschten, die Thore der vornehmen Häuser, die, wie es hier Sitte war, den ganzen Tag verschlossen blieben und sich nur auf den Ruf der Klingel öffneten, schienen heute Keinem mehr den Einlaß gestatten zu wollen und nirgends hätte sich für einen fremden Spaziergänger ein Anlaß dargeboten, auf diesem verödeten Platze länger zu verweilen. Anders jedoch war es mit dem Manne, der hier geraume Zeit ungestört seine Beobachtungen anstellte. Im Anblick dieser verschlossenen Häuser, im Empfinden dieser fast kellerartigen Kühle, während hoch oben noch ein sommerwarmer Himmel glänzte, in dem unerquicklichen Schweigen auf dieser Stätte, in all diesen Einzelheiten feierte sein Gemüth eine Erkennungsscene. Wie viele lange schöne Sonntage schon hatte er zwischen diesen Häusern, schweigend und verlassen wie in diesem Augenblicke, zugebracht! Und dennoch konnte ihm dieser alte, be-

kannte Platz, dieses gänzlich unveränderte Haus, das er so starr anblickte, keine Kunde geben von den Veränderungen, die hinter diesen, so spiegelblank wie vor zehn Jahren, schimmernden Fenstern vorgefallen sein mochten.

Wer nach langer Abwesenheit einen Ort wieder sieht, an dem er Bedeutungsvolles erlebt hat, der vermag es kaum zu begreifen, daß die leblosen Gegenstände so unwandelbar bleiben konnten mitten in der Wandelbarkeit menschlicher Schicksale, deren Zeuge sie waren. Beinahe wie eine ihm persönlich zugefügte Herzlosigkeit trifft ihn diese ganz natürliche Wahrnehmung und er verlangt doppelt nach den Lebenden, an welchen die Ereignisse nicht so spurlos vorübergingen. In ihren Mittheilungen und selbst im Anblick ihrer Züge hofft der Langentfernte nachholen zu können, was er an Freude und Schmerz mit zu erleben versäumt hatte. Und ist der Heimkehrende ein Sohn oder Gatte oder sonst ein theurer Verwandter und Freund, so läßt er sich nicht lange Zeit, erst die todten, stummen Mauern vergebens zu befragen; die Arme, die seinen ausgestreckten Armen begegnen, sind schon eine Kunde, die ihm sagt, daß er noch zu geliebten Menschen gehört. Der Mann jedoch, mit dem wir uns hier beschäftigen, wußte, daß ihm keine ausgestreckten Arme begegnen werden,

daß die Empfindungen, die ihn so tief bewegten, nur in seinem eigenen Gemüth walteten und daß die Menschen, die er zu begrüßen hätte, kaum minder todt und stumm sein werden als die Mauern. Sie hatten nicht zu ihm jene innigen Beziehungen, die er sich in der Verborgenheit einer tief fühlenden Seele zu ihnen gebildet hatte, und die Rückkehr in dieses Haus, die ihm ein feierlicher Augenblick war, mußte von ihnen als gleichgiltige Neuigkeit hingenommen werden. Er zog erst nach langem Zaudern an dem Messingknopf der Klingel, worauf sich das Thor unmittelbar öffnete.

Er stieg die breite Treppe hinauf, die ihn zu einer Gitterthür des ersten Stockwerks führte. Wiederholt mußte er die Glocke ziehen, ehe innerhalb des Gitters ein Zeichen verrieth, daß der Ton der Schelle vernommen worden. Schritte näherten sich, eine alte Frau erschien und fragte nach seinem Begehren. „Herr Emanuel Espe“, sagte der Angeredete, „ist wohl heute noch zu sprechen?“

„Die ganze Familie ist auf dem Lande“, erwiederte die Frau, „der Herr aber kommt noch spät Abends nach der Stadt und bringt die Nacht hier zu.“

„Könnte ich ihn nicht erwarten? Ich bin der Lehrer Aemilian Laurent.“

„Mein Gott, Sie sind es, Herr Laurent?“ rief

die Alte und öffnete das Gitter; „das hätte ich gar nicht mehr zu erleben gedacht; zehn Jahre müssen es sein, seit Sie das Haus verlassen haben; kennen Sie mich noch? Und bleiben Sie jetzt bei uns?“

Sie leitete ihn wie einen geehrten Gast in die Zimmer, unter theilnehmenden Fragen und Versicherungen; sie rückte die Lampe, die sie eiligst angebrannt hatte, immer wieder anders, um ihn besser betrachten zu können und sich stets von Neuem zu verwundern, daß er sich so gar nicht verändert habe.

Der Angekommene nahm diesen liebreichen Empfang der alten Dienerin fast mit einer reuigen Empfindung auf. Er hatte so selten ihrer gedacht und in seinen seit langen Jahren gehegten Träumen vom Wiedersehen dieses Hauses hatte sie kaum eine Stelle eingenommen. So bilden sich in Anderen zuweilen Beziehungen zu uns, von welchen wir selbst nichts wissen, und er konnte die Lehre daraus schöpfen, sich seinerseits aller Vorwürfe zu begeben, wenn Menschen, denen er eine unvergängliche Erinnerung gewidmet, ihm mit der Gleichgiltigkeit und Vergessenheit, wie er selbst der alten Dienerin, entgegen treten sollten.

Ehe er nun über die Vorgänge einer so langen Zeit Erkundigungen einzog, durchschritt er die ihm bekannten Räume von Gemach zu Gemach, um sich

aus tausendfach bezeichnenden Dingen der äußeren Einrichtung ein Bild vom gegenwärtigen Leben der Hausbewohner selbst zusammen zu setzen. Er fand überall, in Möbeln und Prunkgefäßen, in Spiegelrahmen und Teppichen das Gepräge jenes Reichthums wieder, der die Hand der Mode reicht, sich selbst herausfordernd zur Schau stellt und folglich nichts mehr für seinen eigentlichen beneidenswerthen Beruf übrig behält, die Gesetze der Schönheit und des ästhetischen Lebensgenusses durch Maaß und Sinnigkeit an den Gegenständen des alltäglichen Daseins zur Erscheinung zu bringen. Meißel und Feder in den Händen des Künstlers oder Dichters sind vielleicht nicht so mächtig, jedenfalls aber nicht so rasch und lebendig wirkende Mittel zur Verkörperung erhabener und erhebender Gedanken des Menschen, als das Geld in den Händen des Lebenskünstlers. Unter diesen Florhüllen prunkte Sammt und Seide, Gold und Krystall, jene grünen Vorhänge schützten sogar herrliche Bilder; in allen Ecken und Winkeln lauerten die sinnreichen Erfindungen, die dem Comfort dienen, auf ihre Benutzung und dennoch fehlte der Ausstattung, die an sich geeignet war, diese Räume zu einem einheitlichen Kunstwerke zu gestalten, die Seele eines solchen, die harmonische Zusammenstellung. Der Prunk drückte nichts aus und stellte

nichts vor als eben den Prunk; die einzelnen kostbaren Gegenstände fügten sich nicht wie Lettern zu einem Satz der Schönheit zusammen, jeder behauptete sich in seiner abgesonderten Pracht, die keinen andern Gedanken erregte, als: wie viel das wohl gekostet haben mochte. War es die längere Abwesenheit der Bewohner von diesen Gemächern, war es die Dämmerung des Abends, die melancholisch durch die herabgelassenen Gardinen hereinfiel; die ganz schöne Einrichtung stand da, als käme sie sich selbst fremd und verirrt und nicht am rechten Platze vor. Auf den Mosaiktischen lagen die Bücher in goldschimmernden Einbänden gleich Denkmälern ewiger Unberührtheit; Spuren eines Treibens, das nicht zu dem reichen Schauplatz desselben paßte, drängten sich, wenn nicht dem Auge, doch unabweisbar der Phantasie auf; von den Marmorbüsten Goethe's und Schiller's hätte man vermuthen können, daß ihnen der Lebensgang, dessen stumme Zeugen zu sein sie hier verurtheilt waren, zuweilen heimlich die steinernen Haare zu Berge treibe.

Für den Mann, der jetzt langsam die Säle und Zimmer durchschritt, hatten solche Wahrnehmungen nichts Ueberraschendes, er fand in zahlreichen neuen Gegenständen nur die von der Mode gebotenen Veränderungen, im Wesentlichen aber keine Verschieden-

heit von dem Mangel höherer Auffassung, der stets hier geherrscht hatte. Allein es ließ ihn auch nichts befürchten, daß man in diesen Räumen schlechter oder verdammenswerther lebe, als bei all den Gedankenlosen, welchen zufällig die Formen des Glückes in die Hände gegeben sind, ohne daß sie ihnen den beseelenden Inhalt einzuflößen verständen. Nicht ohne ein ihm selbst unverständliches Beben des Herzens öffnete er jetzt die Thür eines Zimmers, das am Ende eines langen Corridors lag, der die nach dem Platze gehenden Gemächer von den nach dem Hofe führenden abtrennte. In diesem Raum hatte er gelehrt und gelernt, hier hatte er Kinder in den Anfangsgründen der Wissenschaften, sich selbst aber in den Anfangsgründen der Lebensweisheit unterrichtet. Von denkbarster Einfachheit war die Einrichtung dieser Stube gewesen; er hatte darauf Bedacht genommen, sie einem gewöhnlichen Schulzimmer möglichst ähnlich zu machen. Das war nun überraschend anders geworden. Der erste Blick ließ hier dieselbe Pracht erkennen, die sich in den anderen Theilen des Hauses ausbreitete. Er leuchtete nach allen Seiten und entzündete dann noch an seinem Licht die Kerzen, die in der Stube bereit standen. Dieser Aufenthalt trug keine Spur mehr seiner einstigen Bestimmung.

Dennoch übte er auf den Beschauer eine fesselnde

Macht. Der Aufwand an Schmuck und reichen Stoffen, der in den früher durchschrittenen Sälen nur einem Geist der Unheimlichkeiten Leben gab, ordnete sich hier zu einem gefälligen Bilde, dessen längere Betrachtung überzeugte, daß hier auf Grundlage des Wohlstandes eine gedankenreichere Auffassung des Lebens sichtbar zu werden strebte. Nicht das Vorhandensein von Blumengerüsten, von Meubeln aus seltenem Holze, von geschmackvollen Seidentapeten rc. schwächte den Ernst des Eindrucks, welcher sich bei längerem Verweilen geltend machte und trotz der Gegenstände, die auf zarte, weibliche Beschäftigung hindeuteten, den Aufenthalt einer strengen und kräftigen Seele errathen ließ. Das war nichts weniger als ein Boudoir mit all den weichlichen Zuthaten eines solchen, die in Abwesenheit des frauenhaften Waltens, dem sie harmonisch dienen, einem Manne wenig gefallen können. Was von den Abgeschiedenen behauptet und bestritten wird, daß sie noch geisterhaft auf ihrer einstigen Wohnstätte verweilen, das läßt sich mit mehr Bestimmtheit von den blos Abwesenden annehmen. Aemilian Laurent empfand sich von einem in das Innere dringenden Behagen umweht und ließ sich in diesem Ruhegefühl selbst nicht durch die schweren Tritte eines Mannes stören, die, den Corridor herauf kommend, sich ihm näherten. Erst

als er den Eintretenden die Thür schließen hörte, wandte er sich ihm entgegen.

Ein conventionelles Lächeln der Freundlichkeit spielte auf den Lippen des Mannes, der jetzt Laurent gegenüber stand.

„Herr Espe!“ rief dieser mit aufrichtiger Freude und reichte ihm die Hand.

Espe streckte die seine nur zögernd aus und entledigte sich des ihm sehr nutzlos erscheinenden Geschäftes, die Finger des Anderen zu drücken, so eilig als möglich.

„Nun wie geht's?“ sagte Espe dann kalt, „wir haben uns, wie ich glaube, schon längere Zeit nicht gesehen“.

„Zehn Jahre“, erwiederte Laurent lächelnd, „und ich bemerke mit Vergnügen, daß sich die Länge dieser Zeit wenigstens nicht an ihrem eigenen, wohlerhaltenen Aussehen abmessen läßt“.

Espe nickte herablassend mit dem Kopfe, lehnte den Arm auf den Rücken eines Fauteuils und gab schon dadurch, daß er den Gast nicht aufforderte, sich niederzulassen, genugsam zu verstehen, daß er die Unterredung, wenn eine solche nothwendig sei, thunlichst abgekürzt wünsche. Laurent mußte in seinem sonst sehr empfindlichen und leicht zum Stolze gereizten Gemüth einen besonderen Grund hegen, solchem

Benehmen gegenüber die gelassene Freundlichkeit seiner Haltung nicht aufzugeben.

„Ich habe meine kleine Land-Schreibstube verlassen," sagte er, „und bin nach der Hauptstadt gekommen, um vielleicht fortan hier zu leben."

„Wovon?" fragte Herr Espe lakonisch.

Laurent gefiel sich darin, diese Frage mit einem gleichgiltigen Achselzucken zu beantworten, als ob dies jedes anderen Mannes Sorge eher sein müßte, als die seine. Darüber verlor Herr Espe sowohl seine Fassung als seine vornehm nachlässige Stellung. Er richtete sich auf mit der imponirenden Würde eines Mannes, der im Begriffe ist, aus dem Arsenal seiner Blicke einen sicher vernichtenden hervorzuholen.

„Schweres Unrecht," lautete sodann sein fester Ausspruch, „doch das ist Ihre Sache, was mich betrifft, Herr Aemilian Laurent, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß Sie von mir keine Unterstützung irgend einer Art zu erwarten haben. Ich bin von meinen Blutsverwandten zu sehr in Anspruch genommen; das sind, wie Sie wissen, jene Verwandten, die Einen bis auf das Blut aussagen. Und dann, ich bin nicht bei der Vorsehung angestellt mit der Verpflichtung, jedem Schöngeist mit meinem Geld aufzuhelfen. Wie können Sie so wahnsinnig sein, Ihr

Amt aufzugeben, wenn Sie keine bessere Aussicht haben?"

Den Angeredeten schien diese Strafrede außerordentlich zu ergötzen. Er erwiederte indessen mit ernsthafter Miene:

„Sie irren, Herr Espe; wenn ich auch über die Beschäftigung, die ich ergreifen soll, augenblicklich noch im Zweifel bin, so steht doch mein Lebensunterhalt außer aller Frage. Das Geschäft, das mich zu Ihnen führte, wird Sie davon überzeugen."

Mit diesen Worten zog Laurent ein Portefeuille aus der Brusttasche und entnahm demselben einen ungesiegelten Brief, den er Espe überreichte. Dieser hatte der kleinen Manipulation mit einer gewissen gering schätzenden Neugierde zugesehen. Jetzt entfaltete er langsam den Brief, schob die goldene Brille zur Stirne hinauf und untersuchte die Unterschrift. Er hatte sie kaum erkannt, als er einen Blick unermeßlichen Erstaunens auf Laurent heftete. Nun begierig den Brief lesend, war er damit noch nicht zu Ende gekommen und schon warf er sich in den Sessel, an dem er bisher lehnte, während sein Gesicht von der Aschfarbe einer tödtlichen Blässe so erschreckend überzogen wurde, daß Aemilian, der dies nicht bemerken wollte, sich beherrschen mußte, um nicht helfend beizuspringen.

Espie starrte schweigend vor sich hin, ohne den Inhalt des Briefes gänzlich zu erforschen. Laurent nahm sanft das Blatt aus den Händen des Betroffenen und, während er es wieder faltete und in die Tasche schob, sagte er freundlich: „Nach dem Gesetz strenger Schicklichkeit hätte ich diesen Kreditbrief erst in Ihrem Comptoir präsentiren sollen.“

„Ein Kreditbrief ist es?“ unterbrach ihn Espe, in einem Tone, der von seiner früheren Sprechweise sehr verschieden war.

„Ein einfacher Kreditbrief, obgleich auf eine etwas hohe Summe.“

Aemilian las den Schluß des Briefes; denn er wußte genau die Stelle, an welcher der Bankier die Lectüre des Briefes in plötzlicher Betroffenheit abgebrochen haben mußte, ehe er sich überzeugt hätte, daß er in der That einen Kreditbrief in Händen halte.

„Wie bemerkt,“ fügte dann Aemilian hinzu, „ich wollte den Brief nicht hier präsentiren, um so weniger als ich überhaupt noch lange nicht und vielleicht niemals davon Gebrauch machen werde. Ich bin mit Geld versorgt. Allein ich mußte Ihre Besorgnisse hinwegräumen, die mir den guten Empfang in diesem theuern Hause geschmälert hätten. Und nun gestatten Sie wohl?“

Und der ehemalige Lehrer ließ sich bei dieser etwas

ironisch lautenden Frage dem Bankier gegenüber im Fauteuil nieder.

„Erzählen Sie mir nun von den Ihren," fuhr er fort, „und was sich seit so langer Zeit Denkwürdiges hier begeben hat. Ihre Frau? Ihr Sohn? Sind alle wohl?"

Herr Espe brütete lange schweigend, als wäre ihm die Anwesenheit eines Anderen völlig entfallen. „Herr Laurent," sagte er endlich mit dem Ausdruck zuvorkommendster Höflichkeit, indem er sich sitzend verbeugte, „Herr Laurent, wo sind Sie abgestiegen?"

„In einem ganz kleinen Hotel der Vorstadt," erwiederte dieser, „es ist mir aus früherer Zeit bekannt und werth, da ich einst als armer Student dort einkehrte."

„Wollen Sie mir die Freude machen, verehrter Freund," sagte Espe, „und Ihre Wohnung in meinem Hause nehmen? Meine Familie ist auf dem Lande, Sie geniren Niemand und werden von Niemand genirt. Ich aber ziehe daraus den Vortheil, da ich durchaus in der Stadt schlafen will, noch manchmal eine Abendstunde verplaudern zu können, auch habe ich Sie gleich bei der Hand, wenn wir vielleicht einmal dringend zu sprechen hätten."

Und aus seinen Augen schoß bei diesen Worten ein forschender Blitz auf Laurent, als hätte er in

dessen innerster Seele lesen mögen, ob dieser das ungeheure Gewicht der Nachricht ahne, die der Kreditbrief nebenbei enthielt.

„Was Ihr Geld betrifft," fuhr er fort, „so will ich, wenn Sie wünschen, heute noch die Kassa aufsperren und Ihnen die ganze Summe ausfolgen lassen. Das macht durchaus keine Umstände."

Laurent lehnte dies ab, nahm jedoch nach einigem Besinnen das Anerbieten an, in diesem Hause als Gast zu wohnen. Espe verließ mit ihm das Zimmer, ohne daß Laurent nach dem eigentlichen Bewohner desselben gefragt hätte. Sie betraten die Räume, die Espe selbst bewohnte und die den etwas junggesellenartigen Charakter trugen, den ein reicher Lebemann ihnen aufdrückte. Hier wurde der Gast eine Weile allein gelassen, während welcher der Hausherr sich mit der alten Wirthschafterin besprach. Die beiden Herren nahmen hierauf ein gut bestelltes Souper ein, bei welchem der Kammerdiener, der keine Livree trug, servirte. Die Speisestunde verfloß ziemlich schweigend, denn Aemilian merkte wohl, daß sein Wirth sich in einer Stimmung befand, die kein Gespräch aufkommen ließ, wie gewaltsam er sie auch zu verbergen strebte.

Als er sah, das Aemilian nicht mehr trank, erhob er sich und sprach sein Bedauern aus, daß er andern Tages, der ein Sonntag war, seinen Gast

nicht vor Abend werde begrüßen können, da er mit dem Frühesten zu den Seinen auf das Land fahre, die er für einen der nächsten Tage auf den so geehrten Besuch vorbereiten wolle, den ihnen Herr Laurent, wie er hoffe, abstatten werde. Die Herren schüttelten sich die Hände und Laurent folgte dem ihm voranleuchtenden Diener in ein Zimmer, das zu dem ausschließlich von Espe bewohnten Theil des Hauses gehörte. Hier fand er seine inzwischen aus dem Hotel herbeigeschafften Sachen und blieb, nachdem er keine ferneren Dienste mehr zu bedürfen erklärt hatte, mit seinen Gedanken allein.

Diese waren weder Gedanken der Aufregung noch der Verwunderung. Er hatte den Eindruck, den der Brief verursachen mußte, vorausgesehen und bedauerte nur, daß er durch die Art des Empfanges genöthigt worden war, gleich in den ersten Augenblicken die Wirkung dieses Blattes Papier spielen zu lassen. Er kannte genau die Macht, die ihm dadurch über dieses Haus verliehen worden und stellte es kommenden Ereignissen und Begegnungen anheim, inwiefern er von dieser Macht, die bisher ein Geheimniß zwischen ihm und Espe war, werde Gebrauch machen wollen, ja sogar ob er dem letzteren, der noch in Zweifel sein mußte, wie weit Laurent sich im Besitz einer solchen Mächte wußte, darüber Aufklärung geben werde. Es

wurde grabesstill im Hause, während er, dies bedenkend, auf und ab schritt. Seine Fenster gingen nach dem Magazinhof, der ihn trotz der nur halbdunklen Sommernacht nicht verlocken konnte, am Fenster zu bleiben; denn er bot einen unerquicklichen Anblick. Gewöhnt, in jeder Jahreszeit spät zu Bette zu gehen, kramte Laurent in seinen Effekten nach Büchern und ordnete sie auf einem dazu bestimmten Hängebrett. Außer dem Geräusch, das er selbst dabei verursachte, war nichts zu vernehmen, während er jedoch einen Moment inne hielt, glaubte er, sich nähernde Schritte zu hören. Sie verloren sich wieder und er setzte seine kleine Thätigkeit fort. Nach einer Weile schien man abermals seinem Zimmer entgegen zu schreiten, die Tritte hielten an der Thür still und Laurent erwartete, daß man dieselbe öffnen und eintreten werde. Der Kommende mußte sich jedoch anders besonnen haben; denn er entfernte sich in umgekehrter Richtung. Laurent lächelte, er errieth, was dies Manövre zu bedeuten habe, und erwartete die Wiederholung.

Lange ließ sich nichts mehr vernehmen. Laurent las in seinen Büchern ruhig und aufmerksam, dann entkleidete er sich und ging zu Bette. Noch im Dunkeln und trotz der späten Stunde schlief er nicht, er erwartete noch immer die Schritte wieder zu hören. Küpe mußte mit sich selbst im Kampfe sein, ob er

heute noch eine Unterredung mit seinem Gast suchen solle oder nicht. Das wußte Laurent und er dachte keineswegs zürnend oder verachtend an den Bankier; er verstand und verzieh ein Verhalten, das mit der ganzen Weltauffassung der Kreise zusammenhing, in welchen sich Espe bewegte. Dennoch war er begierig, dieses Mannes eigentlichen Charakter kennen zu lernen, wie er jetzt unter dem Eindruck einer ihn erschütternden Begebenheit unverhüllt hervortreten mußte. Laurent wollte dies mit möglicher Passivität abwarten.

Diese Betrachtungen leiteten ihn in die wirren Vorstellungen eines Halbschlummers hinüber, aus welchem er durch den Luftzug der sich öffnenden Thür und durch einen gedämpften Lichtschimmer gerissen wurde. In Folge des letztgefaßten Entschlusses verhielt er sich instinktmäßig vollkommen ruhig, als ob er schliefe, nachdem ihn ein Blinzeln des Auges belehrt hatte, daß Espe in das Zimmer getreten war, vollständig angekleidet, in der rechten Hand eine kleine Lampe, mit der linken zwei Terzerole umklammernd.

Nachdem Espe die Lampe auf den Tisch gestellt hatte, betrachtete er die halb ausgeräumten Effekten Laurents, ohne sie zu berühren. Dann ließ er die Blicke im ganzen Zimmer umherschweifen, bis sie auf dem scheinbaren Schläfer haften blieben. Vielleicht

errieth er, daß dieser mit geschlossenen Augen wachte, wenigstens wußte er, daß seine Bewegungen einen nicht allzufesten Schlaf bereits gestört haben würden. In seiner Aufregung schien er sich nicht darum zu kümmern, in welcher Art er dem Erwachenden die Seltsamkeit dieses nächtlichen Besuches zu erkären haben werde. Er stand unbeweglich, alle Folgen gegen einander abwägend, wenn er einen sein Inneres wie Feuer verzehrenden Wunsch zur Erfüllung bringen könnte oder wollte. Das Leben dieses Menschen, der hier vor ihm lag, der ihm bisher zu unbedeutend gewesen, als daß er sich jemals seiner erinnert hätte, der ihm nie persönlich ein Leid zugefügt und der ihm auch jetzt keine unmittelbare Ursache gab, ihn zu hassen; — er hätte dennoch dies Leben ungestraft vernichten zu dürfen — rasch mit einem Schuß aus seiner Waffe — gern mit der Hälfte seines eigenen Lebensrestes bezahlt. Und wäre es ein zu großer Preis, wenn er sein ganzes Leben dafür in die Schanze schlüge? Ihn schauderte bei der Versuchungskraft dieses Gedankens. Wenn die von den Schauern einer einsamen Nacht beflügelte Phantasie ein von Angst und Sorge furchtbar belastetes Gemüth im Bereich aller Möglichkeiten umherwirft, dann steigen in solcher Nacht andere Gespenster als die der Ammenmärchen vor der gequälten Seele auf, die Gespenster noch ungeschehe-

ner Thaten und die scheidenden Geister der dem Untergang nahen sittlichen Mächte in der Menschenbrust. Es giebt Personen, welchen niemals ein freiwilliges Denken den Schleier von der innerlich eigensten Seele reißt, diese bedürfen großer schicksalsvoller Momente, um sich selbst kennen zu lernen. Emanuel Eppe erschrack vor den Bewegungen seines Innern, aber nicht lange und er wäre im Stande gewesen, einer leidenschaftlichen Wuth nachzugeben. Allein ihm fehlte zum Verbrechen die Kraft der Kühnheit und zum Kampfe der Muth.

Noch einmal richtete er, wie einen Ausweg suchend, die Blicke auf die Papiere und Bücher, die zerstreut umherlagen. Einen zusammengefaltenen Bogen mit dem Namen Laurent's als Aufschrift erkannte er für einen Reisepaß. Er griff mechanisch nach diesem Bogen. In diesem Augenblicke vernahm er vom Bette her ein Knistern, das anzeigte, daß der Schläfer sich regte. Laurent hätte ohne Zweifel einen Eingriff in seine Papiere nicht gestattet, als er jedoch gewahrte, daß es sich nur um den Reisepaß handle, verhielt er sich ruhig. Eppe, durch die wiederkehrende Stille ermuthigt, las die Personalien und plötzlich veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Ein zwar nicht freudiger aber doch den Schmerz mildernder Zug, ein Zug der Schlauheit belebte es, wie von

einer unerwarteten Eingebung. Er nahm die Lampe, nachdem er den Reisepaß wieder hingelegt hatte und entfernte sich möglichst geräuschlos.

Der Morgen sendete mit seinen Lichtern freudig-helle Boten seiner draußen waltenden Schönheit in das Zimmer, als Laurent mit Gelassenheit die Eindrücke der verflossenen Stunden an seinem Geist vorüberziehen ließ. Der nächtlichen Erscheinung Espe's dachte er nur mit einem verächtlichen Lächeln; er wußte, daß die tödtlichen Schußwaffen sich eher selbst einen Gegner aussuchen könnten, als daß dieser Bankier, das feige Kind einer nüchternen Civilisation, sich derselben in irgend einer Art gegen den Feind bedienen würde. Freilich giebt die Civilisation dafür andere Mittel der Vernichtung in die Hand, tiefversteckte und dem, der sich ihrer bedient, kaum gefährliche Mittel, allein ihre Anwendung erfordert dann, daß die Lage des Gegners dem Angriff eine Blöße darbiete. In dieser Beziehung stand jedoch Laurent dem Grimme Espe's vollkommen sicher gegenüber, eine seltsame Verkettung der Umstände hatte ihm das Schicksal des Bankiers, seiner Familie, seines Hauses wie einen Vogel in die Hand geliefert, den er nach Belieben zerdrücken oder freilassen konnte. Laurent's Gemüth war nicht so niedrig, daß es die Wollust der Grausamkeit, die im Besitz einer solchen Macht liegt, mit

Befriedigung empfunden hätte. Er würde sich ohne Bedenken dieser Macht begeben haben, wie wenig auch das Wesen Espe's, so weit es sich bis jetzt; im ersten Empfang sowohl, als in der nächtlichen Scene enthüllt hatte, zur Schonung aufforderte, er würde nur die Menschlichkeit haben walten lassen ohne den Werth des betreffenden Menschen dabei in Anschlag zu bringen, wenn nicht sein eigenes Lebensglück und vielleicht mehr als dies der Preis gewesen wäre, um welchen Espe zu retten war. Ein solches dem Gefühl der Selbsterhaltung widerstrebendes Opfer kann nicht die bloße Humanität bringen, nur die Gewalt individueller Beziehungen vermag dazu hinzureißen, nur ein hochgehender Affekt des Enthusiasmus oder der Leidenschaft. Von einem derartigen Seelenzustand war Laurent in diesem Augenblick weit entfernt, andererseits aber durch gänzlichen Mangel an habsüchtigen Interessen befähigt, ein Opfer mit leichterem Herzen als jeder Andere zu bringen. Er besaß keine Verbindung mit der Welt, ihren Verhältnissen und Verlockungen, keinen Zusammenhang mit den Menschen durch ein Band der Liebe oder der Freundschaft, um durch ein anderes, als angeborene, natürliche Lebenslust an das Dasein gefesselt zu werden.

Wer auf hohem Bergesgipfel über den Wolken steht, den schrecken die Gewitter nicht. Mit der Ruhe

eines über allen Schicksalswolken Stehenden, ohne Wunsch und ohne Furcht, sah Laurent den kommenden Ereignissen und Eindrücken entgegen, um seine Handlungsweise darnach zu bestimmen, den Gebrauch seiner Macht darnach zu regeln, ebenso bereit, sich zu opfern, als sich zu erhalten, je nachdem mit dem einen oder andern ein vernünftiger Zweck zu erreichen wäre. Vorerst nahm er den Standpunkt unbefangener Betrachtung ein, der ihn die kleinen Einzelnheiten ungestört empfinden ließ, welche das Außenleben seiner Beurtheilung oder seiner Genußfähigkeit vorlegte.

Laurent zog die Glocke und der Kämmerdiener erschien. Von diesem erfuhr er, daß Espe bereits mit Anbruch des Tages zu seiner Familie auf das Land gefahren und den Auftrag zurückgelassen habe, daß man jedem Befehl seines Gastes pünktlich nachkomme. Während der Kammerdiener dem sich Ankleidenden behülflich war, wußte er in feiner Art darauf hinzudeuten, daß es eine besondere Auszeichnung sei, von ihm, dessen Pflichten sich ausschließlich auf seinen Herrn beschränkten, bedient zu werden und daß dies auch nur in Abwesenheit der auf der Villa befindlichen Livreediener der Fall sein konnte. Diese und ähnliche aristokratische Formen, welche, wie Laurent bald wahrnahm, in dem Bürgerhause mit dem größten Ernste gehandhabt wurden, brachten auf ihn eine

humoristische Wirkung hervor; sie hatten in jener Zeit, als er selbst Mitglied des Hauses war, noch nicht bestanden und wenn er sich die Manieren des Banquiers und seiner Gattin richtig vergegenwärtigte, so mußten diese nicht selten einen komischen Kontrast mit jenen Formen bilden. Laurent lehnte es ab, das „Dejeuner" im Hause zu nehmen, und ebenso, sich eines für ihn bereit stehenden, wenn auch nur gemietheten Wagens zu bedienen. Er entfernte sich mit der Weisung, daß er erst Abends zurück sein werde. Als sich die Hausthür hinter ihm schloß, hatte er zwei Versuchungen, welchen er durchaus nicht nachgeben wollte, siegreich bekämpft.

Die eine dieser Versuchungen bestand darin, die alte Wirthschafterin, die ihn so freundlich bewillkommt hatte, nach den Vorfällen zu befragen, die sich während seiner Abwesenheit in der Familie Espe zugetragen hatten. Er hätte dies ohne Verletzung seines Zartgefühls thun können, da sich jeder Ausforschung widersetzte; denn es giebt der gleichgiltigen und allgemein bekannten Thatsachen genug, die einem wiederkehrenden Freunde neu und interessant sind. Allein er wollte die Betheiligten selbst sehen und hören und Eindrücke nicht aus zweiter Hand voreilig empfangen, von welchen vielleicht sein und Anderer Geschick abhing. Mächtiger noch war die andere Versuchung,

der er widerstand, das Zimmer nämlich noch einmal zu betreten, welches am Abend vorher so harmonisch auf ihn gewirkt, das einzige des Hauses, welches ihm gefallen hatte. Er fühlte dunkel, daß er nicht berechtigt wäre, durch seine fremde Erscheinung den Geist, der in dem schönen Raume schwebte, gleichsam zu beunruhigen, daß er den Abwesenden, der diese Stätte vielleicht vor jedem unbescheidenen Blick gesichert glaubte, nicht heimlich beeinträchtigen dürfe.

Er genoß nun in vollen Zügen den wehmüthigen Reiz einer durch die Lust des Sommers verödeten Stadt. Was sie an architektonischen Schönheiten besaß, trat jetzt bedeutender hervor und gehörte ihm fast ausschließlich zum stillen, alleinigen Genuß. Die öffentlichen Schauplätze, die der Winter dem Luxus und der Mode aufthut, Straßen und Plätze dienten ihm jetzt als Podium einer regsamen Phantasie, auf welchem die Schatten der zu anderen Zeiten hier sichtbaren Herrlichkeiten zu wandeln schienen, um im einsamen Beschauer ein Bewußtsein von der irdischen Nichtigkeit auch des Gegenwärtigen hervorzurufen, wie es Ruinen in Bezug auf die Vergangenheit herauf beschwören. Tiefer noch ergriffen ihn die Spuren verborgenen Glückes, das sich, begünstigt durch die Stille eines städtischen Sommers, gleich Schwalbennestern in vergessenen Winkeln angesiedelt hatte. Ein

Fenster, ganz umsponnen von lustigen, grünen Blumenranken, während zur rauhen Jahreszeit vielleicht nur das Elend durch die Scheiben glotzte; ein helles, jugendliches Lachen, ein natürlich frohes Geplauder auf kühler, steinerner Hausflur, die im Winter nur den unerquicklichen Lärm eines verkünstelten Lebens hörte; das waren Anzeichen, wie viele kleine Freuden armer und verkümmerter Existenzen dort aufblühten, wo die rauschenden Weltfreuden der sogenannten Glücklichen nicht mehr ihren zermalmenden Fuß hinsetzten.

Der Abend kam, ehe Laurent sich an solchen Eindrücken satt getrunken hatte. Ueberall ein Fremder, allein auf Spaziergängen, allein am Mittagstisch des öffentlichen Speisehauses, ohne Freund, ohne irgend eine auch nur äußerliche Beziehung zu den Menschen, empfand er diese Verlassenheit doch keineswegs als Schmerz, vielmehr als den Genuß einer von persönlichen Wünschen und Bestrebungen, Zwecken und Neigungen gänzlich ausgeschlossenen objectiven Betrachtung. So einsam, wie in dieser Stadt, war er in der ganzen, großen Welt und durfte sich darum wie einen außer der Welt-Stehenden ansehen. Als er beim Anbruch der Nacht zum Hause des Bankiers zurückkehrte, schien es ihm eine unverzeihliche Ironie des Geschickes, daß an seiner so ruhigen, abgeschiedenen Existenz Andere mit den leidenschaftlichsten

Interessen, mit egoistischen Lebenszwecken betheiligt sein sollten. Mehr als jemals war er in dieser Stimmung geneigt, durch opferfreudiges Leisten alles Dessen, was Andere von ihm wünschen konnten, sich auch nach jener Seite hin einsam abzuschließen, sich frei zu machen von Menschen, mit welchen ihn blos die Willkür eines äußeren Geschickes verknüpfen wollte.

Ihm war zu Muthe, als ob diese Stimmung unerwartet und unangenehm gestört würde, da die Haushälterin ihn gleich bei seinem Kommen bedeutete, daß das „Fräulein" ihn in ihrem Zimmer erwartete und ihn zu sich bitten lasse. Wollte dennoch irgend eine persönliche Beziehung zur Welt in ihm aufkeimen, als er einen Augenblick befangen den Raum betrat, den er am Abend vorher mit Entzücken betrachtet und am Morgen vermieden hatte?

Als Göpe am Morgen dieses Tages seine Villa erreicht hatte, begab er sich in die Gemächer seines Sohnes. Dieser schlief noch. Der Vater ließ ihn wecken und wartete sein Erscheinen in einem Gesellschaftszimmer ab, das die Spuren zeigte, bis tief in die Nacht von einer zahlreichen Versammlung zu Souper und Spiel benutzt worden zu sein. Leander Göpe war das einzige Kind des Bankiers Emanuel

Göpe. Seinen hochromantischen und selten gebräuch-
lichen Namen Leander verdankte er Aufwallungen von
Bildung, welchen seine Mutter von Zeit zu Zeit un-
terworfen war. In der Wahl dieses Namens be-
stimmte sie weder eine Rührung über das unglückliche
Geschick der Hero, noch Begeisterung für Schiller's
Ballade oder Grillparzer's Trauerspiel. Es stand so-
gar sehr zu bezweifeln, daß sie die beiden deutschen
Dichter genug gekannt hätte, um sich von ihnen zu
irgend etwas begeistern zu lassen. Um so lieber machte
sie blendende Toilette mit einer zur Schau getragenen
Verehrung für französische Romanschriftsteller und
englische Poeten. Unter den letzteren war es na-
mentlich Lord Byron, der sich in ihrem Kopfe einer
ungeheuerlichen Vorstellung erfreute, zusammengesetzt
aus sehr unklaren Begriffen von Dämonen und Ti-
tanen, von einem hinkenden Vulkan mit dem Gesicht
eines Ganymed, von anbetungswürdigen Korsaren
und einem schrecklich zerrissenen Herzen, das sich die
Qual anthut, allen angenehmen Dingen dieser Erde
leidenschaftlich nachzujagen, blos um sie sodann gründ-
lich in schönen Versen zu verachten. Unmittelbar vor
der Geburt ihres Sohnes hatte sie von der großen
Schwimmübung gelesen, die ihr dichterischer Held einst
zwischen Europa und Asien unternommen hatte. Da
er bei dieser Gelegenheit ein Leander genannt wurde,

was sie für eine Zusammenfassung all der überwältigenden und unnennbaren Eigenschaften des berühmten Mannes hielt, so mußte ihr Sohn diesen Namen tragen, als Symbol dessen, wozu er sich unter ihrer Leitung auszubilden habe.

Leander entsprach jedoch seinem Namen weder in der Kunst des Schwimmens noch in der Kunst des Dichtens. Bevor er noch überhaupt sprechen konnte, war man schon an den Versuch gegangen, ihn in fremden Sprachen zu unterrichten. Jetzt mit fünf und zwanzig Jahren handhabte er einen luxuriösen Ueberfluß von vier Idiomen; denn er hatte in keinem einzigen etwas Erhebliches zu sagen. Uebrigens befliß er sich der skrupulösesten Vornehmheit des äußeren Lebens und befriedigte hierin die Vorstellung, welche seine Mutter von seinem Beruf zum Lord Byron hatte, schon zu dreiviertel Theilen. Auch auf Reisen war er bereits gewesen, er hatte London und Paris, Rom und Neapel, Genua und Venedig gesehen und die ganze Schweiz mit Ausnahme ihrer Berge durchstreift, von Deutschland gar nicht zu sprechen. Das war seine „Pilgrimage," in der Art etwa, wie das Durchschreiten eines Bibliothekzimmers mit hastigem Lesen der Titel auf den Bücherrücken ein Studium der Wissenschaften zu nennen wäre.

Von Leander's Charakter, von seinem inneren

Wesen war aus Mangel an Gelegenheit noch keine Farbe sichtbar geworden. Freunde sagten von ihm mit einem französischen Gemeinplatz, er wäre au fond un bon enfant. Als Knabe war er einige Zeit in den Händen eines einsichtsvollen und denkenden Erziehers, Aemilian Laurent's, der sein Gedächtniß von flitterhaften Kenntnissen befreien und dafür sein Denken auf wissenschaftlicher Grundlage zu Erkenntnissen entwickeln wollte. Das nach außen hin wenig Bestechende einer solchen Methode gefiel der Mutter nicht, zugleich erregte der strenge Ernst ihre Besorgnisse für die Gesundheit des schwächlichen Jünglings. Er war auch jetzt noch in seiner langaufgeschossenen Gestalt ein Bild der Schwäche und fast weiblichen Zartheit. Sein Haar war blond und zwar in dem Grade, daß Augenwimpern und ein dünner Schnurrbart beinahe weiß erschienen, seine Züge drückten in ihrer weichen, in die Breite gehenden Zerflossenheit nur immerwährende Schlaffheit aus. Seiner Haltung, seinen Bewegungen war Grazie nicht abzusprechen, doch fehlte ihr die Folie der Kraft, deren sie beim Manne bedarf, um gewinnend zu erscheinen.

Seit der kurzen Zeit seiner Mündigkeit Associé seines Vaters, schätzte er das Geld als das Einzige, um dessentwillen es sich zu leben lohne, und die kauf-

männischen Manipulationen, durch die es zu erwerben und zu vermehren, sicher zu stellen und zu verzinsen ist, als das Bewunderungswürdigste, was der menschliche Geist ersonnen hat. Darum widmete er auch dem Geschäft, wenn gleich ohne besonders erfolgreiche Thätigkeit, einen großen Theil seiner Zeit. Den Rest derselben nahmen jene Vergnügungen ein, welche reichen jungen Leuten seiner Art zu Gewohnheiten werden. Selbstständig geworden, bewohnte er in der Stadt, wie auf dem Lande, einen besonderen „Flügel" und, entsprechend seinem ganzen Wesen, glaubte man zwischen diesen Nippsachen und Toilettenrequisiten, Teppichen und Divans und in der parfümgeschwängerten Atmosphäre das Boudoir einer eben ihre Flitterwochen feiernden jungen Frau betreten zu haben. Cigarrenrauch, den die Freunde unerbittlich in die Junggesellenwohnung mitbrachten — denn Leander Söpe rauchte natürlich nicht — wurde nach einem besonderen Salon verwiesen.

Er erschien jetzt an der Schwelle des Zimmers, in welchem sein Vater wartete und ersuchte diesen, ihm in sein „Arbeitskabinet" zu folgen, wo sie ungestört sein würden. Der alte und der junge Söpe behandelten sich gegenseitig wie zwei ziemlich mit einander befreundete Gentlemen, die übrigens unabhängig von einander leben und die Zutraulichkeit, mit der Söpe

son, zu Espe jun. sprach, sowie der Respekt, welchen dieser jenem zollte, schien weniger aus den Verhältnissen von Vater und Sohn, als aus dem Unterschied der Jahre hervorzugehen.

Das Arbeitskabinet befand sich, wie die ganze Wohnung Leander's, im Erdgeschosse und war eigentlich ein nach dem Garten vorspringender Zubau in Form eines Pavillons. Symmetrisch befand sich gegenüber ein zweiter solcher Vorsprung. Der alte Espe ersuchte vorerst seinen Sohn, Fenster und Thüren sorgfältig verschließen zu lassen, da die Unterredung keinen Ohrenzeugen gestattete. War der Sohn schon durch den außerordentlichen Umstand, daß der Vater seine Morgenruhe störte, auf Ungewöhnliches vorbereitet worden, so machte ihn dieser Eingang des Gespräches völlig wach und unruhig. Der Vater bestand indessen darauf, daß er vor Allem sein Frühstück ruhig vollende, um Kraft zum Anhören und zum Antworten zu gewinnen. Endlich begann Emanuel Espe seinen Vortrag.

„Ein fürchterliches Unglück ist über uns hereingebrochen," sagte er, „schlimmer, als wenn wir blos mit dem Verlust von Vermögen und Kredit bedroht wären. Mehr als die kaufmännische Ehre steht auf dem Spiel. Große Calamitäten, die sonst schon vorgekommen sind, habe ich allein bestanden und abge-

wendet, ohne daß Ihr, die Mutter und Du, Anderes davon zu sehen brauchtet, als mein besorgtes Gesicht. Diesmal aber habe ich Deine Hülfe nöthig, Deine Klugheit und kindliche Liebe. Du mußt also erfahren, wie die Dinge zusammenhängen."

Leander, zum ersten Male in der Lage, von Ernst des Lebens zu hören, fuhr mit dem Battisttuch über das Gesicht und richtete dann die Augen in athemloser Spannung auf den Vater.

„Was weißt Du von Gabrielens Geschichte?" fragte dieser; „hat Dich nie der Gedanke beschäftigt, woher sie wohl stammt, wer ihre Eltern sind und so weiter?"

„Ich weiß nicht mehr, als Sie selbst oft der Mutter und mir erzählten," erwiederte Leander; „Sie haben das Kind aus dem Findelhaus genommen, wo es von Unbekannten ausgesetzt worden, Sie haben es adoptirt und erzogen, weil Sie keine eigene Tochter hatten und sie ist neben mir heran gewachsen; sonst weiß ich nichts."

„Und was geschah weiter?" fragte der Vater, der über die Empfindungen des Sohnes vollkommene Klarheit gewinnen wollte; „sag' Alles, ohne Scheu."

„Ich habe mich mit achtzehn Jahren als ein unerfahrener Mensch in das Mädchen verliebt, das damals höchstens fünfzehn Jahre war, und Gabriele

spielte gerne einen Roman mit mir. Mit kindischem Eifer erklärte ich der Mutter, wie ein erster Liebhaber auf dem Theater, daß ich niemals eine Andere heirathen werde. Die Mutter gerieth darüber außer sich und sorgte, daß ich auf Reisen geschickt wurde. Nach meiner Rückkehr war ich ein vernünftiger Mann geworden — und Leander blickte sehr stolz bei diesen Worten — und sah ein, daß die Mutter Recht hatte. Das Mädchen, ohne Stellung, ohne Vermögen, mit einem Flecken auf ihrer Geburt, war natürlich keine passende Partie für mich. Aber Gabriele war unterdessen außerordentlich schön geworden, wunderbar! Ich —" Leander stockte; der Vater schlug die Augen zu Boden, um durch keinen Blick die Verlegenheit des Sohnes zu vermehren und ihn am Weitersprechen zu hindern. Als er aber dennoch schwieg, sagte Espe: „Du mußt vollkommen aufrichtig mit mir sein, auch in Dingen, von welchen Du glaubst, daß ich sie schon kenne. Es hängt mehr als das Leben davon ab. Sprich!"

„Ich dachte damals", fuhr Leander fort, „es würde genügen, mich als Liebhaber Gabrielens zu erklären und ihr ein Sort in anderer Art zu bereiten, obgleich die Kleine seit meiner Rückkehr mir kalt und schroff begegnete. Die Mutter setzte meinen Bemühungen in dieser Richtung kein Hinderniß durch al-

zustrenge Wachsamkeit entgegen. Als aber ein Zufall meine Absicht Ihnen, Vater, verrieth, sah ich Sie zum ersten Male in meinem Leben in heftigen Zorn gerathen. Sie erklärten mir im Beisein der Mutter und Gabrielens, daß ich Ihre Adoptivtochter als meine Braut anzusehen habe und als meine künftige Gattin lieben und achten müsse. Den Zeitpunkt der Vermählung zu bestimmen, wollten Sie sich selbst vorbehalten. Die Mutter fiel in Ohnmacht, als sie dies hörte, sagte mir aber Tags darauf unter strömenden Thränen: Der Vater hat Recht, es muß so sein und wir müssen uns fügen."

„Und seitdem?" fragte Gops.

„Seitdem?" rief der Sohn verwundert; „seitdem — nichts! Ich erwarte ruhig, wann Sie es für passend erachten werden, den Hochzeitstag anzusetzen."

„Und wechselt Ihr keine Liebesworte? Tauscht Ihr keine Gespräche? Wie ist denn Euer Verkehr?"

Leander wußte nicht recht, was er antworten sollte.

„Sie ist meine Braut," sagte er endlich, „ich bin also quasi fertig mit ihr; die Sache ist abgemacht; brauche folglich keine Liebe und keinen Umgang mehr. Wir sind mit einander höflich und

langweilig, wie es sich für anständige Verlobte gebührt, und gehen indessen unsere eigenen Wege."

Espe schien dies mit Befriedigung zu hören.

„Nun," sagte er, „sollst Du Gabrielens eigentliche Geschichte erfahren, soweit ich sie selbst kenne. Ich war vier Jahre verheirathet, als ich nach Br. reiste, um einen Tuchfabrikanten, der ein Freund meines seligen Vaters war, wegen einer Spekulation um Rath zu fragen, von der ich glaubte, daß sie mich herausreißen könnte. Denn die Zeiten waren schlecht und ich raufte mir die Haare aus in der Angst, ich könnte fallen. Der Fabrikant verstand den Artikel, der mir angeboten war, aus dem ff, er hatte seit Jahren alle Chancen darin verfolgt und rieth mir dringend ab. Ich ging in Verzweiflung nach der Post, um zurückzukehren. Es war noch nicht Abfahrtszeit und in Gedanken verloren, gelangte ich in einen öffentlichen Garten in der Nähe. Ich schritt in der Allee auf und ab, ohne eine Frau, die dasselbe that, näher zu beachten. Endlich hörte ich meinen Namen rufen. Es war die Baronin Gortschin, ich hatte sie gekannt, als sie noch Mädchen war und mit ihrer Schwester eine untergeordnete Stellung beim Theater hatte. Sie wurde später berühmt und heirathete den steinalten und steinreichen Baron Gortschin. Sie hatte mich jetzt erkannt und

mein Bekümmerniß bemerkt. Ich sah, daß sie eben=falls seufzte und eben geweint hatte. Sie wollte wissen, was mir fehle. Mir konnte es nicht in den Sinn kommen, ihr meine Verhältnisse zu offenbaren, ich gebrauchte Redensarten. „Lieber, alter Freund," sagte sie, „täuschen Sie mich nicht, wenn es nicht Familienkummer ist, so kann es bei Ihnen nur Geld=kummer sein, der sie drückt und in diese schreckliche kleine Provinzstadt getrieben hat." Als sie mich „lieber, alter Freund" nannte, wußte ich, daß sie etwas von mir haben will und ich sie daher viel=leicht auch gebrauchen könnte. Ich fragte daher vor Allem, welches Schicksal sie in diese kleine Stadt versetzt habe."

Sie wollte nicht deutlich Auskunft geben, son=dern sagte nur, daß wenn ich bereit wäre, ihr im Nothfall einen großen Dienst zu leisten, ich auf ihre vollste Dankbarkeit rechnen könnte. Ihr alter, lebens=müder Mann, dem sie mehr eine Krankenpflegerin als eine Gattin sei, schenke ihr das unbeschränkteste Vertrauen, so daß sie mir, wenn dies mein Wunsch wäre, mit einem sehr bedeutenden Darlehn zu den geringsten Zinsen gefällig sein könnte. Auf meine Frage nach der Beschaffenheit des Dienstes, den ich ihr leisten solle, antwortete sie, daß ein glücklicher Zufall sie noch immer von der Nothwendigkeit be=

freien könne, mich damit zu belasten, was binnen wenigen Tagen entschieden sein müsse, ob ich aber, wenn sie meiner bedürfen sollte, bereit wäre, auf die erste Anzeige sogleich wieder nach Br. zu kommen. Ich versicherte, daß es meiner noch immer nicht verrosteten Freundschaft für sie eine Genugthuung wäre, ihr mit Aufopferung zu dienen, behielt mir jedoch innerlich vor, mich auf keine Sorge ohne Garantie eines reellen Nutzens einzulassen. Sie dankte mir sehr erfreut, widerstand aber meinem Andringen, mir jetzt schon näher zu bezeichnen, was sie von mir wolle, da ein damit verknüpftes Geheimniß nur im Falle der äußersten Nothwendigkeit verletzt werden dürfte. So versprach ich denn unbedingt Folge zu leisten, wenn sie mich nach Br. berufen sollte und reiste nach der Hauptstadt zurück. Ich betrachtete dies Engagement als einen letzten möglichen Rettungsanker.

Noch waren nicht acht Tage vorüber — mein Falliment stand bevor — als ich von der Gortschin die Aufforderung erhielt, augenblicklich nach Br. zu reisen.

„Sie hatte mich nach einer entlegenen Straße bestellt und empfing mich an der Schwelle einer erbärmlichen Spelunke. Es war ein kleines Häuschen, das sie für sich allein gemiethet hatte. In einer

dunkeln Kammer ließ sie mich noch einmal betheuern, daß ich thun werde, was sie von mir fordern wolle, sonst möchte sie mich lieber nicht in das Geheimniß einweihen. Ich versprach das Möglichste."

„Nun," sagte sie, „die Sache ist ganz einfach die: In diesem Hause ist vorgestern Nachts unter meinem alleinigen Beistand ein Kind zur Welt gebracht worden. Dieses Kind sollen Sie als Ihr eigenes unter irgend einem der Welt und Ihrer Frau einleuchtenden Vorwand adoptiren und in Ihrem Hause so glänzend erziehen, als ob es Ihre eigene Tochter wäre. Ich lege bei Ihnen ein Kapital an, von dessen Zinsen Sie die Erhaltung und Erziehung des Mädchens bestreiten und das einst ihr Heirathsgut sein soll. Kann ich Ihnen diesen Dienst in einer Ihnen nützlichen Art lohnen, so verfügen Sie über mich. Nur bedenken Sie, daß sobald das Kind in Ihrem Hause ist, ich jede Mitwissenschaft, wie Sie dazu gekommen sind, abläugnen werde, wenn Sie sich jemals darauf berufen sollten; Sie geben an, das Kind aus dem Findelhaus genommen zu haben und schweigen übrigens."

„So sagte die Gortschin und fügte Anerbietungen hinsichtlich eines Darlehns hinzu, deren Größe mich völlig betroffen machte, obgleich ich sehr indifferent dabei zu bleiben schien. Ich weiß nicht, ob Du

Schach spielst, mein Sohn, sonst würdest Du das Verhandeln von zwei klugen, auf ihren Vortheil bedachten Menschen mit einem unsichtbaren Schachspiel vergleichen. Die Gortschin wollte mir, wie man sagt, auf den Kopf kommen. Sie hatte den schlimmen Stand meiner Verhältnisse erfahren, sie wußte, daß ich mich mit der Summe, die Sie mir anbot, decken würde, vielleicht aber noch in zehn Jahren nicht im Stande wäre, zurück zu bezahlen. Durch fortwährendes Prolongiren gedachte sie mich an der Kette zu halten und mir das Schweigen darüber, wie ich zu dem Kinde gekommen, zur Pflicht der Selbsterhaltung zu machen. Das hatte ich bald durchschaut und faßte die Situation anders auf."

„Die Summe, die sie mir bot, war an sich sehr bedeutend, aber natürlich noch immer nicht groß genug, um mich völlig zu decken. Sollte ich hier eine dauernde, stets sich erneuernde Hülfe finden können, so mußte ich das Weib selbst an die Kette legen, an der sie mich zu lenken vorhatte. Statt daß sie mich vor meinem Schuldschein zittern lassen konnte, mußte ich die Macht haben, sie vor meinem Sprechen zittern zu lassen. Dazu mußte ich aber vor Allem auch etwas Wesentliches zu verschweigen haben oder mit anderen Worten, ich mußte das Geheimniß hinsichtlich des Kindes genau kennen. In Folge dieser

Erwägung lautete meine Antwort dahin: daß ich die Anerbietungen, Geld zu nehmen, entschieden ablehnen müsse und nicht begreifen könne, weshalb sie bei mir solche Mittel versuchen mag. Ich wäre indessen bereit, Alles für Sie zu thun aus reiner Freundschaft. Diese Freundschaft eben verpflichte mich jedoch, ihr nicht nur mit That, auch mit Rath zur Seite zu stehen und meine Hand nicht blindlings zu einem Unternehmen zu bieten, das für die theuere Freundin vielleicht unangenehme und selbst gefährliche Folgen haben könne. Kurz, ich müßte Alles wissen, sie solle Vertrauen zu mir haben, eingedenk meiner oft erprobten Zuneigung für sie, und sich dafür meiner Bereitwilligkeit, ihr in vollstem Maße zu dienen, für versichert halten."

„Sie war bereits jetzt zu weit gegangen, um inne halten zu können. Die Furcht, die ich geschickt in ihr zu erregen wußte, daß schon, was ich bisher wußte, nämlich daß sie sich eines fremden Kindes annahm, zu ihrem Nachtheil benutzt werden könnte, endlich meine Vertrauen erweckenden Worte bestimmten sie zu einem unumwundenen Geständniß."

„Das Kind war das Kind ihrer ledigen Schwester, der Braut eines angesehenen Gutsbesitzers, der kein Bedenken trug, sich mit einer Schwester der Baronin Gortschin zu verheirathen. Die Frucht eines

früheren Verhältnisses mit einem armen Teufel von Liebhaber mußte natürlich in unschädlicher Art beseitigt werden. Zu diesem Zweck sollte die Mutter des Kindes dasselbe natürlich für todt halten müssen, damit sie nicht später durch Sehnsucht nach ihrem Kinde zu einem Verhalten verleitet werde, das sie als Gattin eines geachteten Mannes compromittiren könne. Die Gortschin nahm indessen so vielen Antheil an dem Kinde oder an dem Vater desselben, daß sie es glänzend erzogen und zu einem glücklichen Dasein bestimmt wissen wollte. Sie beschwor mich nun, das Kind zu mir zu nehmen und als sie mit Thränen in den Augen betheuerte, sie wolle sich lieber tödten als jemals erleben, daß die Schande ihrer Schwester offenkundig würde, wußte ich, daß ich die Person völlig in Händen habe. Ich versprach nun, das Kind zu adoptiren und zugleich, daß ohne den Fall der äußersten Nothwendigkeit Mutter und Kind niemals von ihrer gegenseitigen Existenz etwas erfahren sollten."

„Der Schwester der Gortschin wurde der Tod ihres Kindes glaubwürdig gemacht. Sie heirathete ein Jahr später jenen Gutsbesitzer. Ich nahm das Kind in mein Haus, hatte aber vorher in aller Stille und Discretion die ohnehin gesetzlichen Schritte bei der Behörde gemacht, um nöthigenfalls für die

Identität des Kindes mich auf Beweise berufen zu können. Einige Zeit später war durch sanften Hinweis auf jene „äußerste Nothwendigkeit", die ich mir vorbehalten hatte, aber immer in den freundschaftlichsten Formen die Verwaltung fast des gesammten Gortschin'schen Vermögens in meine Hände gekommen und mein Haus erhob sich blühender als jemals. Die Gortschins standen sich übrigens nicht schlecht dabei; sie erhielten regelmäßig ihre guten Zinsen und nur gegen etwaige Aufkündigung der Kapitalien, obgleich die Anlage in aller vor Gericht giltigen Form geschehen war, stellte mich der Besitz des Geheimnisses sicher. Dies um jeden Preis gewahrt zu wissen, erschien der Gortschin um so nothwendiger, als ihre geliebte Schwester großes Haus machte, in allgemeiner Achtung stand, legitime Kinder bekam und die Enthüllung einen Scandal verursacht haben würde, der mit Selbstmord oder Irrenhaus geendet hätte. Das Kind, unsere schöne Gabriele, entfaltete sich indessen prächtig, auf den Wunsch der Gortschin nahm ich es zuweilen im Sommer nach dem Gut mit, das ihr Mann besaß und bewohnte, dem ich das Kind in halben Andeutungen als meine eigne Tochter vorstellte. Gabriele wurde bei solchen Gelegenheiten mit den größten Zärtlichkeiten von der Gortschin behandelt, die jedoch ungeachtet ihrer öfteren

Sehnsucht nach dem Mädchen niemals mein Haus besuchen wollte, um keine Beziehung von ihr zu dem Kinde errathen zu lassen. Sie dankte mir indessen mit Begeisterung für die Erziehung Gabrielens und schrieb mir alle Schönheiten und Talente des Kindes zu Gute. So wären denn die Dinge ruhig weiter gegangen, wenn nicht eine geheime Sorge Tag und Nacht wie ein Wurm an mir genagt hätte. Der Tod des alten Gortschin konnte mich verpflichten seinem Universalerben, wenn dieser nicht zufällig seine Frau sein sollte — denn Kinder hatte er nicht — Rechenschaft über die Verwaltung des Vermögens und dieses selbst auszuliefern, was mich nicht nur zum Bettler, sondern zu noch etwas Schlimmerem gemacht hätte. Es war zwar ganz undenkbar, daß ein Anderer als seine Frau erben sollte, die Gortschin selbst war darüber kaum im Zweifel, allein wer konnte für die Vergangenheit oder für die Laune eines alten Mannes gut stehen? Und er starb, als Gabriele vierzehn Jahr alt war, und hinterließ in der That ein Testament, das mich wie ein Donnerschlag traf. Es war am Tage vor seinem Tode erst aufgesetzt worden."

Der alte Söpe, der das Bisherige ziemlich munter vorgetragen hatte, nahm bei den letzten Worten eine Miene des Entsetzens an, so daß Leander nicht

begreifen konnte, wie eine Thatsache, die vor langen Jahren sich ereignet hatte, den Vater heute noch so heftig bewegen mochte. Er wagte jedoch in athemloser Spannung kein Wort, beinahe fürchtend, Schreckliches, das er zu vernehmen habe, dadurch noch früher herbeizuführen. Emanuel Espe fuhr fort:

„Die letztwillige Anordnung des alten Gortschin setzte, wie zu erwarten war, seine Frau in den Genuß seines ganzen beweglichen und unbeweglichen Vermögens, jedoch nur auf unbestimmte Zeit. Sie sollte den Ertrag der liegenden Gründe und den Zinsengenuß der Kapitalien haben, müßte sich aber gefaßt machen, auf Beides zu verzichten, sobald ein früher von ihm aufgesetztes Testament zu Gunsten eines Mannes, den er nicht näher kenntlich machte, zum Vorschein kommen sollte. Erst nach Ablauf von zehn Jahren vom Tage dieser letztwilligen Anordnung erlischt die Gültigkeit des früher abgefaßten Testamentes, wenn es bis dahin nicht vorgebracht worden sei. Darum dürfen auch bis dahin die Güter nicht veräußert, die Kapitalien nicht angegriffen werden. Die Gortschin sollte vor Ablauf von zehn Jahren nur über die Erträgnisse des Vermögens testamentarisch verfügen können und auch nur mit dem Vorbehalt, daß der eigentliche Universalerbe im Augenblick, wo er sich zeigen sollte, in alle Rechte und in

den ausschließlichen Genuß des Vermögens hatte. Erscheint dieser Erbe binnen zehn Jahren nicht, dann sollte die Gortschin oder wer sie beerbt in den unangefochtenen Besitz des Vermögens kommen.“

„Das waren im Allgemeinen die Bestimmungen seines letzten Willens. Es wurde darauf hingewiesen, daß jenes frühere Testament vollkommen rechtsgiltig und von Zeugen unterschrieben sei, und daß der Mann, zu dessen Gunsten es abgefaßt wurde, berechtigt sei, es seinen Nachkommen zu hinterlassen, die es dann während des zehnjährigen Zeitraumes geltend machen können.“

„Du kannst Dir wohl denken, mein Sohn, daß diese Anordnung des verstorbenen Gortschin wie ein Richtschwert über mir hing. Wäre die Frau unumschränkte Herrin des Vermögens geworden, so wäre ich der unumschränkte Herr desselben geblieben; denn die alte Baronin ist nicht habgierig, sie begnügt sich mit ihren Zinsen und durch das Geheimniß hinsichtlich Gabrielens Geburt habe ich sie noch immer ganz in Händen. Jetzt mußte ich gewärtig sein, daß heute, morgen, jeden Augenblick ein Unbekannter hervortritt, die bei mir angelegten und längst nicht mehr vorhandenen Kapitalien fordert und meinen Ruin vollständig macht. Es verging ein fürchterliches Jahr für mich — aber kein Erbe erschien. Als ein zweites,

als ein drittes hingegangen war, ohne daß das Fürchterliche eingetroffen wäre, wurde ich ruhiger. Es kam mir der Gedanke und der Gortschin, der ich ihn scheinbar nur zu ihrer Beruhigung äußerte — denn sie hatte keine Ahnung von meinen Verhältnissen und meinen Aengsten — die Gortschin stimmte mir bei, das Vorgeben eines unbekannten Erben müsse eine List des alten närrischen Kauzes gewesen sein, daß das Vermögen beisammen bleibe, bis die Frau um zehn Jahre älter und vernünftiger geworden sei. Noch ähnliche Gründe dafür, daß kein Erbe vorhanden sei, wußte ich ihr und mir glaubhaft zu machen und schmeichelte mich ganz in die Vorstellung hinein, daß ich mich jeder Sorge begeben könnte. Es kam ein Jahr, wo ich ungeheure Gewinne realisirte, und einen Augenblick dachte ich daran, der Gortschin ihre Gelder herauszubezahlen, ich hätte meine Ruhe gesichert gehabt und wäre noch immer ziemlich arrangirt gewesen. Aber der Teufel hielt mich beim Schopf, ich zögerte, vertändelte viel an der Börse und befestigte mich immer mehr in der Meinung, daß die Furcht vor dem Erben Unsinn wäre. So kam wieder ein Moment, wo ich kein Geld entbehren konnte, das einmal in meinen Händen war. Ich mußte nun daran denken, mich wenig-

stens von der Seite der Gortschin völlig sicher zu stellen."

„Zu diesem Zweck sprach ich mit ihr, als Gabriele achtzehn Jahre alt wurde, von der Zukunft des Mädchens und wie das Auftreten eines Freiers die Frage und Forschung nach des Mädchens Abstammung und Geburt nothwendig zur Folge haben werde. Ich stellte ihr vor, wie viele Kränkungen das arme Kind erwarten, wenn bei nicht genügender Auskunft achtbare Männer, die sich um sie bewerben, wieder zurücktreten sollten, oder wie durch dringendere Nachforschung eine Gefahr der Entdeckung herbeigeführt werden könnte. Diesem Allen wäre am besten ein Ende zu machen, wenn sich Gabriele mit meinem Sohne verlobt und durch eine solche Ehe aus einer prekären Stellung in eine wohlgeordnete bürgerliche Existenz tritt. Natürlich könne ich meinem Sohn nicht zumuthen, ein Mädchen ohne Vermögen zu heirathen, und frage daher an, was sie, die Baronin, zu thun bereit wäre."

„Die Gortschin war über den Vorschlag, Gabriele in dieser Art von allen Unannehmlichkeiten ihrer Lage bewahrt zu wissen, ganz glücklich. Wir kamen nun überein, daß sie nach dem völligen Ablauf des bestimmten Zeitraumes Gabrielen ein namhaftes Heirathsgut zuwenden und sie für den Fall, daß der

gefürchtete Erbe nicht erscheine, zur Universalerbin einsetzen werde. Das, lieber Leander, ist die Erklärung meines damaligen Zornes, als Du in anderer Art mit dem Mädchen anknüpfen wolltest. Das ist die Erklärung Deines Brautstandes."

Eine Pause trat ein. Leander betrachtete mit sehr gemischten Empfindungen seinen Vater, der ihm ohne Scheu seine geheimsten und nicht eben löblichen Intentionen offenbarte, und er hätte vielleicht, wie Sem, einen Mantel der Entschuldigung über die Blößen seines Erzeugers zu breiten versucht, wenn die Angst, die auf der Stirne des letzteren perlte, sich ihm nicht mitgetheilt und ihn der Klarheit des Bewußtseins beraubt hätte. Schwer seufzend fuhr endlich Espe fort:

„Acht Jahre sind nun vergangen seit dem Tode des alten Gortschin. Und jetzt, wo ich das Drohende beinahe vergessen, für ein Mährchen gehalten habe, wo ich längst eingewiegt war in die Sicherheit, über aller Verantwortung zu stehen; jetzt steigt ein Rachegeist aus der Hölle auf und stürzt uns allesammt in's Verderben. Der wahre Erbe ist erschienen."

Ein dumpfer Schrei entrang sich der Brust Leander's, dann wartete er sprachlos auf das Weitere, als müßten dieselben Lippen, die ihm das Fürchter-

liche verkündeten, auch den Weg der Rettung sogleich anzugeben wissen.

„Du weißt", sagte Espe, „oder weißt vielleicht auch nicht, wie es mit meinen Verhältnissen in diesem Augenblicke beschaffen ist. Ich erschwinge im Gang der Geschäfte jährlich die Zinsen für die Gortschin und unsern eigenen großen Hausgebrauch. Seit ich vor einigen Jahren die großen Gewinne machte, hat die Mutter das Haus auf einen Fuß gesetzt, der sich mit unserm eigentlichen Vermögen lange schon nicht mehr verträgt. Aber wir konnten uns nicht plötzlich einschränken, ohne der Welt zu reden zu geben. Und was hätte es auch geholfen? Wenn der Mensch sein Erbe verlangt, so —" und Espe schlug sich mit der Faust an die Stirne, als ob er Schreckliches gegen sich selbst zu vollführen im Sinne hätte.

„Und wer ist dieser Mensch?" fragte Leander.

„Dein ehemaliger Lehrer Aemilian Laurent."

„Der?" rief Leander, „wie ist das möglich? Wie kommt dieser Bettler zu einer solchen Erbschaft?"

„Gott weiß!" erwiederte Espe; „die Gortschin gab ihm einen Brief an mich, als ihren Bankier, worin sie ihm indessen einen Credit bei mir eröffnet, und der damit anfängt, daß Laurent der lang er-

wartete Erbe ihres Mannes ist und sich als solcher ausgewiesen hat. Ich werde heute noch zu ihr auf das Gut gehen, um Näheres zu erfahren. Sie hat mir wahrscheinlich aus Schreck und Rathlosigkeit noch nicht direct geschrieben. So viel steht über allem Zweifel, daß der Mann der rechtmäßige Erbe des alten Gortschin ist."

„Und giebt es keinen Ausweg mehr, keine Rettung?" fragte Leander.

„Wenn es noch eine Hoffnung giebt," entgegnete der Vater, „so ist es durch Dich, mein Sohn, sonst hätte ich Dir auch nicht Alles gesagt. Wenn es einen letzten, äußersten Weg der Rettung giebt, so liegt die Macht, diesen Weg zu gehen, zum größten Theil in Deinen Händen."

Leander staunte; das Leben hatte ihm bisher noch nie eine wichtige Rolle zu spielen gegeben. Esope blickte ihm in die Augen, um zu erforschen, ob sein Plan nicht vom Sohn errathen werde. Als dieser schwieg, erzählte Esope seine gestrige Begegnung mit Laurent.

„Ich war in den ersten Stunden," sagte er im Verlauf seines Berichtes, „so betroffen, so außer mir, daß ich die wahnsinnigsten Entschlüsse faßte und wieder aufgab. Mehr als einmal war ich des Nachts an der Schwelle seines Zimmers und kehrte wieder

um. Bald wollte ich ihn mit Gewalt zwingen, das Testament heraus zu geben, bald wollte ich durch sanfte Unterredung erfahren, ob er etwas von den furchtbaren Folgen ahnt, die es für mich hat. Endlich drang ich sogar mit Pistolen zu ihm, während er schlief oder sich schlafend stellte, in meiner Verzweiflung dem Zufall überlassend, was daraus werden sollte. Einige Besinnung kam mir zurück und, während ich mich mechanisch nach seinen Papieren umsah, fiel mir sein Reisepaß in die Hände. Aus diesem ersah ich, daß er noch unverheirathet ist und nun wirst Du wissen, was uns allein vielleicht noch retten kann."

Leander verstand nun allerdings die Meinung seines Vaters, er schwieg indessen, um zu erfahren, in wie fern seine Thätigkeit dabei in Anspruch genommen werden sollte.

„Wie gut ist es nun," fuhr Espe fort, „daß ich trotz meiner Idee, die Existenz eines Erben wäre nur ein falsches Vorgeben, Deine Heirath mit Gabrielen nicht vor Ablauf der zehn Jahre vollziehen lassen wollte. Wie ich von der Mutter weiß und selbst oft zu bemerken Gelegenheit hatte, ist Gabriele für diesen Laurent, der auch ihr Lehrer war, schwärmerisch eingenommen. Sie wird ihn lieben, wenn es sein muß, und es kommt nun nur darauf an, auch

ihn in sie verliebt zu machen. Er ist ein Schöngeist, ein Idealist, er wird sich, was Geld betrifft, jede Bedingung ihres Besitzes gefallen lassen. Sie aber ist ein dankbares Gemüth, sie weiß nichts Anderes, als daß ich sie dem Elend eines Findelkindes entrissen habe, sie wird Alles thun, was ich von ihr verlange, und nichts ohne meine Zustimmung."

In Leander stieg ein seltsames Gefühl der Abneigung gegen diesen Plan auf, das er sich selbst nicht ganz klar machen konnte. Er fragte, ob denn nicht durch die wahre Mutter des Mädchens, deren Namen der Vater noch nicht genannt habe, wenn man ihr das Dasein einer Tochter entdecke, Hilfe zu schaffen wäre.

„Das ist Unsinn," antwortete Espe; „jene Frau ist nicht in der Lage, über Summen zu verfügen, auch wenn sie dadurch der Zerrüttung ihres Familienlebens vorbeugen könnte. Auch müssen wir die Gortschin so lange schonen, als sich an sie noch irgend eine Hoffnung knüpfen läßt, das heißt, als sie die Erbschaft noch nicht thatsächlich herausgegeben hat. Laurent hat das Testament noch nicht gerichtlich geltend gemacht. Ich will heute noch zur Gortschin, um zu erfahren, wie sein erstes Auftreten war. Was Du indessen zu thun hast, ist nicht nur vollständig auf Gabriele zu verzichten, was Dir nach

Deinem Bekenntniß, daß Ihr Euch ziemlich kalt gegen einander verhaltet, nicht schwer fallen wird; Du mußt ihr dies auch sagen, eine plötzliche andere Neigung vorschützen und dann ihr Zusammentreffen mit Laurent einleiten. Alles aber, was ich Dir jetzt mitgetheilt habe, wirst Du ihr unverbrüchlich verschweigen, das weiß ich; denn sonst wäre Alles verloren und mein Verderben ist auch das Deine. Erfährt Gabriele die Existenz einer Mutter, so hat sie kein anderes Interesse mehr im Kopf und im Herzen, als diese Mutter aufzufinden; erfährt sie, welchen Nutzen ich aus ihrer Adoption gezogen habe, so schwindet ihre kindliche Dankbarkeit und sie könnte versucht werden, mich absichtlich in den Abgrund zu reißen."

Leander sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein und gelobte zitternd vor den drohenden Gefahren das tiefste Schweigen.

„Du mußt Laurent mit offenen Armen empfangen," fuhr Espe fort, „sein Freund zu werden suchen, ihm die Vorzüge Gabrielens schildern und seine Phantasie, seine Neigung auf das Mädchen lenken. Es ist nicht denkbar, daß er ahnen sollte, wie wir bei seiner Erbschaft interessirt sind; er wird daher kein Mißtrauen in Deine Freundschaft, Deine Rathschläge setzen. Und ist er nur erst entschlossen, Gabriele

zum Weibe zu nehmen, dann mache ich Schwierigkeiten, Bedingungen, zeige mich abgeneigt, meine Adoptivtochter einem Mann zu geben, der die Macht und den Willen hat; meine alte, theuere Freundin Gortschin ihres ganzen Vermögens zu berauben; kurz, es läßt sich dann ein Arrangement treffen. Und Gabriele wird freiwillig oder gezwungen thun, was mir immer die Nothwendigkeit eingiebt, von ihr zu verlangen. Du fährst noch heute mit dem Mädchen nach der Stadt, unter dem Vorwand, daß Ihr Beide nicht erwarten konntet, Euren geliebten Lehrer wieder zu sehen. Du bringst ihn morgen mit hierher und sorgst, daß er sich bald wie ein Glied der Familie fühle."

Noch einige Bemerkungen dieser Art fügte der Bankier hinzu und, nachdem sie über mehrere Punkte eine nähere Verabredung getroffen hatten, begaben sich Vater und Sohn zu den Frauen. Espe benahm sich harmlos und fast heiter, als ob nichts vorgefallen wäre, und auch Leander verbarg, was in seinem Innern vorging. Nach Tische erklärte der Bankier, daß er einen Besuch bei der Baronin Gortschin machen und daher für einige Tage Abschied nehmen müsse. Das Gut der Baronin lag beinahe eine Tagereise von der Hauptstadt entfernt. Für Leander war jetzt der Augenblick zum Handeln gekommen.

Der junge Mann war in der Unterredung mit seinem Vater zum ersten Male aus einem sorglosen, leicht und sanft dahin fließenden Dasein geweckt worden und er blickte in kaum als wirklich vermuthete schauerliche Tiefen, von Habsucht, Falschheit und anderen bösen Trieben der menschlichen Natur bevölkert, wie die Tiefen des Meeres von häßlichen Unthieren. Sein sittliches Bewußtsein war vorhanden, wenn auch sein bisheriger ungestörter Lebensgang keine Veranlassung geboten hatte, es aus dem Schlummer zu wecken. Jenes Nachdenken, das zur Selbsterkenntniß führt, hätte ihn freilich früher schon belehren müssen, daß die leeren Formen, in welchen sich sein und seiner Familie Dasein nach gebräuchlicher Weltsitte abspielte, nicht den wahren und würdigen Inhalt des Lebens ausmachen. Allein ihm fehlte der Trieb des Denkens, wie er der Mehrzahl sonst guter Menschen fehlt, und so bewegte er sich gewohnheitsmäßig und gedankenlos fort, in der Weise anderer junger Leute seines Standes und seiner auf Reichthum gegründeten Lebenssphäre. Jetzt, da er seine Stellung als morsch und faul erkennen mußte, faßte ihn ein Schauder vor den Mitteln sowohl, durch welche sie künstlich aufrecht erhalten wurde, als vor der aller Schaam beraubten Naivetät, mit welcher sich sein Vater zum Gebrauch solcher Mittel bekannte.

Er besaß eine gewisse innere Vornehmheit, wie affektirt auch zuweilen die äußere Noblesse seines Wesens sein mochte, und lieber noch als von den allerdings schrecklichen Folgen einer betrügerischen Handlung hätte er sich und seinen Vater von dem Bewußtsein einer solchen befreien mögen.

Andererseits mußte er doch darauf bedacht sein, um jeden Preis Schmach und Schande von seinem Hause abzuwenden. Dazu gab es aber, wie er sich sagen mußte, kein anderes Mittel als das von seinem Vater ersonnene, den Mann nämlich, der jetzt das Schicksal der Familie in Händen hatte, an irgend einem mächtigen Interesse, wie an einem Lenkseil, auf den gewünschten Weg zu führen. Dies Interesse konnte nur Liebe zu einem Mitglied der Familie sein, eine Liebe, wie nur Gabriele sie zu erwecken vermochte.

Hier aber kam ein anderes Moment hinzu, um Leander die Aufgabe, die er zu vollführen hatte, als eine qualvolle erscheinen zu lassen und ihm das Gefühl zu geben, grenzenlos unglücklich zu sein.

Gleich allen Menschen, welche die gegebenen Verhältnisse gedankenlos hinnehmen, ohne sich über Rechte und Pflichten derselben klar zu werden, hatte auch Leander seine Verlobung mit Gabrielen nur als ein äußerlich Festgesetztes aufgefaßt, ohne an die tiefere

menschliche Bedeutung einer solchen Beziehung zu denken. Gabriele war das ihm bestimmte Weib und somit war er, wie er selbst zu seinem Vater gesagt hatte, mit ihr fertig. Sie gefiel ihm äußerlich und mehr bedurfte er nicht; Sehnsucht und Wunsch hatten ihr bestimmtes Ziel, und da sie sich nicht auf Bedürfnisse der Seele richteten, so störten sie nicht den vollständigen Schlummer seines inneren Lebens. Er wußte, daß Gabriele allen herkömmlichen Forderungen zu genügen im Stande sei, daß sie mehrere Sprachen und einige Kenntniß von Musik inne habe und an Theater und Literatur das konventionelle schöngeistige Interesse zeigen werde, wie und soweit es die Gesellschaft fordert und billigt. Er war völlig unwissend darüber, daß in einem Weibe, dem man sich für das Leben verbinden will, noch Anderes zu suchen oder vorauszusetzen sei, als die Erfüllung geselliger Pflichten ihres Standes bei einiger Schönheit und jenen Manieren, die der fremde Besucher als taktvoll und liebenswürdig anerkennen muß; völlig ohne Ahnung, daß auch eine bestimmte Individualität, eine entschiedene Richtung des Charakters, eine selbständige Auffassung und Gestaltung des Lebens vorhanden sein und in die Verbindung zweier Menschen — bei aller Sicherstellung durch äußere Verhältnisse — störend eingreifen könne; völlig ohne Kenntniß davon,

daß Bildung einen umfassenderen Inhalt haben könne, als den Sinn, den eine auf den Glanz nach außen hin gerichtete Erziehung jenem Wort unterlegt. So befand sich Leander bisher in dem Gedanken, Gabrielens Bräutigam zu sein, vollkommen beruhigt und unbesorgt; das war eine abgemachte Thatsache, die keine Beschäftigung des Geistes oder Gemüthes mehr in Anspruch nimmt. Es kam ihm daher auch nicht im Mindesten zu Sinne, daß Gabriele sich in ihren Gedanken anders oder lebhafter mit dem Verhältniß beschäftigen könnte, als er; denn er hegte nicht den geringsten Zweifel, daß sie ihn als eine höchst passende, ihre Ansprüche selbst übertreffende Partie betrachten müsse, und daß er sie in jeder Beziehung vollkommen zufrieden stelle.

So war es bis zu dem Tage gewesen, der ihm die Röthigung auferlegte, auf seine Braut zu verzichten.

Es sind eben die weisesten der Menschen nicht, welche die Erfahrung an sich machen müssen, daß sie gleichsam weitsichtig für das Glück sind, indem sie dasselbe erst seinem ganzen Umfange nach erkennen, wenn es in eine gewisse Ferne gerückt ist. Wer das Leben durch Nachdenken und Erkenntniß verstehen gelernt hat, ein wahrer Lebensforscher findet an dem kleinsten Besitz, den ihm Zufall oder Schicksal in die

Hände spielen, so viel Reiz und Genuß heraus, wie der Naturforscher an einem Grashalm, den Andere achtlos, weil unwissend, zertreten. Ist es nun gar ein großes Gut, das einem denkenden Manne zu Theil wird, so weiß er sich es durch Ergründung seines ganzen Inhalts so fest und dauernd zu eigen zu machen, daß selbst der zufällige Verlust, weit entfernt ihm erst den Werth des Besitzes zur Erkenntniß zu bringen, ihm denselben vielmehr in mancher Beziehung gar nicht mehr zu rauben vermag; denn das Erkannte bleibt ein Besitz, über welchen das Geschick keine Macht hat.

Leander besaß diese Reife der Betrachtung nicht und so traten ihm die Vorzüge Gabrielens plötzlich und überraschend in dem Momente erst sichtbar vor Augen, da er sie als verlornes Gut anzusehen gezwungen war. Ihr geräuschloses und doch das Ganze durch angenehmen Zwang beherrschendes Walten im Hause, ihr Wesen, das sich zwischen unsichtbaren und doch fühlbaren Linien der Schönheit bewegt, die Sinnigkeit ihrer Beschäftigungen, ihr vornehmer Geschmack und endlich ihr äußerer Reiz, der sich nur symbolisch zu ihrer inneren Begabung verhielt, nur wie der angemessenste physische Ausdruck derselben erschien, das waren die Eigenschaften, welche Gabriele, von den Geschicken nichts ahnend, die über ihr schwebten, an

diesem verhängnißvollen Tage so unbefangen, wie an jedem anderen Tage geltend machte, nur daß Leander erst vom Verlust die Organe der Wahrnehmung dafür empfing.

Seine Leidenschaft für das Mädchen, die in seiner Jugend instinktmäßig in ihm aufgelodert war, die später, entsprechend den sittlichen Trübungen seiner Entwickelung, sich zu einem niederen Verlangen verirrt hatte und endlich in die Ruhe eines sicheren Eigenthumgefühls übergegangen war, diese Leidenschaft erwachte jetzt in ihm mit um so stürmischerer Glut, je ferner ihre Befriedigung rücken sollte und je mehr sie aus einem bloß instinktiven Affekt zum Bewußtsein ihrer Berechtigung, gewissermaßen ihrer Naturnothwendigkeit gelangte. Denn wie er Gabriele jetzt erkannte, mußte er sie lieben; nicht mehr blos um einer zufälligen, äußeren Bestimmung, um einer Combination der Verhältnisse zu entsprechen, sondern um den Anforderungen seiner innersten Natur Genüge zu leisten, hätte er sie zum Weibe genommen.

Psychologen haben noch nicht zu erforschen vermocht, in wie wenigen Sekunden eine Begebenheit geträumt wird, deren wirklicher Verlauf vielleicht Stunden oder Tage in Anspruch nehmen würde. Ebenso wenig läßt sich berechnen, wie kurz die Zeit ist, deren andere Vorgänge der Seele bedürfen. Einige

Gänge durch den Garten, unmittelbar nach seines Vaters Abreise, hatten hingereicht, um Leander das klarste Bewußtsein sowohl von seiner Liebe als von der unverzeihlichen Apathie zu geben, womit er den Schatz, dieses Weib sich bestimmt zu wissen, unausgebeutet und ungehoben hatte ruhen lassen, bis zu dem Augenblicke, wo ihm dieser Schatz unerbittlich entrissen werden sollte. Es war ihm, als ob er Gabriele heute zum ersten Male gesehen hätte, und jeder Eindruck, den ihre Erscheinung, ihre Bewegungen auf ihn hervorbrachten, trug das Doppelgesicht der Freude und des Schmerzes.

In dem Maße aber, als seine Leidenschaft immer tiefere Wurzeln schlug, stellte sich ihm auch die Pflicht der Entsagung immer gebieterischer vor Augen. Was sollte auch dem Manne, der das Recht hatte, seinen Vater der öffentlichen Schande preiszugeben, sein Haus zu Grunde zu richten, dieses Recht aus den Händen winden? Was sollte Laurent hindern können, von seinem materiellen Glück Besitz zu ergreifen? Nur Gabriele konnte der Gegenstand sein, dessen Erreichung durch kein Opfer zu theuer erkauft wurde. An die Familie Cäpe war Laurent durch keine Rücksicht, durch keine Dankbarkeit gebunden; denn zur Zeit, als er noch in einem Verhältniß der Pflicht zu dem Hause gestanden, hatten Alle und Leander selbst

dazu beigetragen, ihn diese Stellung als eine rein dienstliche, nicht gemildert durch Beziehungen des Herzens, empfinden zu lassen.

So mußte denn Leander nothgedrungen das einzige, von seinem Vater vorgeschriebene Mittel der Rettung ergreifen. Indem er aber im Begriffe stand Gabrielen die Erklärung zu geben, daß ihr bräutliches Verhältniß gelöst sei, befand er sich in jenem Seelenzustand, in welchem wir nach einem verhaßten, aber von Pflicht und Nothwendigkeit gebotenen Mittel mit der heimlichen Hoffnung greifen, daß es sich nicht als zweckdienlich erweisen werde und daher unversucht werde bleiben können. Hatte er sich doch früher so wenig wie über seine Liebe zu Gabrielen über die ihre zu ihm Rechenschaft gegeben. Konnte daher nicht von ihr der Widerstand gegen die Pläne seines Vaters kommen, den er selbst zu leisten nicht berechtigt und nicht fähig war? Liebte sie ihn denn nicht und sollte sie nicht an ihm festhalten wollen?

Im Innersten zerrüttet von diesen Zweifeln, Hoffnungen und Befürchtungen, begab er sich in den Gartenpavillon, den Gabriele bewohnte.

Sie befand sich in ihrer zierlichen Klause, die durch niedergelassene Gardinen vor dem Eindringen der Nachmittagssonne geschützt wurde, wie in einer halbdunklen Grotte. Nicht ohne Verwunderung sah

sie Leander eintreten; denn er hatte stets zu den Menschen gehört, die niemals Zeit haben, wie wenig auch durch ihre immerwährende Thätigkeit zu Tage gefördert wird. Er hätte gefürchtet, nicht gesucht, nicht geehrt, nicht wichtig genug zu erscheinen, wenn er zwischen den Stunden, die er seinen Geschäften und jenen, die er unter dem Vorgeben, daß die Freunde sie in Anspruch nähmen, seinen Vergnügungen widmete, noch Muße übrig behalten hätte für eine stille Unterhaltung zu Hause. In die Zimmer seiner Braut war er nie anders als zufällig und nur für Augenblicke gekommen.

Gabriele dachte denn auch sogleich, daß ihn keine gewöhnliche Ursache zu ihr geführt haben könne. Während sie sich mit einer erstaunten Miene erhob, die ihn stumm befragte, was er von ihr wünsche, bemerkte sie eine Befangenheit an ihm, die von der gewohnten Sicherheit, von der kavaliermäßigen Nonchalance seines Auftretens sehr verschieden war. Er blieb wortlos vor ihr stehen, als ob dies der Zweck seines Kommens gewesen wäre, und erst als ihm Gabriele darüber befremdet schweigend andeutete, sich niederzulassen, bewegte er sich von der Stelle. Die Fenstervorhänge etwas bei Seite schiebend, sagte er:

„Ich muß Sie besser sehen, Gabriele, denn ich sehe heute eine Andere in Ihnen.“

Sie hatten sich das geschwisterliche Du gegeben, als sie Kinder waren, er hatte sie mit „Sie“ angesprochen, nachdem er von der Reise zurückgekehrt war und die Verlobung änderte hierin nichts.

In der Ecke lehnte zusammengefaltet eines jener tragbaren niederen Sesselchen, wie sie Maler zu ihren landschaftlichen Studien mitnehmen. Dieses holte Leander herbei, so daß er, als Gabriele ihren Platz wieder eingenommen hatte, beinahe zu ihren Füßen zu sitzen kam. Er blickte lange und fest in ihre Augen, die sie mit größter Unbefangenheit auf ihn ruhen ließ und fragte dann:

„Gabriele, was denken Sie von mir?“

Das Mädchen lächelte und schien dies unwillkührliche Lächeln bezwingen zu wollen; denn es war der Ausdruck eines Gedankens, den sie lieber verborgen hätte. Sie meinte nicht anders, als daß Leander, an diesem heißen Sommertag zufällig an das Haus gefesselt, kein besseres Spielzeug für seinen immer beschäftigten Müßiggang gefunden habe, als eine Unterhaltung mit ihr und daß er sich diese durch ungewohnte Redeformen pikanter machen wolle.

„Was ich von Ihnen denke?“ entgegnete sie und lehnte den Kopf, wie in gelangweilter Trägheit, zurück, so daß ihre Augen am Plafond hafteten, „was ich von Ihnen denke, das zu sagen ist eine schwere

Aufgabe an diesem heißen Tag. Sie sind, Sie haben —"

„Was?" rief Leander, als sie inne hielt, als ob es ihr zu mühsam gewesen wäre, weiter zu sprechen.

„Nun," fuhr sie fort, sich zurecht setzend, um ihn aufmerksam zu betrachten, „Sie haben die soignirtesten Hände, Sie bedienen sich des untadelhaftesten Parfüms — und das ist viel, denn es giebt sonst keines, das mir nicht zuwider wäre — und Sie haben außerdem eine ausgezeichnete Eigenschaft, die Sie allerliebst kleidet."

„Und diese ist?" fragte Leander.

„Diese ist," sagte sie, „Ihr schwarzes Pferd mit dem wunderbar kleinen Kopf und den glänzenden Augen. O, wenn Sie mich es reiten ließen, dann wären Sie der vortrefflichste Mensch auf dieser Erde."

„Sprechen Sie ernsthaft, Gabriele, wie fühlen Sie für mich?"

Sie blickte auf ihn hinab, als hätte der Ton seiner Stimme sie nicht genugsam überzeugt, daß er ernsthaft spreche.

„Fühlen?" sagte sie dann, „gemüthlich!"

Und mit dem Rücken ihrer Hand streifte sie eine Secunde lang seine Wange, wie etwa eine Gouvernante, die mit einem kleinen Zögling zufrieden ist. Es war eine Geberde, deren Demüthigung ihm in die

Seele schnitt. Sie bemerkte diesen Eindruck nicht und fügte hinzu:

„Sie haben mir niemals etwas zu Leide gethan, wenigstens nicht.“ — Gabriele erröthete, beherrschte aber diese Regung und sagte ruhig:

„Seit wir uns verlobt haben oder vielmehr, seit wir verlobt wurden, sind Sie recht angenehm, lieber Leander.“

„Gabriele!“ rief er zitternd und erröthend, wie ein junges Mädchen, und tastete nach ihrer Hand, mit der sie jetzt wie zufällig ihr Haar strich und nicht damit fertig werden konnte; „Gabriele, ich liebe Sie!“

„Bon!“ sagte sie, fröhlich lachend, „ein solches Wort „make music to the lovly ear;“ Sie waren mir es lange schuldig, darum dürfen Sie es jetzt nicht so kurz abfertigen. Also lassen Sie mich ausführlich vernehmen, warum Sie mich lieben, Setzen Sie meine guten Eigenschaften auseinander; es ist erschrecklich heiß, man kann nichts Vernünftiges anfangen und ich lasse mir gerne ein wenig den Hof machen.“

Leander stand auf und berührte mechanisch bald diesen, bald jenen Gegenstand in dem kleinen Raum. Der Ton, den Gabriele anschlug, traf ihn schmerzhaft und er sann vergeblich, durch welches Wort er

sie ernster und weicher stimmen konnte. Die Mittheilung, die er ihr eigentlich zu machen hatte, brachte er noch nicht über die Lippen, er mußte erst bestimmt wissen, wie sie ihm gesinnt sei, und daraus im Voraus die Wirkung berechnen können, die das Unerwartete auf sie haben werde. Gabriele, die sein Schweigen als Langeweile deutete, sagte:

„Ihre Mutter, Leander, behauptet, Sie hätten etwas Bezauberndes im Umgang mit Damen, etwas Fascirendes. Ich zweifle nicht daran, obgleich ich mich niemals davon überzeugen konnte, allein ich bin nur Ihre Braut, also schon erobert für Sie, wenn auch nicht durch Sie, oder Ihnen auferlegt, wie Sie wollen. Jedenfalls brauchen Sie mir gegenüber keine Bezauberungen. Aber da wir heute zufällig beisammen und darauf angewiesen sind, uns einander zu unterhalten, wie wäre es, wenn wir diesen lästigen Gedanken, daß wir uns heirathen müssen, für eine Stunde von uns abschüttelten und uns frei gegenüber stünden. Sie, ein junger Mann, und ich, ein junges Mädchen, ohne sonstige Beziehung? Glauben Sie mir, Leander, dieser Gedanke drückt mich nicht weniger als Sie, und ich möchte Ihnen lieber mein Leben opfern als meine Hand reichen."

„Sie hassen mich?" fragte Leander.

„O nein!" erwiederte sie mit einem Lächeln, in

welchem mehr Ernst und Entschiedenheit lag, als sie vielleicht ausdrücken wollte; „Haß ist auch eine Leidenschaft und ich kenne nichts an Ihnen, was eine solche zu erregen vermöchte."

Leander war zu Muthe, als wäre sein Todesurtheil gesprochen worden. Welche Klarheit ihm auch an diesem Tage über die Zustände seines Innern aufgegangen war, den Muth und die Begabung, ein solches Wogen neuer Anschauungen und Empfindungen zur Aussprache zu bringen, hätte er nur von einer längeren Sammlung empfangen können. Er verzichtete darauf, sich verständlich zu machen, und sah nur mehr die Nothwendigkeit vor sich, dem Plan seines Vaters zu entsprechen, ja er lechzte darnach, mit jener wollüstigen Grausamkeit, die man zuweilen gegen sich selbst übt, den ganzen Schmerz zu empfinden, der ihm vom Geschick und mehr noch von Gabriele selbst zugefügt worden war. So sagte er denn zu dem Mädchen, das, seine Anwesenheit vergessend, in düsteres Träumen zu versinken begann:

„Gabriele, Sie sind mir Dank schuldig; denn ich bringe Ihnen eine erwünschte Nachricht. Sie sind frei, unser Verhältniß ist gelöst. Und damit Sie nicht meinen, daß dies ein Entschluß des gegenwärtigen Momentes sei, den die Meinen nicht billigen werden, so erfahren Sie, daß ich damit nur einen Wunsch

meines Vaters ausspreche. Die Mutter wird Ihnen sagen, daß er ihr die Nothwendigkeit dieses Bruches vor seiner Abreise mittheilte."

Gabriele war bei den letzten Worten aufgesprungen und stand wie erstarrt vor Ueberraschung. Mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, welche überhaupt einen Grundzug ihres Charakters bildete, küßte sie Leander rasch auf den Mund.

„Ich küsse die Lippen, die das ausgesprochen haben," rief sie: „frei, frei! Sie und mich beglückwünsche ich, Leander. Und nun kommen Sie zu Ihrer Mutter, auch sie wird glücklich sein."

Sie verließ das Zimmer, in der Meinung, daß Leander ihr folge. Dieser aber wendete sich von ihr und lehnte die heiße Stirne an die Fensterscheiben. Ein trüber Nebel schwamm vor seinen Augen.

Als Leander einige Minuten später bei seiner Mutter eintrat, bot sich ihm der unerwartete Anblick, daß die sonst nichts weniger als zärtlich mit ihrer Adoptivtochter verkehrende Frau Gabriele fest und innig umschlungen hielt. „Das gute Kind," sagte sie zu ihrem Sohne, „fügt sich so gelassen in das plötzliche Evenement. Sie weint und jammert nicht, wie sonst wohl verlassene Bräute, sie ist vernünftig und ruhig. Nun, nun, es wird sich schon etwas Passendes für sie finden" — und sie klopfte dem Mädchen

dabei auf die Wangen — „es muß ja nicht der einzige Sohn eines reichen Hauses sein. Jetzt erst ist sie mir wie eine liebe Tochter."

Gabriele lächelte bitter und verächtlich und Leander drängte sich der Gedanke auf, wie weit die Entfremdung zwischen Menschen sein kann, die doch in nächster Nähe Jahre lang neben einander hinleben. Die Mutter wußte offenbar nichts vom eigentlichen Gemüthsleben Gabrielens, und diese hatte ihr aus Schonung der mütterlichen Eitelkeit von der Lösung des Bandes nicht mit der Freude gesprochen, die sie in Wahrheit darüber empfand, so daß, was gedämpfter Jubel war, der harmlosen Madame Espe als errungene Fassung erscheinen mußte. Andererseits setzte der alte Espe nicht so viel Vertrauen in seine Frau, um ihr einen klaren Blick in die Verhältnisse zu gestatten, sonst hätte sie unmöglich von dem Sohne eines reichen Hauses sprechen können. Und Leander selbst, hatte er nicht heute erst an sich die Erfahrung machen müssen, wie er ganz hingegeben an die leeren Aeußerlichkeiten, die sein Dasein ausfüllten, ein theures Wesen innerlich mit seiner Seele zu verknüpfen versäumt hatte?

Er kündigte nun die Wiederkehr des ehemaligen Lehrers Aemilian Laurent an, was Gabriele mit kindlich unbefangenem Frohlocken aufnahm. Sie meinte,

die Welt müsse sich durch einen Zauberschlag verändert haben, da ihrem Gemüth an diesem Tage eine nie gehoffte Befriedigung werden sollte. Eine verhaßte Fessel war gebrochen; der Wunsch, dem Freunde ihrer Kindheit mit liebevollem Eifer entgegenzukommen, ein Wunsch, den sie aus Furcht, daß er als Unschicklichkeit zurückgewiesen wurde, nicht auszusprechen gewagt hätte, wurde ihr erfüllt, bevor sie ihn geäußert hatte. Leander forderte sie auf, mit ihm nach der Stadt zu fahren, um Laurent zu bewillkommnen, Laurent, von dem in diesem Hause, wenn überhaupt jemals, immer nur mit der größten Gleichgiltigkeit, wie von einem entlassenen Diener gesprochen worden war. Zufrieden mit den Thatsachen, fiel es ihr nicht ein, als sie mit Leander im Wagen saß, nach den Ursachen dieser Sinnesänderung zu forschen.

„Ich habe Sie um Vergebung zu bitten," sagte sie sanft und demüthig, „wenn ich die Kette, die zwischen uns befestigt war, vielleicht noch im letzten Augenblicke zu verletzend klirren ließ. Jedes Wort, das Sie beleidigt haben könnte, galt dieser Kette, nicht Ihnen."

Leander versicherte, daß er ihr für die Aufrichtigkeit danke, die ihm das eigentliche Wesen ihrer Beziehungen zu ihm enthüllt habe. Beide versanken hierauf in ein Schweigen, das von Gedanken in dem

Maße ausgefüllt wurde, daß Keiner sich bewußt werden konnte, für den Anderen eine allzu stumme Gesellschaft abzugeben.

Gabriele begann, während sie vor sich hin sann, die Wiederkehr Laurent's nicht mehr blos als ein augenblicklich erfreuliches, sondern als ein höchst wichtiges Ereigniß ihres Lebens aufzufassen. Von einem Gefühl unsäglicher Verlassenheit, gleichsam bis in das Mark der Seele durchfroren, wehte sie nur aus den Eindrücken, die Laurent in ihr zurückgelassen hatte, ein erwärmender Hauch an. Zehn Jahre seiner Abwesenheit waren auch eben so viele Jahre bitterer Erfahrungen gewesen, die, wenn auch nur aus kleinen Verletzungen zusammengesetzt, doch hinreichten, daß sie die einzige angenehme Erfahrung ihres Lebens nicht mit der Kindheit beseitigte, sondern in die Entfaltung ihrer reifen und bewußten Persönlichkeit mit einschloß. Von Frau Espe war sie immer nur wie ein fremder Eindringling betrachtet worden und die anscheinend freundliche Behandlung mußte von ihr förmlich erzwungen werden. Espe selbst hatte Gabriele als Kind gar nicht beachtet und später einen ritterlichen Anstand gezeigt, der es nicht verhehlte, daß er ihrer äußeren Erscheinung galt und nichts weniger als väterliche Herzlichkeit war. Leander, dessen Thun und Treiben sie seit der Jugend beobachten

konnte, war ihr immer wesenlos und unbedeutend erschienen; eine Art von Huldigung, die er ihr vor der Verlobung dargebracht hatte, war ihr abstoßend und empörend vorgekommen und hatte mit anderen Umständen dazu beigetragen, ihr die verlassene und schutzlose Stellung eines Findlings frühzeitig fühlbar zu machen. So war es nicht zu verwundern, daß sie sich immer wieder in die Erinnerung an Laurent's Walten im Hause und ihre Lehrstunden bei ihm wie auf eine nur ihr bekannte Rettungsinsel zurückgezogen hatte.

Als ihr mit Berufung auf die Dankbarkeit, die sie ihrem Adoptivvater schuldig wäre, von diesem befohlen worden war, sich als Braut Leander's zu betrachten, hatte sie sich gefügt, weniger weil Widerstand unmöglich gewesen wäre, als weil sie sich bisher immer selbst gescholten hatte, die Wohlthaten, die ihr unbestreitbar erwiesen wurden, nicht lebhaft genug zu empfinden; sie wollte daher wenigstens durch Gehorsam lohnen. Daß Leander von diesem Zeitpunkte an sich kaum mehr um sie kümmerte, wußte sie ihm Dank und deutete es dahin, daß ein Zwang, dessen Ursache ihr verborgen blieb, auch auf ihm drückend lastete. Hatte doch Frau Espe diesen Brautstand oft genug in kaum verhüllten Anspielungen als ein Unglück ihres Hauses bezeichnet. Nun war Gabriele

zwei und zwanzig Jahre alt, das Band war so räthselhaft zerrissen wie geknüpft worden, sie aber fühlte sich in jedem Sinne mündig und es leuchtete ihr ein, daß, wenn sie nicht ferner als Spiel herzloser und unverständlicher Willkür hin und her gerissen werden sollte, sie endlich auf einem eigenen Wollen feststehen müsse. Den Mangel an Eltern, an Verwandten, deren Einsicht und Liebe man sich willenlos überlassen darf, konnte ihr nur die entschiedenste Selbstständigkeit einigermaßen ersetzen; sie mußte für sich selbst handeln und wollen. Dazu war die Ankunft Laurent's ein Fingerzeig des Himmels; sie dachte, daß der Mann, zu dem ein kindliches Vertrauen in ihr nie erloschen war, unparteiisch richten und ihr den Weg zeigen werde, um aus dem fast gespensterhaft unheimlichen Lebenskreis, der sie jetzt umgab, herauszutreten.

Leander war nicht minder, wenn auch in ganz anderer Richtung, mit dem Gedanken an Laurent beschäftigt. Sein sittliches Bewußtsein war erwacht und machte sich mit jeder Stunde entschiedener geltend. Er wollte die Folgen einer betrügerischen Handlung von seinem Vater nicht dadurch abwenden, daß er diesen Betrug auch nur einen Tag länger fortsetzen oder durch einen schmählichen Handel mit Gabrielens Besitz verdecken half. Er wollte seinen

Vater veranlassen, den Ansprüchen Laurent's augenblicklich durch Ueberantwortung seines ganzen Eigenthums zu genügen und da dies nicht hinreichen würde, Espe's Schuld zu decken, so müßte, was sonst zu geschehen hätte, dem Erbarmen Laurent's anheimgestellt bleiben. Leander war indessen nicht Mitschuldiger, sondern nur Mitleidender seines Vaters, was zu thun sei, durfte daher nicht das Gewissen des Sohnes allein entschieden, er mußte die Rückkehr seines Vaters vom Gute der Gortschin abwarten. Bis dahin wollte er Laurent's Gesinnungen und Charakter genau kennen lernen.

Trotzdem fehlte ihm der Muth, diesem gleich gegenüber zu treten. Leander kam sich wie ein nichts besitzender und mit dem Gute eines Anderen prunkender Bettler vor und brauchte noch Zeit, das Gefühl der Demüthigung und der Scham dabei zu überwinden. In der Stadt angekommen, verließ er das Haus sogleich wieder, nachdem er Gabriele hinauf begleitet hatte. Diese ließ sich von der alten Haushälterin das Aussehen Laurent's schildern und bereitete mit ihrer Hülfe das Zimmer zu seinem gastlichen Empfang vor. Wir wissen, daß er bei seinem Kommen zu Gabrielen beschieden wurde und nicht ohne eine gewisse Befangenheit über die Schwelle des Gemaches trat, das er am Morgen vermieden hatte.

Der Raum, der ihn durch prächtige und dennoch einfache Sinnigkeit in der Ausstattung so freundlich angemuthet hatte, sank jetzt nur zu einem passenden Rahmen herab für die Erscheinung, die ihm gegenüber trat. Die Liebenswürdigkeit eines Kindes von zwölf Jahren, dessen erste Seelenblüthen er hervorgerufen, war in der That nicht ohne Einfluß geblieben auf die Stimmung, in der er dieses Haus, dieses Zimmer betreten hatte, auf die Erwartungen, die er an seine Wiederkehr geknüpft. In dem Augenblicke, da er die herangereifte Jungfrau erblickte, wurde dieser ein Jahrzehnt lang nicht verblichene Eindruck völlig verwischt. Es war nicht ihre Schönheit, was ihn zuerst und zumeist überraschte, es war die Verschiedenheit von dem Bilde, das seine nach Voraussetzungen gestaltende Phantasie sich aus der Ferne von dem aufwachsenden Mädchen entworfen hatte. Aus dem Kinde, wie er es gekannt und brüderlich geliebt hatte, hätte nach gewöhnlicher psychologischer Annahme eine ganz andere Persönlichkeit sich entfalten müssen, sanfter, schmiegsamer, demüthiger, als unverkennbar beim ersten Blick aus diesen Zügen sprach. Laurent hatte die keineswegs seltene Gabe, die jedoch ein angebornes Talent ist wie ein anderes und daher nicht erworben werden kann, dem gleichsam nur physischen Blick seiner Augen eine instinktiv errathende Sehkraft

beizugesellen, die bis in den Kern des ihm fremden Menschen drang. Dieser Blick hatte ihn niemals getäuscht, wenn er sich auch gewöhnte, ihm so lange zu mißtrauen, bis ein längeres Vertrautwerden seine Wahrnehmungen gerechtfertigt hatte. . . . . . .

Zu welchem Ausdruck liebevoller Freude sich auch das Antlitz Gabrielens bei seinem Empfang verklärte — bald nach der ersten Erregung begegneten der Betrachtung Laurent's Züge der Härte, des Hohnes und eines männlichen Selbstbewußtseins, nur gemildert durch die Anzeichen eines in seinen Aeußerungen unterdrückten Schmerzes. Der alltägliche Lebensgang dieser Familie, von welchem er das Mädchen friedlich eingehegt geglaubt hatte, mußte für sie doch innere Stürme oder eine absonderliche Entwickelung nicht ausgeschlossen haben. . . . . .

„Ich bin nicht gekommen,“ sagte er, nachdem der erste Austausch der Begrüßungen vorüber war, „um dauernd mit Ihnen oder Ihrem Hause zu verkehren. Ich empfinde das Bedürfniß nicht, meine Einsamkeit, und wäre es auch durch den anmuthigsten Eindringling, stören zu lassen. Nur wo man meiner bedarf, wo ich in meinem Sinne wirken kann, da bleibt mein einsames Sein unangefochten, wird zugleich zu einer entsprechenden Thätigkeit und trägt dadurch seine lohnendste Frucht. Sind Sie glücklich und zufrieden, so

scheide ich wieder und überlasse Sie beruhigten Gemüthes Ihren mir übrigens fremden Lebenskreisen. Sind Sie unglücklich, so sprechen Sie."

So sehr diese Aeußerung der Absicht Gabrielens entgegen zu kommen schien, an Laurent einen zu jeder Hülfe bereiten Freund zu gewinnen, so bewirkte doch der fremdartige Sinn jener Worte eine Befangenheit, von der sie sich, ihrer freimüthigen Natur gemäß, nur durch offenes Eingeständniß losmachen konnte. Sie wollte wissen, ob sich so traurig allein zu fühlen, nicht die Wirkung eines großen Unglücks, ob er nicht selbst, wenn nicht einer Hülfe, doch wenigstens eines Trostes bedürftig sei.

„Es ist meine Natur," entgegnete Laurent, „was ich Ihnen ankündigen wollte, nicht mein Geschick. Ich habe den Schwerpunkt meines Lebens nicht in Dem, was man Glück oder Unglück, Schicksal oder Verhältnisse nennt. Wie ich weder Eltern noch Kinder, weder Freund noch Geliebte besitze, so habe ich auch weder Hoffnung noch Angst, weder Wunsch noch Ehrgeiz. Ich trage den Schwerpunkt meines Lebens in mir selbst, in meinem Denken und Erkennen. Das ist der Archimedespunkt. Ich bewege die Welt, so weit meine Zwecke es erheischen, weil ich nicht von ihr bewegt werde. Ich stehe außerhalb der Welt."

Dieses Wort traf Gabrielen, wie einen Stummen das Gefühl wiederkehrender Sprachfähigkeit treffen mag. Es gab ihr die Lösung tausendfacher Räthsel ihres eigenen bisherigen Lebens.

„Außerhalb der Welt!“ rief sie, „ja, das ist es, das ist auch mein Loos. Außerhalb der Welt, — nicht wie Sie, ruhig und nichts bedürfend, in freiwilliger Verbannung; — außerhalb der Welt als Weib, blosgestellt, preisgegeben, mit allen Bedürfnissen auf diese Welt verwiesen, und doch durch kein einziges Band mit ihr verknüpft, hin und her gerissen von fremder Willkür, zu unbekannten Zwecken verwendet wie ein lebloses Ding, aufgefüttert wie ein Lieblingsthier, ohne Gehör zu finden für ein nach Nahrung schreiendes, menschliches, liebendes Herz. Außerhalb der Welt!“

Mit diesem Wort sprang das Siegel von ihrem lang verschlossen gewesenen Gemüth. Sie sagte und bekannte Alles, was seit dem Moment, da sie zuerst zu begreifen begann, bis zu diesem Augenblicke mit ihr und in ihr vorgegangen war; wie ihr frühzeitig zu erkennen gegeben worden, daß sie keine familienhaften Rechte besäße, wie sie dies erst mit dem Leichtsinn eines unwissenden Kindes in seiner ganzen Wichtigkeit nicht gefühlt hatte, bis es ein Gegenstand geworden war, an dem sich ihr Herz täglich auf's

Reue blutig riß. Mit leidenschaftlicher Begierde über- ließ sie sich dem Genuß, den sie noch nie empfunden, die Qualen ihrer Seele gleichsam vulkanisch ausbre- chen zu lassen. Sie schilderte jene Lieblosigkeit, die nicht mit Absicht kränken will, aber nichts desto min- der so oft und tief verletzt. Sie erzählte ihr Ver- hältniß zu Leander, sie berichtete treu vom ersten Suchen ihrer liebedurstigen Seele, das in Ermange- lung eines anderen ihr nahen Wesens nach ihm ge- griffen hatte, sie berichtete von ihrem Widerstand, als selbst die Art, wie er ihr huldigte, nur ein Zeug- niß seiner inneren Leere war, von ihrer Verlobung trotz dieses Widerstandes, vom Charakter dieses Bun- des und seiner endlichen Lösung. Sie beschrieb die Bitterkeit, mit der Frau Espe ihren Brautstand bekrittelt hatte, von irgend einem räthselhaften Umstand gezwungen, sich zu fügen; sie bekannte, daß der auf- richtige Haß dieser Frau ihr minder weh gethan hätte, als die scheinbaren Wohlthaten der Anderen. Sie zeichnete in scharfen Linien selbst den Kontrast, der ihre Neigungen und Ueberzeugungen von einer Auf- fassung des Lebens und seiner Zwecke trennte, wie sie in diesem Hause herrschend war; sie legte jede Faser ihres Innern in schonungsloser Selbstzerglie- derung bloß und Laurent erkannte, wie hier ein ur- sprünglich edles Geschöpf, zu harmonisch friedlicher

Ausbildung bestimmt, in eine Richtung verzehrender Leidenschaftlichkeit getrieben worden war, wie die Verzweiflung eines inneren Verdürstens und Verhungerns sie gezwungen hatte, an sich selbst zu nagen, Qualen mit Qualen vertauschend.

Er war tief erschüttert und schien sprachlos zu hören, als sie längst erschöpft schwieg. Nach langem Bedenken sagte er endlich:

„Hier waltet ein Widerspruch, der nur in einem seltsamen und vielleicht schrecklichen Geheimniß seine Lösung haben kann. Eine verlassene Waise aus freien Stücken an Kindesstelle adoptiren, das ist ein Akt edler und uneigennütziger Menschenliebe. Beruhigt durch den Umstand, daß dieser Eppe und seine Frau einem solchen Gefühl zugänglich, einer solchen Handlung fähig zu sein schienen, hielt ich, da Sie noch Kind waren, Gabriele, Ihre Zukunft für gesichert, ich dachte, sie werde sich organisch dem Lebenskreis Ihrer Umgebung anfügen. Die grenzenlose Lieblosigkeit, die Sie erfuhren, steht in schneidendem Widerspruch mit der Uneigennützigkeit Ihrer Adoption. Dieser muß daher irgend ein verstecktes Interesse zu Grunde gelegen haben, das wir nicht kennen, das sich sogar bei Ihrer Verlobung mit Leander geltend machte, so wie jetzt abermals in dem plötzlichen Bruch. Das Motiv dafür, daß man ein

so lieblos behandeltes Wesen dem einzigen und verhätschelten Sohne zur Frau geben wollte, ist ein Räthsel und ohne Zweifel dasselbe Räthsel, wie das Ihrer Aufnahme oder mit anderen Worten, wie das Räthsel Ihrer Geburt. Haben Sie hierüber niemals einen Fingerzeig erhalten, niemals eine Spur entdeckt, die Sie hätte leiten können?"

Gabriele verneinte; mit ihren Forschungen über diesen Gegenstand wäre sie stets abgewiesen worden, man habe ihre Bemühungen in dieser Richtung als lächerlich dargestellt, mit der Versicherung, daß sie von unbekannten Eltern ausgesetzt worden und daß sich nichts bei ihr vorgefunden habe, wodurch eine spätere Entdeckung herbeizuführen gewesen wäre.

„Dennoch," schloß Gabriele ihre Bemerkungen hierüber, „gab es Augenblicke, in welchen ich, sei es durch Selbsttäuschung oder durch irgend ein undeutliches Anzeichen dazu verlockt, die Zuversicht hegte, das Dunkel, das über mir schwebt, müsse gelichtet werden können."

„Dazu bedürfte es eines klugen und vorsichtigen Freundes", erwiederte Laurent, „es giebt in solchen Dingen Beziehungen, welche die Delikatesse einer weiblichen Forschung nicht zu enthüllen vermag. Allein diese Sache ist es auch nicht, welche Ihnen zunächst obliegt. Die Pflicht der Selbsterhaltung reicht über

die blos physische Existenz hinaus. Ich bemerke mit Bekümmerniß, daß Sie auf dem Wege leidenschaftlicher Erregungen des Gemüthes innerlich zu Grunde zu gehen in Gefahr sind. Haben Sie sich über Ihre Zukunft keinen Plan gebildet?“

Für Gabriele war mit dieser Aufforderung ein Augenblick innerer Entscheidung gekommen. Laurent's Persönlichkeit, von der ruhigen Hoheit seiner Anschauungen bis zur Würde seiner äußeren Erscheinung und dem Ton seiner Stimme herab, brachte schon in der kurzen Frist des Beisammenseins einen nie geahnten Eindruck in ihr hervor. Sie hätte ihn selbst nicht näher bezeichnen können, es war die Kraft denkender Selbstständigkeit, die Kraft des Mannes, die schon durch ihr Vorhandensein imponirend wirkt, bevor sie sich noch im Kampf mit den von den niederen Trieben der Erde beherrschten Schwächlingen bethätigt. Solchen Individualitäten gegenüber gelangt auch das kühnste und freieste Weib zum Gefühl seiner Unzulänglichkeit, zum Bewußtsein der naturgemäßen Unterordnung. Wenn sich aber Gabriele vor diesem Manne Weib fühlte, so widerstand es ihr auch zugleich, sich ihm weibisch zu zeigen, feig und schwankend, ohne die Entschlossenheit, was einmal als Erkenntniß ausgesprochen wurde, zum obersten Prinzip, zum unerbittlichen Gesetz der Handlung zu

machen, wie auch alltägliche Rücksichten daran mäkeln und den Muth herabstimmen mögen. Sie wußte, daß sie nie im Stande sein werde zurückzunehmen, was sie jetzt Laurent zu sagen hatte, daß es wie in Erz gegraben ihr künftiges Thun und Lassen bestimmen werde. Allein zu mächtig war ihr unter den Ereignissen dieses Tages die Ueberzeugung aufgegangen, was sie von einem grenzenlosen inneren Verderben allein noch retten könnte, als daß sie länger hätte zögern sollen das Wort der Entscheidung zu sprechen.

„Als Mann," sagte sie, „hätte ich im ersten Moment reifen Erkennens das Haus verlassen, um Wohlthaten nicht länger zu empfangen, welchen die Liebe, das Leben fehlt, und die ich nur als todte, seelenlose Fessel am Fuße nachschleppen muß. Ich hätte mich in die Welt gestürzt und durch irgend eine Fähigkeit eine Stellung in der Welt errungen. Als Weib, ohne Verwandte und Freunde außerhalb der Welt stehend, hätte dieser Schritt, gegen den Willen derjenigen unternommen, die sich meine Pfleger und Ernährer nennen, ihnen als Undank erscheinen müssen. Diese Rücksicht hielt mich in Abhängigkeit. Ich wäre einem Urtheil der Menge preisgegeben gewesen, das nachtheilig auch auf das Haus zurückgewirkt hätte, welches mit den ersten

Schutz verlieh. Dies band mich. Nun aber, da sich meine oft gehegte Vermuthung zur Gewißheit steigerte, daß meine Existenz in diesem Hause irgend einen selbstsüchtigen Zweck hat, zu dem ich als blindes und stummes Werkzeug verwendet werden soll, nun macht jene Rücksicht der höheren Platz auf meinen eigenen menschlichen Beruf. So bin ich denn fest entschlossen, von diesen Menschen, zu denen ich bisher nur äußerlich gehörte, vollkommen Abschied zu nehmen und mir selbstständig einen Weg in der Welt zu bahnen. Sehr gering an Zahl sind die Thätigkeiten, durch welche ein Weib sich nähren und erhalten kann, es soll mir aber keine zu geringfügig sein, die meiner Verlassenheit die einzige gute Seite abgewinnt, die sie haben kann, ein freies und unabhängiges Alleinstehen."

Als Laurent auf die vielfachen Kränkungen und Demüthigungen hinwies, welchen ein edles Weib ohne Schutz und verwandtschaftliche Anlehnung in der Gesellschaft ausgesetzt ist, als er wissen wollte, wie sich Gabriele davor verwahren und welche Stellung sie überhaupt einzunehmen gedächte, erschloß sich ihm das eigenthümliche Wesen dieses jungen, stets auch in ihrem psychischen Leben verwaist gebliebenen Geschöpfes. Mit jener Begeisterung der Jugend, die, von dem Gedanken an ein großes Ziel getragen,

über die unerbittlichen Hindernisse und jede Schwierigkeit mit derselben Gewißheit hinweg zu kommen glaubt, mit der man im Traum zu fliegen wähnt, schilderte sie die Wirksamkeit, zu der sie sich berufen dachte. Ein hülfloses Weib wollte sie sich den Vorurtheilen mannhaft gegenüber stellen und in der Verwerthung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten den Stützpunkt ihrer Existenz finden. Sie wollte das Beispiel geben, und durch Schrift und Lehre dafür wirken, daß dem Weibe ebenso gut wie dem Manne die Berechtigung und Möglichkeit verliehen sei, die erhabenste Institution, welche der Menschengeist gegründet hat, die Ehe, als eine freie, nur von den edelsten Absichten geleitete Wahl des Herz und nicht blos als abgezwungene Nothwendigkeit, nicht blos als Mittel materieller Versorgung aufzufassen. Auch in der socialen Position des Weibes sollte nach ihren Begriffen zuerst der Mensch zur Geltung kommen und erst aus der klar erkannten Bedeutung der menschlichen Bestimmung in ihrer Allgemeinheit eine um so weihevollere Erfüllung des speciell geschlechtlichen Berufes hervorgehen. Nicht nur eine sichere Existenz wollte sie sich selbstständig erringen, sondern auch die Zufriedenheit mit einem solchen Loos, auch das Bewußtsein, daß für das Weib nicht minder als für den Mann eine dem Allgemeinen ersprießliche Thätig-

keit die höchste Befriedigung des Menschenlebens einschließe.

Es ist kein seltener Fall, daß Frauen, welchen der Trieb des Denkens gegeben ist, zu ähnlichen Ideen und Ueberzeugungen kommen und an denselben mit der Innigkeit eines Glaubensbekenntnisses so lange festhalten, bis der natürliche Lauf der Dinge sie zur Wahrheit der Natur zurückführt, bis Liebe, wie nur ein Weib sie in jedem Sinne empfinden und üben kann, sie in ein geregeltes Verhältniß zur Welt setzt und die Argumente des Herzens siegreich die Irrthümer des Kopfes widerlegen. Der bestechendste von diesen Irrthümern ist die Vorstellung des von seinem Geschlechte emancipirten, reinen „Menschen", während es doch nur Mann und Weib giebt, die zur Erfüllung ihrer streng von einander gesonderten Bestimmung sich vereinend, erst das rein Menschliche zur Erscheinung bringen. Das rein Menschliche ist das Resultat eines Akkords und ein solcher kann nicht durch gleiche, sondern durch verschiedene Klänge gebildet werden. Die sociale Gleichstellung des Weibes mit dem Manne würde auch die innere Gleichheit zur Folge haben, wenn die Natur dies zuließe und dadurch jenen Akkord für immer unmöglich machte. Da die Natur es jedoch nicht zuläßt, so bliebe die Gleichstellung auch immer er-

folglos und jedes Sinnens beraubt. Laurent, der dies bedachte, hütete sich jedoch wohl, durch logische Gründe Ansichten zu bekämpfen, die im Weibe nur durch die auf das Gemüth wirkende Unmittelbarkeit des Lebens beseitigt werden können. Zugleich gewann es nach und nach einen zaubervollen Reiz für ihn, Gabriele inmitten des lodernden Feuers ihrer Gedanken zu sehen, wie sich ihre Gestalt vor ihm erhob, wie sich eine rührende Naivetät, eine mit der Wirklichkeit unvertraute Unschuld gleich einem Diadem reiner Perlen um ihre Stirn legte, so daß ihre Schönheit selbst in dieser geistigen Belebung einen neuen, erhöhten Ausdruck bekam.

Die Stunden verrannen; durch leise Andeutungen von Widerspruch bewirkte Laurent fast mit Absicht nur eine Steigerung aller in diesem Augenblicke angespannten Seelenkräfte Gabrielens, wie wenige Tropfen von Wasser die Gewalt des ihm feindlichen Elementes nur erhöhen. Mit wunderbarer Macht wirkte plötzlich ihre Schönheit auf sein innerstes Herz. Ein Gefühl überkam ihn wie Heimweh, wie eine tief bewegende Erinnerung an eine vielgeliebte, schon einmal gesehene Erscheinung. Er hätte ihr zu Füßen sinken mögen, die eiserne Rüstung, mit der er bisher außerhalb der Welt, unangefochten von ihren Wünschen und Genüssen, Hoffnungen und Leiden-

schaften gestanden, begann zu schmelzen. War es Mitleid und Grauen, wenn er dieses schöne Weib im Geleite dieser idealen Gedanken schon im Geiste umher taumeln sah zwischen den Abgründen des Elends und den noch tieferen der Enttäuschung, bis einer sie rettungslos verschlingt? War es ein anderes Ergriffensein, das sich keine Rechenschaft mehr giebt, was ihn jetzt so traurig und so selig zugleich, so sorgenvoll und doch so räthselhaft und unendlich glücklich machte?

Die Stunden verrannen; Gabrielens heftige Gemüthsbewegung hatte sich zuletzt in Thränen gelöst, als ob das Herz instinktmäßig die ihm widersprechenden Beschlüsse des Verstandes beweint hätte. Die Kerzen waren herabgebrannt, bei ihrem düstern Schein zeichnete sich die Blässe auf Gabrielens Wangen geisterhaft ab von dem schwarzen Haar, das eine Locke herabfallen ließ. Laurent saß stumm, als fürchtete er durch ein Wort einen zauberhaften Traum zu zerstören. Warum konnte er nicht in diesem Augenblicke das fremde, das nüchterne Leben für immer ausschließen von diesem Raum, von sich und von ihr? Und konnte er es denn nicht, stand sie nicht gleich ihm außerhalb aller Rücksichten und Verhältnisse, außerhalb der Welt?

Plötzlich schrie er auf vor Entzücken. Er hatte

so wenig daran gedacht; war er doch Herr großer Reichthümer, hatte er doch die Macht, das Leben zu gestalten nach seinem Traum und seinem Sinn! Dieser todte Besitz, der wie ein Fremdes, Unnützes bisher außer ihm lag, hatte plötzlich Inhalt, Leben, Seele zu erwarten von dem Weib, das er retten wollte um jeden Preis. Und war in diese Rettung sein eigenes Glück nicht mit eingeschlossen?

„Gabriele!" rief er und sie fuhr seltsam bewegt empor bei dem freudenhellen Klang dieses Rufes.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Leander trat ein. Ueber die erregten Seelen Laurent's und Gabrielens strich ein Hauch der Ernüchterung. Beide fühlten sich plötzlich auf den Boden versetzt, wo es zur vollsten Befriedigung nicht mehr genügt, die Ideale blos als einen Besitz der Gedanken zu fassen, sondern wo es gilt, sie in einem anwidernden Kampf mit Geschöpfen einer niedrigeren Sphäre zu erstreiten und zu verwirklichen. Unbehaglich wirkt diese Nothwendigkeit, wie das Sonnenlicht nach einer durchschwelgten Nacht. Charakterschwache Menschen schließen davor die Augen, ihnen ist auch die erhabenste Schwelgerei der Seele nur ein flüchtiger Rausch gewesen. Feste und edle Naturen überwinden dies Unbehagen und gehen muthig daran, die Alltäglichkeit nicht Herr werden zu lassen über ihr

inneres Leuchten und vielmehr mit diesem das wirkliche Leben zu erfüllen.

Auch Laurent drängte es, das innere Resultat dieser schönen mit Gabrielen verbrachten Stunden gleich durch äußerliche Darlegung lebendig zu machen und sicher zu stellen. Es war ihm wie eine Pflicht aufgegangen, daß er sie retten mußte, sowohl von dem langsamen Untergang, womit ihr Seelenleben in diesem Hause bedroht war, als von dem raschen Verderben, das sie geistig und leiblich zerstört hätte, wenn sie sich mit den idealen Voraussetzungen ihrer Unerfahrenheit allein und schutzlos in die Welt gestürzt hätte. So empfand er es denn als ein erwünschtes Entgegenkommen, als Gabriele, nachdem seine ersten konventionellen Begrüßungen mit Leander gewechselt waren, diesen von ihrem gefaßten Entschluß in Kenntniß setzte, die Familie Espe zu verlassen und hinzufügte, daß sie die Art der Ausführung gänzlich in die Hände ihres Freundes und Lehrers Laurent legen werde, dessen Rathschläge sie sich unbedingt fügen wolle.

Leander's Bestürzung hierüber hatte zu viele versteckte Ursachen, als daß er ihr hätte Worte geben können. Er mußte sich überzeugt halten, daß die beiden Menschen sich im Verlauf dieses einzigen Abends rascher und inniger verständigt hatten, als es zu ver-

muthen gewesen, und daß dieser sonderbare Entschluß nichts Anderes bedeuten könnte, als daß sich Gabriele bereits insgeheim mit Laurent verlobt hätte. Ein Schmerz brennender Eifersucht stieg ihm wie ein Taumel aus dem Herzen in's Gehirn und er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Die Selbstständigkeit und Freiheit, womit Gabriele plötzlich auftrat, bewies ihm zugleich, daß sie die Hoffnung seines Vaters schwerlich rechtfertigen werde, sich von diesem in ihrem ferneren Thun bestimmen zu lassen. Ahnte sie ein Geheimniß, welches sie der Pflicht der Dankbarkeit oder wenigstens des Gehorsams entband? Er sah ein, daß sein Vater wie ein verzweifelnder Spieler eine fast unmögliche Chance für die wahrscheinlichste genommen hatte, weil sie die einzige war, die ihn noch hätte retten können.

Das beklommene Schweigen, das der Erklärung Gabrielens folgte, wurde von Laurent unterbrochen.

„Wenn ich das Recht annehme," sagte er, „das mir unsere Freundin zuerkennt, so sei es um den Wunsch auszusprechen, daß bis zur Rückkehr des Herrn Espe vom Gut der Baronin Gortschin nichts geändert werde. Ich selbst werde mit Herrn Espe eine persönliche Angelegenheit zu besprechen haben, deren Erledigung sich sehr wohl mit der Entfernung Gabrielens wird verbinden lassen."

Es wurde entschieden, daß Gabriele des anderen Tages nach dem Landaufenthalt zurückkehren sollte. Mitternacht war längst vorüber; Laurent erhob sich und gab damit auch Leander ein Zeichen, dem von den Ereignissen des Tages angegriffenen Mädchen Ruhe zu gönnen.

Als Laurent das ihm angewiesene Zimmer betreten hatte, wohin ihm Leander gefolgt war, erklärte er diesem, daß nur die Rücksicht auf ein ungezwungenes Wiederfinden mit Gabrielen ihn bestimmt hätte, Wohnung in diesem Hause zu nehmen, eine Gastfreundschaft, die er vom nächsten Tage an nicht mehr benutzen werde, ohne dadurch eine feindliche Gesinnung gegen die Familie ausdrücken zu wollen. Er behalte sich übrigens öftere Besuche auf der Villa vor, da er noch über Gabrielens Zukunft mit ihr selbst zu verhandeln habe. Leander war weit davon entfernt, die Rolle spielen zu können, die ihm sein Vater zugemuthet hatte, und je deutlicher er erkannte, daß sein eigenes Geschick und das seines Vaters von dem Belieben Laurent's abhängig sei, desto mehr sträubte sich sein angebornes Ehrgefühl dagegen, durch einschmeichelnde Heuchelei den Schlag abzuwenden oder zu mildern. Heuchelei aber wäre jedes freundliche Wort gewesen, das er an Laurent gerichtet hätte; denn gleich allen Menschen, welche zum ersten Male

vom Ernst des Lebens betroffen werden, hatte er nicht die objective Uebersicht menschlicher Verhältnisse, um den Rivalen seiner eigenen Wünsche als berechtigt zu gleichem Streben anzuerkennen; er sah nur den Gegner, den Feind in ihm, der ihm unmittelbar den wildesten und unbezähmbarsten Haß einflößte. Daß er diesem nicht sogleich durch eine nur in Blut zu tilgende Beleidigung Folge gab, war Alles, wozu er sich von den Umständen zwingen ließ. Er schied stumm von Laurent, die zwiefache Leidenschaft, Haß und Liebe, die in seiner Brust kochte, mit dem Schwur kühlend, den er sich selbst leistete, daß er lieber auf dem Schaffot sterben als Laurent im Besitz Gabrielens erblicken wolle.

Mehrere Tage waren vergangen, ohne daß der alte Eépe von der Reise zurückkehrte; die Briefe, die Leander empfing, enthielten nur geschäftliche Andeutungen und nichts über die Lebensfrage des Hauses. Madame Eépe, welche gewohnt war, sich den Anordnungen ihres Mannes blindlings zu fügen, weil er nur dann einen bestimmten Willen äußerte, wenn er betheuern konnte, daß von der Befolgung desselben das Wichtigste für ihn abhänge, Madame Eépe hatte, einem Willen dieser Art entsprechend, Laurent freundlichst bewillkommnet, als er auf der Villa er-

schienen war. Ungestört ließ sie ihn übrigens mit Gabrielen verkehren. Leander blieb in der Stadt.

Und es geschah, was geschehen mußte. Gabriele, lange rathlos und verlassen umherflatternd zwischen Schmerzen der Vergangenheit und Befürchtungen vor der Zukunft, hatte wie ein müder, verirrter Zugvogel zwischen dem wüsten Meer und dem leeren Himmel, die Erscheinung Laurent's erst nur als eine wohlthätige Ruhestelle begrüßt. Sie begann aber sich wie auf einem Boden der Heimath zu empfinden in seiner Gegenwart. Die Gewalt seines die Welt begreifenden und darum mit ihr versöhnten Wesens stimmte ihr Gemüth zum Frieden; die abgeklärte Ruhe, mit der er betrachtend über den Dingen schwebte, veranlaßte sie, ihre eigenen Gedanken zu sammeln und von der trüben Beimischung des Zornes, der Abneigung, der Leidenschaftlichkeit zu reinigen. Und da uns nichts so eigen und in den meisten Fällen doch zugleich so fremd ist, als die Tiefe unserer eigenen Natur, so bringt die endliche Einkehr in uns selbst, wie Gabriele jetzt eine solche erfuhr, ein Gefühl mit sich, wie die späte Wiederkehr in eine uns angeborene und früh verlassene Heimath. Zur süßesten Vertrautheit, zu einem Zauber innigster Verwandtschaft wurde ihr die Nähe Laurent's, als ob diese eine unerläßliche Bedingung ihres Seins wäre.

Bald aber ging auch dies natürliche, still-selige Behagen auf in einer neuen, fremden, unruhigen Empfindung; es geschah, was geschehen mußte, — sie liebte.

Es bedurfte keiner längeren Zeit, bis sie sich darüber klar wurde; denn so unreif war sie nicht mehr, daß erst ein Geständniß von seinen Lippen sie über ihre eigene Empfindung hätte belehren müssen. Auch gestand er nichts; daß er ebenfalls liebte, das sagte ihr kein gesprochenes Wort, kein äußeres Zeichen, das sagte ihr nur eine räthselhafte Befriedigung ihrer Sehnsucht. Wenn diese Sehnsucht bisher von seiner Anwesenheit nur mächtiger entfacht worden war — weil es eben nicht Sehnsucht nach ihm, sondern Sehnsucht nach seiner Liebe war — so genügte jetzt schon sein Anblick, um sie sanft zu beschwichtigen.

So genossen sie in jenem Vollgefühl der Seele, wenn Worte nur gesprochen werden, um vor der verführerischen Beredtsamkeit des Schweigens zu schützen, die letzten, schönen Augusttage, an welchen der Sommer, gesättigt von seiner eigenen Schönheit, schon müde nach der Ablösung durch den Herbst zu verlangen scheint. Und dieser Naturstimmung entsprach ihre Gemüthsstimmung, die Brust zum Springen voll von ihrem Empfinden, verlangten sie nach der Entscheidung ihrer Verhältnisse, die jenem Empfinden

thatsächlichen Ausdruck verleihen sollte. Darum hätten sie Alles, was sie sich darüber zu sagen hatten und was sie nicht aussprachen, in die Aeußerung der Ungeduld, mit der sie der Rückkehr des alten Espe entgegen sahen.

Eines Mittags endlich kündigte ihnen die Mutter Leander's an, daß ihr dieser aus der Stadt die Nachricht gesendet habe, Espe werde am nächsten Tage bei den Seinen eintreffen.

Als Laurent am Abend dieses Tages, welcher der Ankunft Espe's vorhergehen sollte, das Landhaus verließ, hatte er von Gabrielen keinen bedeutungsvolleren Abschied als sonst genommen und weder seine Liebe noch seinen Willen erklärt, sich an der neuen Gestaltung ihres Lebens durch mehr als Freundesrath zu betheiligen. Nicht jene Zaghaftigkeit, welche zuweilen ein echtes Gefühl begleitet, trug die Schuld seiner Verschlossenheit, sondern ein Zwiespalt seines Gemüthes und jetzt war die Stunde gekommen, diesen durch einen entscheidenden Gedanken, durch einen festen Entschluß auszugleichen. Wie er über die verlassenen Stoppelfelder langsam hinschritt, während Wind und Nebel so traurig vom unaufhaltsamen Nahen des Herbstes erzählten, hatte er Stimmung und Muße, um ordnend in seine Seele zu greifen.

Er war sechs und dreißig Jahre alt geworden,

ohne irgend einen Besitz oder Verhältniß als sein positives Glück bezeichnen zu können. Mit der Phantasie eines Poeten begabt, welche ihm frühzeitig alle Genüsse der Erde als wünschenswerth und als ihm rechtmäßig zukommende erscheinen ließ, sie ihm aber auch zugleich als durch Geist und Muth leicht erreichbare darstellte, hatte ihm doch der Zwang der Armuth das ersehnte Ziel immer ferner gerückt. Von einem harten Broterwerb in die Einsamkeit gedrängt, erblichen ihm mit der ersten Jugend die Träume von einem in poetischem Vagabundiren zu erhaschenden Glück, die Hoffnungen erloschen und endlich auch der Wunsch. Die Einsamkeit aber, die ihm erst ein Kerker gewesen, wurde ihm zum Palast, je mehr sie seinen Thätigkeitsdrang auf sein inneres Leben zurücklenkte; sie erweiterte sich ihm zur Unermeßlichkeit, in der die Selbstentwickelung frei und ungehindert sich ausdehnen und in die Höhe schießen konnte. Was ihm früher unentbehrlich zum Glück erschienen, hätte er später als unwillkommene Störung abgewiesen. An seinem Wesen mit Hülfe der Wissenschaft und des Denkens fortwährend gestaltend und arbeitend, erwuchs ihm eine Welt im Innern, in welcher das Begreifen auch schon das Genießen war. Die anscheinend so furchtbare Oede seiner äußeren Existenz war eine unersetzliche Lebensbedin-

gung geworden. Eine Stille lagerte sich um ihn, eine bewegte Stille, auf der er, wie auf einer Wolke, nichts genießend und nichts entbehrend, ohne Begierde und ohne Haß, betrachtend und erkennend, über den Dingen schwebte. . . . . .

Da geschah es mit einem Male, daß ihm durch ein sonderbares Geschick die Mittel in die Hände fielen, um das Glück, wie er es in früher Jugend verstanden hatte, zu ergreifen. Der Glanz und die Pracht, die Freuden und die Reize, mit deren Hervorbringung sich die Civilisation im Dienste des Reichthums müht, standen ihm zu Gebote. Dinge, von welchen sich seine Hoffnungen weinend getrennt hatten, kehrten als Erfüllung zurück, da er sie, wie lang geschiedene und vergessene Freunde, nicht mehr kannte und liebte. Gleichgiltig gegen einen Reichthum, den er nicht ohne Weiteres mit seinem Innenleben in Zusammenhang zu bringen wußte, schien er nur auf eine Gelegenheit zu warten, um wenigstens das Aufgeben dieses unvermutheten Besitzes zu einem Ausdruck seines eigensten Wesens machen zu können. Je mehr er Menschen, wie Espe, mit allen Begierden ihrer Existenz sich an den Besitz klammern sah und zwar eben an das ihm zugefallene Gut, desto entschiedener drängte es ihn, sich davon zu befreien, sein Leben, sein Haben nicht zu einem Gegenstand

der Gedanken solcher Menschen zu machen. Seine Einsamkeit wäre ihm dadurch verscheucht worden, er wollte selbst jene Gemeinschaft nicht aufrecht erhalten, die zwischen dem Beneideten und seinen Neidern besteht. Die Pflichten und Handlungen, welche von der Macht des Geldes unzertrennlich sind, hätten seine ihm allein gemäße Stellung außerhalb der Welt gefährdet.

Allein, wenn keinem materiellen Band, so sollte es plötzlich dem immateriellen der Liebe gelingen, ihn wieder mit der Welt zu verknüpfen. Zu syrenenhaft klang die Stimme dieses Gefühls, als daß dabei nicht alle schon eingesargte Lebenslust, alle längst entschlummerten Wünsche wach geworden wären. Zum ersten Male seit er Kind gewesen, sprach wieder unmittelbar und ohne die Abstraction der Entsagung der lebendige, glühende, zum vollen Genuß des Daseins berechtigte Mensch in seiner Brust. Er liebte Gabriele mit jener Macht des Mannesalters, in dem es scheint, als ob verspätete Leidenschaften durch doppelte Intensivität die Versäumniß früherer Jahre nachholen wollten. Ihre Schönheit, ihr Geist, die ganze bezaubernde Eigenthümlichkeit, die ein geliebtes Wesen für uns hat und die sich mit keinem bestimmten Wort nennen und ausdrücken läßt, war ihm nun Inbegriff alles dessen, was auf Erden der Sehn-

sucht und des Begehrens werth ist. Sie war fähig und berechtigt, jenes Glück zu genießen, das der Reichthum erkauft, und durch sie wollte er selbst die Lust daran wiederfinden.

Und dennoch hätte selbst die Liebe eine leise Mahnung in ihm nicht übertönen können, daß auch die süßeste Fessel noch immer eine Fessel sei, welche die Freiheit seines geistigen Seins beeinträchtigen werde, wenn es sich blos um seine eigene Befriedigung gehandelt hätte. Diese war aber nun mit der Pflicht verbunden, ein Menschenleben zu retten von innerem Verderben, sie war der einzige Weg, um Gabriele, welche als Weib sich nicht außerhalb der Welt behaupten konnte, mit derselben durch ein bürgerliches Band für immer zu verknüpfen. Darum überwand er nur ein ihm selbst kaum erklärliches Schwanken und Zagen. Der Zwiespalt seines Gemüthes fand jetzt eine beschwichtigende Ausgleichung in dem Gedanken, daß die Erkenntnisse, die er in der Einsamkeit gesammelt, in der Verbindung mit Gabrielen werkthätigen Ausdruck finden und daß es ihm gelingen werde, das Leben zur That seiner Ideen, zum Kunstwerk zu machen, in welchem sein Geist äußere Gestalt und fruchtbare Fortwirkung gewinnen solle.

Mit dem festen Entschluß, nun ohne Aufschub die bürgerlichen Rechte auf sein Vermögen und die Rechte

seines Herzens auf Gabriele geltend zu machen, kam er in die Stadt zurück. Zu seiner Wohnung traf er Leander, der hier seine Rückkehr erwartete.

Laurent hatte dieses jungen Menschen seit der letzten Begegnung mit ihm kaum mehr gedacht. Er war als Knabe eine zu kurze Zeit unter seiner durch mütterliche Einflüsse ohnehin gestörten Leitung gewesen, als daß dem Lehrer eine dauernde Anhänglichkeit für den Schüler hätte zurückbleiben können. Laurent sah in Leander nur den Typus jener nach der Mode erzogenen und vom Reichthum verzogenen großstädtischen jungen Leute, die in fortwährender Langeweile nach Genuß und im Genuß vor Langeweile verschmachten. Befremdet fragte er sich, was den Sohn Espe's zu ihm geführt haben könne.

„Ich bin davon unterrichtet," sagte Leander, „daß Sie, Herr Laurent, durch Erbschaft in den Besitz des Gortschin'schen Vermögens gekommen sind. Ich wünschte nun von Ihnen zu erfahren, ob Sie gesonnen sind, schon jetzt Ihre Ansprüche geltend zu machen."

Es war der kalte Ton des Geschäftsmannes, womit diese Worte gesprochen wurden.

Laurent konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, wie jenes, mit dem man die ungebührliche Frage eines Kindes zurückweist.

„Ich wünschte zu wissen," entgegnete er, „welche Veranlassung Sie haben, sich nach dieser Angelegenheit zu erkundigen."

„Ich bin Associé meines Vaters," erwiederte Leander, „und es kann Ihnen unmöglich verborgen geblieben sein, daß unser Haus seit vielen Jahren die Verwaltung eines großen Theiles des Gortschin'schen Vermögens in Händen hat. Mein Vater kehrt morgen zurück, und ich möchte ihm Ihre Willensmeinung sogleich anzeigen können. Es soll keine Zeit verloren gehen. Außerdem ist es mir, wie ich nicht verhehlen will, persönlich von Wichtigkeit, Ihre Entschließung zu kennen."

Laurent schwieg einen Augenblick. Er war von den Verhältnissen des Hauses sehr wohl unterrichtet. Als er durch eine seltsame Verschlingung der Umstände erst vor kurzer Zeit zu den Erbansprüchen auf alle Besitzthümer des Baron Gortschin gelangt war, hatte er sich sogleich der Baronin auf ihrem Gute vorgestellt und sie von seinen Rechten in Kenntniß gesetzt. Sie erschrack viel weniger als er hatte vermuthen können, zum mindesten nahm sie noch einen andern Ausdruck als den der Bestürzung an; es schien, als wäre er ihr, die er sich nie gesehen zu haben erinnerte, blos durch seinen Namen in absonderlicher Art vertraut geworden. Einmal äußerte sie sogar, daß sie ihm ein wichtiges Geheimniß mit-

theilen könnte, sagte aber später, daß sie den Drang dazu in sich bekämpft hätte. Hinsichtlich des Vermögens gestand sie offen, daß es ihr hart ankäme, in ihren alten Tagen auf das Bewußtsein verzichten zu müssen, eine reiche Frau zu sein; natürlich aber stünde seiner Besitzergreifung nichts im Wege. Was das Gut betrifft, so könnte er sich sogleich als Herr desselben betrachten, das baare Vermögen verwalte aber der Bankier Espe, der es ihm nun einzuhändigen hätte.

„Ich kann Ihnen nicht verschweigen," hatte die Baronin zu Laurent gesagt, „daß ich auf diesen Bankier einen schweren Verdacht wälze. Wenn er gerichtlich gezwungen wird, die bei ihm deponirten Summen auszufolgen, so fürchte ich, er wird bis zu seinen Stiefeln herab Alles, was er hat, zu Gelde machen müssen und es wird noch das Gelindeste sein, wenn er blos als Bettler dasteht. Ich selbst hätte um keinen Preis jemals ernstlich gegen ihn auftreten mögen; denn er hat mir nicht nur einen Dienst geleistet, er hat mich auch gewissermaßen in Händen, ich darf seine Rache nicht reizen. Sie aber wissen von alledem nichts und können gegen ihn verfahren, wie es Ihnen gutdünkt. Wären Sie nicht gekommen, so hätte ich in zwei Jahren über das Vermögen testamentarisch verfügen können und das wäre in einer

Art geschehen, die Espe und mich zugleich zufrieden gestellt hätte. Es steht zwischen mir und diesem vielleicht schlechten Menschen ein geheimnißvolles Wesen, das seine und meine Interessen mit einander verschlingt. Das hört aber nun auf, da Ihre Interessen allein Giltigkeit haben."

Unseren Lesern ist der Sinn dieser Worte vollkommen verständlich, für Laurent aber mußte er zum Theil noch dunkel bleiben. Die alte Baronin machte indeß einen sehr guten Eindruck auf ihn, das liebenswürdig leichtsinnige, durchaus gutmüthige Temperament der ehemaligen Künstlerin war in ihr noch immer nicht erloschen. Er gab ihr die Versicherung, daß der Reichthum, zu dem er plötzlich berechtigt sei, von ihm nicht als ein Glücksfall betrachtet werde, den er für sich zum Schmerz und Schaden guter Menschen auszubeuten im Stande wäre. Er wolle vor Allem nur die Verhältnisse des Hauses Espe in der Nähe betrachten, einem offenbaren Betrug werde er in keinem Falle ein Opfer bringen, ihm vielmehr den Schleier abreißen. Unter allen Umständen aber werde es ihm eine heilige Pflicht sein, daß die Baronin Gortschin ihr gewohntes Leben fortführe und hierin nicht das Geringste geändert werde.

Eine seltsame Rührung bemächtigte sich der Baronin, als sie diese Versicherung hörte. Sie legte

die Hand auf den Kopf Laurent's und sagte mit feuchten Augen: „ich könnte in Wahrheit Ihre Mutter sein."

Er verlangte nun einen Brief an Espe, durch welchen er sich vor diesem dokumentiren könne. Die Gortschin fertigte dies in Form eines Kreditbriefes aus und sie schieden als die besten Freunde. Wir wissen, wie das Benehmen des Bankiers, während er Laurent bei sich beherbergte, diesem den Verdacht vollkommen bestätigen mußte, welchen die Baronin auf Espe gewälzt hatte.

Niemals aber hätte Laurent gedacht, daß der junge Leander in die Verhältnisse seines Vaters eingeweiht wäre. Er hielt ihn trotz seiner fünf und zwanzig Jahre und seiner angenommenen Geschäftsmiene für ein Kind in allen ernsten Dingen und wußte, daß der alte Espe nicht anderer Meinung wäre. Andererseits widerstrebte es dem Gemüthe Laurent's, sich einen verhältnißmäßig noch so jungen Menschen an einer fortgesetzten schändlichen Handlung, an einer betrügerischen Schwindelei mit fremden Geldern betheiligt zu denken. Als ihn Leander jetzt so dringend nach seinen Entschließungen fragte, glaubte er aus der Wirkung, welche seine Antwort auf Leander üben werde, abnehmen zu können, ob der Sohn in bewußtem Einverständniß mit seinem Vater gehandelt habe.

„Ich bin allerdings gesonnen,“ erwiederte er daher, „auf das mir zukommende Vermögen unverzüglich und ohne Schonung Anspruch zu machen. Gleich nach Ankunft des Herrn Espe werde ich auf Grundlage des Testamentes das mir vererbte Kapital aus Ihrem Geschäfte ziehen, wenigstens die nothwendig vorhergehende Aufkündigung nicht unterlassen.“

„Und wenn zufällig — ich will nur den Fall gesetzt haben — eine große Verlegenheit für unser Haus die Folge wäre, auch dann?“

„Auch dann!“

„Und wenn Gabrielens Besitz, nach welchem Sie zu trachten scheinen, davon abhängig wäre, daß Sie uns Zeit lassen, Ihre Forderungen zu befriedigen?“

Laurent hätte es jedem Anderen gegenüber unter seiner Würde gehalten, das Gespräch fortzusetzen. Hier aber galt es ihm, der Seele des jungen Mannes auf den Grund zu schauen und er erwiederte demnach ruhig:

„Gabrielens Besitz kann von Niemand abhängig sein, als von ihr selbst. Wenn dem aber auch anders wäre — ich habe Gründe, unter keiner Bedingung auf einen Pfennig zu verzichten, der mir von Rechtswegen zukömmt, und sollte ich darüber Andere zu Bettlern machen oder dem Gerichte überliefern müssen.“

„Wenn wir Alles zu Geld machen, was wir besitzen, und es reicht nicht zu, Ihre Ansprüche zu decken, so würden Sie meinen Vater anklagen und der öffentlichen Schande preisgeben?“ fragte Leander mit erhobener Stimme. „Sie würden ihn in den Kerker bringen lassen?“

„Das würde ich allerdings thun, ohne Schonung und Erbarmen,“ entgegnete Laurent fest und ernst.

„Das war es, was ich wissen wollte,“ sagte Leander, „und nun Haß gegen Haß, Verderben gegen Verderben. Wären Sie milder gewesen, ich hätte mich, um die Ehre meines Vaters zu retten, zu Concessionen verstehen, ich hätte Ihnen gutwillig Gabriele abtreten müssen, wenn dies der Preis Ihres Erbarmens gewesen wäre. Jetzt werde ich sie Ihnen streitig machen bis zu Ihrem oder meinem letzten Blutstropfen. Erfahren Sie denn, daß mein Vater morgen nicht zurückkehren wird; er befindet sich auf der Flucht und persönlich somit außer dem Bereich Ihrer Verfolgungen. Sein Hab und Gut wird Ihnen überantwortet werden. Mir können Sie nichts anhaben, ich bin schuldlos an der Handlungsweise meines Vaters und kann gerichtlich nachweisen, daß ich erst am letzten Tage seiner Anwesenheit davon erfahren habe.“

Und Leander wiederholte diese Versicherung mit dem Tone überzeugender Wahrheit.

„Alles, was ich besitze," schloß er, „gehört Ihnen, denn es gehörte meinem Vater. Ich bin jung, ich werde meine Mutter und mich zu erhalten wissen. Was Gabriele betrifft, so begegnen wir uns noch einmal im Leben. Ich liebe dieses Weib genug, um mir lieber stückweise das Herz ausreißen zu lassen, als sie lebend im Besitz eines Anderen zu sehen. Ich bin Ihnen nichts mehr schuldig, Herr Laurent, weder für mich noch für meinen Vater. Ich darf mich ohne Rücksicht der Wollust meines Hasses überlassen."

Leander schied mit diesen Worten und gab sogleich seinem Vater Nachricht, die Flucht, die derselbe vom Gute der Gortschin aus, in Folge einer dort erhaltenen Auskunft, begonnen hatte, ohne Zögerung fortzusetzen, da von Laurent's feindlicher Gesinnung das Bedrohlichste zu erwarten sei.

Auf Laurent hatte die Begegnung mit Leander keinen dem jungen Manne ganz ungünstigen Eindruck hervorgebracht. Vor Allem erfreute es ihn, den Sohn nicht an dem Verbrechen des Vaters betheiligt zu wissen. Auch die naturwüchsige und von keiner Reflexion angekränkelte Leidenschaft Leanders für Gabrielen wirkte mit erfrischender Jugendlichkeit und befeuerte Laurent's eigene Empfindung für das Mädchen. Ein doppeltes Gewicht erhielt nun seine Pflicht,

Gabrielen im Zusammenhang dieses Hauses einen sicheren Anhaltspunkt zu bieten und sie vor dem ferneren, selbst in der Liebe rohen Egoismus ihrer bisherigen Lebenskreise zu schützen.

Als Göpe sich auf das Gut der Gortschin begeben hatte, geschah es keineswegs schon in der Absicht die Flucht zu ergreifen. Selbst, wenn der Plan, den er seinem Sohne zur Ausführung überlassen hatte, Laurent zu Gunsten Gabrielens zu stimmen, ihren Besitz aber vom theilweisen Aufgeben der Erbansprüche abhängig zu machen, selbst wenn dies Gewebe mißlingen sollte, dachte er Mittel der Rettung in Händen zu haben. Er hielt das Geheimniß hinsichtlich der Geburt seiner Adoptivtochter noch immer für eine Waffe, beträchtlich genug, um die Baronin zur Bundesgenössin seiner Handlungen zu machen und ihre Anstrengungen den seinen zur Entdeckung eines Auswegs gesellen zu können. Es war daher für ihn keine angenehme Ueberraschung, als ihm, auf dem Gute angekommen, der Zutritt zur Gutsfrau verweigert wurde, weil, wie man ihm sagte, so eben die Nachricht vom Tode ihrer Schwester eingetroffen sei und die Baronin in ihrem Schmerze Niemand vor sich lassen wolle.

Man hätte glauben können, Ehe betrauere an der Verstorbenen selbst eine theuere Person, so bleich wurde er bei der Nachricht. Er sah wohl ein, daß die Waffe, auf die er so sicher gerechnet hatte, durch diesen Fall, wenn nicht gänzlich unbrauchbar doch ziemlich stumpf geworden sei. Für die Ehre der Todten, mußte er schließen, werde die Baronin nicht zu den Opfern bereit sein, die sie für Ehre und Glück der Lebenden gebracht hatte. Er wollte sich indessen trotzdem keinen Vortheil entgehen lassen, welchen die Lage noch immer bieten konnte. Nach dem Vater Gabrielens hatte er sich nie näher erkundigt, nachdem ihm dieser glaubwürdig als ein Schauspieler obscuren Namens bezeichnet worden war; vielleicht ließ sich an die genauere Enthüllung dieses Umstandes eine Hülfe knüpfen. Auch über die Art, wie gerade Aemilian Laurent zu der Erbschaft gelangt war, ohne seines Wissens mit dem verstorbenen Baron Gortschin verwandt zu sein, hoffte er von der Baronin Aufklärung zu erhalten und was er erfahren sollte zu seinem Gunsten benützen zu können.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß er vorgelassen wurde. Er wollte nicht nach der Stadt zurückkehren, bevor er die Baronin gesprochen, da ihm Leander angezeigt, daß Laurent seine Rückkehr ungeduldig erwarte. Als er endlich der alten Freundin gegen-

über stand, bemerkte er eine Veränderung an ihr, welche sich durch den Schmerz über das Hinscheiden der geliebten Schwester allein nicht erklären ließ. Sie erschien zwar tief gebeugt und untröstlich, versagte es aber mit mehr als nothwendiger Härte auf den Ton theilnehmender Herzlichkeit einzugehen, den er bisher nie vergeblich angeschlagen hatte.

„Was wünschen Sie eigentlich hier und von mir?“ fragte sie.

„Ich bin gekommen, Ihnen zu kondoliren,“ entgegnete er ruhig und ironisch, „nicht weil Sie Ihre Schwester verloren haben — das erfuhr ich erst an Ort und Stelle — sondern weil Sie Ihr Vermögen verloren haben. Der lange für unmöglich gehaltene Erbe ist dennoch wirklich geworden. Sie haben ihm einen Brief an mich gegeben und nichts über den Eindruck hinzugefügt, den das Ereigniß auf Sie machte.“

Als sie hierauf schwieg, fügte er im alten Tone der Gutmüthigkeit hinzu: „Vielleicht können Sie auch diesmal die Dienste eines alten Freundes wieder brauchen.“

Sie maß ihn von Kopf bis Fuß mit einem Blick unverkennbarer Verachtung, sagte aber dann halb spöttisch, halb neugierig:

„Was wäre da zu thun? Das Recht des Er-

ben ist offenbar und einen Prozeß würde ich verlieren."

„Das bleibe dahingestellt," entgegnete Espe, „ich habe das Testament nicht gesehen; aber mit einem Prozeß wäre mir in keinem Falle gedient, das heißt Ihnen. Dieser Laurent war einmal in meinem Hause als Lehrer. Er hatte damals schon eine besondere Anhänglichkeit für Gabriele und sie für ihn. Er wird sich jetzt ohne Zweifel in das Mädchen verlieben, er wird dahin zu bringen sein, es heirathen zu wollen. Wenn ich nun als Adoptivvater meine Einwilligung von Bedingungen abhängig machte, die Ihnen, meine verehrte Freundin, zu Gute kämen, so —"

Die Baronin fuhr in die Höhe wie von einer Viper gestochen.

„Ich will Ihnen etwas sagen," rief sie heftig, „Sie haben bisher ein gutes Geschäft gemacht, mein Herr Espe, Sie wissen, welchen Theil von meinen Zinsen Sie jährlich behalten haben unter dem Namen eines Erziehungsbeitrages für das Mädchen. Das hört nun auf. Ich gönne dem Laurent sein Glück von ganzem Herzen. Für mich brauchen Sie nicht zu sorgen, das Legat, das mir mein Mann für diesen Fall ausgesetzt hat, reicht für meine Bedürfnisse und über mein Grab hinaus gehen meine

Sorgen nicht mehr. Gabriele den Laurent heirathen! Sie wissen nicht, was Sie sagen."

Espe ahnte ein neues, ihm noch unenthülltes Geheimniß.

„Was wäre daran so unvernünftig oder unmöglich?" fragte er lauernd.

Die Baronin besann sich. Sie durfte nicht von neuem durch irgend ein Vertrauen die Absichten dieses Mannes mit ihren und Gabrielens Geschicken verschlingen.

„Unmöglich ist es vielleicht nicht," entgegnete sie, „aber ich sehe nicht ein, warum man dem Laurent Bedingungen machen sollte."

Espe, den diese Ausflucht keineswegs befriedigte, suchte nun seine ehemalige Freundin über die ihm noch unbekannten Umstände auszuforschen, die Gabrielens Geburt und die Erbschaft Laurent's betrafen. Er stieß aber in ihren Erwiederungen auf einen unerwarteten Widerstand, ja auf eine Feindseligkeit, die ihn bestimmte, nun ebenfalls als Gegner aufzutreten.

„Frau Baronin," sagte er, „es kann Ursachen geben, die mich zwingen, den Besitz Gabrielens für Laurent von Zugeständnissen abhängig zu machen, wie ein Adoptivvater, der das Recht dazu hat, der dafür gilt, das angenommene Kind mit Wohlthaten überhäuft zu haben. Sollten Sie, die Sie, wie ich

wohl merke, sich zu Laurent freundschaftlich verhalten, mir Ihre Unterstützung dabei versagen; so müßten Sie es darauf ankommen lassen, daß ich mich meines Rechtes als Adoptivvater allerdings begebe, indem ich der Welt offenbar mache, wer eigentlich nähere Rechte auf dieses Kind hat. Sind Sie damit einverstanden?"

„Sie drohen mir?" antwortete die Baronin, sich zur Gelassenheit zwingend; „Sie versuchen ein Mittel, das Sie oft genug mit Erfolg anwendeten, das aber jetzt seine gewohnte Wirkung versagen wird. Was könnte ich auch für Sie thun? Laurent wird sich durch mich nicht bestimmen lassen. Meine Schwester ist todt, die unsaubere Rache steht Ihnen frei, ihr Grab zu entehren, indem Sie ihrem Manne, ihren Kindern die Jugendsünde der Verstorbenen aufdecken. Ich glaube nicht, daß diese Rache so hart treffen würde, als Sie beabsichtigen, abgesehen davon, daß sie nicht den mindesten Nutzen für Sie haben kann. Das musterhafte Leben der Frau und Gattin würde in den Herzen ihrer Angehörigen den Flecken im Wandel des Mädchens noch nachträglich verlöschen, wenn Sie niedrig genug sein sollten ihn zu enthüllen. Uebrigens kann ich Ihnen die Versicherung geben und Ihnen mit einem Schwur betheuern, daß, wenn Sie Gründe haben, die Erbansprüche Laurent's zu fürchten, Sie sich auf das Schlimmste gefaßt machen

müssen. Er ist mit dem Entschluß von hier gegangen, von dem, was ihm zukommt, nichts nachzulassen, nicht aus Habsucht, sondern um ein ewiges Unrecht nicht walten zu lassen. Er ist der Mann keineswegs, der sich die Beschönigung eines solchen um irgend einen Preis abkaufen ließe. Und somit handeln Sie nach Gutdünken und trachten Sie, daß wir uns sobald nicht wieder begegnen."

Die Baronin verließ das Zimmer und Ebpe brauchte nicht lange, um einzusehen, daß von dieser Seite für ihn nichts Ersprießliches mehr zu hoffen sei. Er begab sich in eine benachbarte Stadt und schrieb seinem Sohne, dem er vor dieser Unterredung seine Rückkehr für den folgenden Tag angekündigt hatte, daß er ihm erst Auskunft geben möge, wie sich die Verhältnisse im Hause gestalten, und wenn sich dieselben nicht günstig für seinen Plan anließen, so fände er es gerathener, sich für einige Zeit und vielleicht für länger außer Landes zu begeben.

Leander hatte hierauf die erzählte Zusammenkunft mit Laurent, in Folge deren er seinem Vater rieth, sich in seiner Flucht nicht aufhalten zu lassen. Er sandte ihm zu diesem Zweck nur soviel Geld, als für die Reise unumgänglich nothwendig, indem er erklärte, daß er auch die Sendung dieser geringen Summe als Beeinträchtigung Laurents ansehe und mit seinem

Gewissen kaum vereinbaren könnte, wenn er nicht den Vorsatz hätte, dem rechtlichen Besitzer diesen Raub zu erstatten. Ecke begriff diese Skrupel nicht, die seine Verzweiflung vermehrten.

Die Baronin hatte indessen in dem Gedanken, daß Laurent eine innigere Beziehung zu Gabrielen knüpfen könnte, eine schlaflose Nacht verbracht. Am Morgen zu schwach und noch durch ihre Trauer zu sehr angegriffen, um selbst eine Fahrt nach der Stadt zu unternehmen, sandte sie durch einen Eilboten einen Brief an Laurent.

Zweifach hatte der Schauspieler Clemens Wilhelm Laurent, zu seiner Zeit als Heldenspieler ebenso wie als schöner Mann berühmt, in das Schicksal der Schwestern Marie und Adele Malwen mächtig eingegriffen. Beide gehörten ebenfalls der Bühne an. Marie, die ältere, hatte Clemens mit einer Leidenschaft geliebt, die von diesem nicht völlig getheilt wurde. Sie wollte ihn heirathen, er in seinem leichten und lockeren Sinne wich dieser Absicht lange Zeit aus, bis seine heruntergekommenen pecuniären Verhältnisse ihm eine Verbindung mit der glänzend engagirten und reich bemittelten Marie Malwen als Ausweg erscheinen ließen. Da trat plötzlich Baron Gottschin

auf und bot Marien, in die er sich trotz seiner hohen Jahre heftig verliebt hatte, Herz und Hand. Sie weigerte sich, indem sie erklärte, die Verlobte des Clemens Laurent zu sein. Gortschin unternahm es daher durch seinen Nebenbuhler selbst zum Ziel zu gelangen.

Er bot Clemens eine bedeutende Summe, wenn er seine Ansprüche auf Marien aufgeben wolle. Je erwünschter dem Schauspieler dieser Antrag kam, um so entrüsteter wies er ihn scheinbar zurück, indem er eine Liebe heuchelte, die den Preis der Entsagung nothwendig steigern mußte. Er verlangte endlich nicht blos sogleich die angebotene Summe, sondern auch, daß der Baron ein unwiderrufliches Testament in seine Hände niederlege, in welchem er, falls der Baron ohne Kinder bleiben sollte, Clemens Laurent zum Universalerben einsetze. Dagegen wollte sich Clemens verpflichten, Marien die Ueberzeugung beizubringen, daß sie sich mit ihrem Geliebten nicht ehelich verbinden könnte, und sie zur Heirath mit dem Baron zu bewegen.

Lange zögerte Gortschin diesen seltsamen aber einzig zum Ziele führenden Weg zu betreten. Wünsche oder Grillen des Alters aber sind zuweilen noch hartnäckiger als Leidenschaften der Jugend und leiten nicht selten zu eben so thörichten Handlungen. Der

Baron faßte das Testament ab, er bedachte, daß es zuletzt doch seiner Frau zu Gute kommen werde, da sie nach seinem Tode sich ohne Zweifel mit ihrem Jugendgeliebten verbinden werde. Diesen Gedanken sagte er sich zum Trost, als Clemens, um Mariens Herz von sich loszulösen, den Verräther spielte und sie künstlich und langsam und gleichsam ohne seine Absicht zu der Entdeckung leitete, als ob er bereits vermählt und Vater eines Knaben sei. Es gelang ihm um so leichter dies glauben zu machen, da die Frau, die er als die seine bezeichnete, ebenfalls Laurent hieß und Wittwe seines Vetters, des Dorfschullehrers Ferdinand Laurent war. Marie war lange trostlos, sie vergab endlich und da sie die Bühne nicht mehr betreten wollte, so widersetzte sie sich nicht länger dem Andringen des Barons und Clemens' selbst und reichte jenem ihre Hand.

Der Baron mußte den bedungenen Preis bezahlen, das heißt das Testament in die Hände des Schauspielers legen, unter Klauseln, die es zu einem unwiderruflichen machten, nebstdem noch einen feierlichen Eid leisten, daß er keine letzwillige Bestimmung hinterlassen werde, wodurch die Giltigkeit des Testamentes angefochten werden könnte. Einzelne Punkte desselben waren nach langen Verhandlungen zwischen dem Baron und Clemens festgestellt worden. Jener

mußte sich dazu verstehen, dem Schauspieler die Ermächtigung einzuräumen, das Testament seinem Erben hinterlassen zu können, wenn Clemens früher als der Baron sterben sollte. Dafür gestattete Clemens, daß das Testament nicht länger als zehn Jahre nach dem Tode des Barons Giltigkeit haben sollte, um doch dem Zufall, daß weder Clemens noch ein Erbe desselben das in seiner Art erschlichene Gut ernstlich in Anspruch nehmen würde, eine Thür offen zu lassen.

Marie, die nunmehr verehelichte Baronin Görtschin, versuchte vergebens ihre um viele Jahre jüngere Schwester Adele dem Theater abwendig zu machen. Adele konnte auf die Triumphe einer jungen, schönen, in ihrem Fache vollendeten Künstlerin nicht verzichten. Als ihr einige Jahre später ein ähnliches Loos wie ihrer Schwester bereitet werden sollte, als ihr ein Gutsbesitzer seine Hand reichen wollte, zeigte sich, daß noch ein stärkeres Band als Liebe zur Kunst sie an die Bühne fesselte, die Liebe zu demselben Clemens Laurent, der schon das Schicksal der Schwester bestimmt hatte. Adele, schwächer und leichtsinniger, obgleich weniger leidenschaftlich als Marie, wurde ein Opfer der Verführung. Wir wissen, in welcher Art sie von der Baronin gerettet und von ihrem Kinde getrennt wurde.

Für Clemens Laurent erschien aber jetzt die Re-

mosis, entsprechend den Sünden seines Charakters und seines Lebenswandels. Als ihm Adele schrieb, daß das Kind todt sei und daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle, als er erfuhr, daß sie in der That die Bühne verließ und eine Heirath schließe, ergriff ihn eine tiefe Melancholie. Adele war seine einzige wirkliche Leidenschaft gewesen, das Bewußtsein aber, daß der Verrath, der ihm jetzt gespielt worden, nur die Vergeltung sei für den Verrath, den er selbst an Marie verübt hatte, drückte ihn so tief nieder, daß seine Kraft fast zerbrach und er Adelens Handlungsweise weder zu rächen noch zu hindern sich vornehmen konnte. Er sehnte sich nach Ruhe und Vergessenheit, trat von der Bühne ab und besuchte das Dorf, in welchem jene Wittwe Laurent, die er einst für seine Frau ausgegeben aber niemals persönlich gekannt hatte, ihr Leben kümmerlich sich und ihrem Sohn Aemilian fristete. Er wollte versuchen, ob er bei Menschen, die ihm verwandt waren, die seinen Namen trugen, Pflege, Nachsicht und Freundschaft finden werde. Im Verkehr mit der thätigen und rechtlichen Frau ging eine Umwandlung mit ihm vor, er bereute seine Vergangenheit und gab seinem Leben den würdigen Inhalt, für die Erziehung Aemilians Sorge zu tragen. Er ließ ihn studiren, und als die Wittwe Laurent starb, vertrat er Vaterstelle an dem sechszehn-

jährigen Jüngling. Seine Mittel reichten freilich nur so weit, Aemilian auf einen Standpunkt der Bildung zu bringen, von dem aus er sich allein weiter helfen mußte. Aemilian vollendete seine Studien und war während derselben einige Zeit Lehrer im Hause des Bankiers Espe gewesen. Später wurde er, wie sein verstorbener Vater, Dorfschulmeister, und wir wissen, welche Richtung über das Glück irdischer Besitzthümer hinaus sein inneres Leben zwischen Armuth und Einsamkeit genommen hatte.

In demselben Dorfe lebte ziemlich still und verhältnißmäßig zufrieden Clemens Laurent. Er sehnte sich nicht, wieder in die Welt zu treten und die einzige Anknüpfung an seine Vergangenheit bestand darin, daß er reisenden Schauspielertruppen eine Bühne im Dorfe einrichten half und sich es nicht versagen konnte, bei ihren Vorstellungen zuweilen mitzuwirken. Aemilian, dessen er sich so väterlich angenommen hatte und der ihm dankbar zugethan war, blieb ihm doch durch seine eigenthümliche Geistesrichtung in gewissem Sinne fremd. Er liebte ihn wie einen Sohn und trug doch Scheu, ihm das Geringste aus seiner Vergangenheit mitzutheilen. Nur hätte er ihn gerne reich und glücklich gesehen.

Da erfuhr Clemens eines Tages den Tod des Baron Gortschin, der noch fünfzehn Jahre neben

Marie gelebt hatte. Nun wäre es an der Zeit gewesen, das erschlichene Testament geltend zu machen. Er konnte sich dazu nicht entschließen, mochte aber auch Aemilians wegen nicht gänzlich auf das ihm Zukommende verzichten. So zögerte er von Jahr zu Jahr; wußte er doch, daß er zehn Jahre Zeit habe, ehe ihm der Besitz des Gortschin'schen Vermögens völlig verloren ging. Als er jedoch acht Jahre nach dem Tode des Barons sein Ende nahen fühlte, setzte er, wie er berechtigt war, Aemilian zum Erben des Testamentes und aller daraus erwachsenden Ansprüche ein. Auf dem Sterbebette übergab er ihm das Testament und in einer versiegelten Schrift die Geschichte seines Lebens und das aufrichtige Bekenntniß, in welcher Art er zu den Ansprüchen auf das fremde Vermögen gekommen war.

„Du wirst aus dem Testament ersehen," sagte er zu Aemilian, „daß Du noch zwei Jahre Zeit hast, mit Deinen Forderungen aufzutreten. Solltest Du in eine Lage kommen, in welcher Dir die kleine Rente, die ich Dir außerdem hinterlasse, nicht genügen kann, bist Du gezwungen und fest entschlossen, in den Besitz dieser Güter und Gelder zu kommen, dann erst — aber nur dann, eröffne die versiegelte Schrift und lies die Geschichte meines Lebens. Vielleicht hält sie Dich ab, Deine Ansprüche geltend zu machen. Nur

wenn Deine Verhältnisse sich danach gestalten, daß Du auf den Reichthum auch dann nicht verzichten kannst, wenn Du weißt, durch welche Mittel es mir gelang, daß ich Dir jetzt die Anweisung auf einen großen Reichthum geben kann, nur in solchem äußersten Falle sollst Du davon Gebrauch machen. Wie ich Dich kenne, ist es nicht unmöglich, daß Du die zwei Jahre ungenützt verstreichen lässest. Ist aber das Testament ungiltig geworden, dann vernichte auch dieses Schreiben, das die Geschichte meines Lebens enthält, ohne es gelesen oder auch nur entsiegelt zu haben."

Aemilian Laurent mußte dies beschwören. Clemens starb und sein Erbe begnügte sich einen Blick in die Verhältnisse der Menschen zu werfen, welchen er als unerbittlicher Forderer hätte gegenüber treten können. Die Umstände hatten ihn aber jetzt auf einen Punkt gebracht, wo es seine Pflicht war, nicht mehr zu schonen und zu entsagen. Er mußte den Betrug entlarven und Gabriele retten, indem er ihr ein gesichertes Leben an seiner Seite bot. Gabriele zu heirathen war jetzt das einzige Mittel sie mit der Welt wieder zu verknüpfen. Und übereinstimmend mit diesem sittlichen Gefühl der Pflicht pochte sein Herz.

Somit entschlossen, von dem Testament vollen Ge-

brauch zu machen, eröffnete er am Morgen nach der Unterredung mit Leander das versiegelte Schreiben. Er fand darin die Geschichte des Schauspielers Clemens Laurent als offenes Bekenntniß und nur von vielfachen Selbstanklagen unterbrochen. Was das Kind Adelens betrifft, so war natürlich nur erwähnt, daß es einige Tage nach der Geburt gestorben sei.

Er war noch vertieft in die mannigfach bewegenden Gedanken, welche diese Enthüllungen in ihm anregen mußten, als er den Brief der Baronin Gortschin erhielt.

Der Brief lautete: „Es lebt ein Kind Ihres Vaters, des Schauspielers Clemens Laurent. Es führt den Namen Gabriele und ist die Adoptivtochter des Emanuel Espe. Die Mutter des Kindes war meine Schwester. Da sie gestorben ist, so hindert mich nichts mehr, Ihnen diese Entdeckung zu machen, auch wenn die Befürchtung, daß Sie in ein anderes als geschwisterliches Verhältniß zu dem Mädchen treten könnten, nicht gebieterisch dazu zwingen würde. Sie werden nun der verlassenen Waise Ihre brüderlichen Arme öffnen.“

Der Eindruck dieser Enthüllung auf Laurent war natürlich ein anderer, als die Gortschin erwarten mochte. Es ergriff sein Gemüth mit einer Art von Rührung, daß ein Kind des Mannes, dem er ein

dankbares Andenken widmete, noch am Leben und daß dieses Kind eben die von ihm so heiß geliebte Gabriele sei. Die Bekenntnisse des Schauspielers; die er so eben gelesen hatte, erklärten ihm zur Genüge die Gründe der Täuschung, in welcher die Baronin befangen war, als sie den Bruder des Mädchens, den Sohn des einst von ihr geliebten Mannes in ihm vermuthete. Hatte sich doch dieser für den Gatten von Aemilians Mutter und für den Vater Aemilians ausgegeben und weder der Zufall noch die Menschen schienen demnach der Baronin den wahren Sachverhalt entdeckt zu haben.

Laurent begann nun auch zu ahnen, welche Umstände die Verwaltung des Gortschin'schen Vermögens in die Hände Espe's gespielt haben mußten. Der Baron Gortschin war ohne Zweifel gleichgiltig gegen sein Eigenthum geworden, das er nicht mehr nach Willkür vererben konnte und mußte es seiner Frau überlassen haben, nach Gutdünken damit zu schalten. Indem sich Laurent vergegenwärtigte, was ihm die Baronin von einem geheimnißvollen Wesen gesagt hatte, welches zwischen ihr und dem Bankier stehe und ihre Interessen, von denen des letztern abhängig mache, wurde es ihm klar, daß die Gortschin nur aus dem Grunde die großen Summen bei Espe angelegt haben könne — den sie übrigens damals noch für ehrlich

gehalten haben mochte — um mit den kaufmännischen Vortheilen, die er daraus zog, dem Kinde ihrer Schwester eine glänzende Erziehung im Schooße einer vor der Welt angesehenen Familie zu erkaufen. Es ließ sich errathen, daß Espe um das Geheimniß von Gabrielens Geburt wußte und es dazu benutzte, der um die Ehre ihrer Schwester besorgten Frau die Hände zu binden, so oft sie etwa ihr gefährdetes Vermögen zurückziehen wollte.

Wie diese Einzelheiten sich in Laurent's Gedanken immer mehr zur Gewißheit gestalteten, mußte er eine Frau bewundern, welche dem Ruf ihrer Verwandten und einer gesicherten Lage eines Kindes derselben so große Opfer gebracht hatte, vielleicht weil jenes Kind zugleich das des Mannes war, an welchen sie einst selbst mit glühender Leidenschaft gefesselt gewesen. Laurent gewann die Ueberzeugung, daß die Zärtlichkeit der Baronin für Gabriele sich jetzt ohne Scheu und ungehemmt entfalten werde und daß dem Mädchen in dem Herzen der edlen Frau von nun an eine um so größere Liebe gesichert sei, als diese nicht mehr blos auf einem der Vergangenheit angehörenden Gedanken, sondern auf der persönlichen Wirkung Gabrielens beruhen werde.

Diese Ueberzeugung enthob Laurent der Pflicht, durch welche er seine Absichten auf den Besitz Ga-

brielens gleichsam gerechtfertigt hatte, der Pflicht für das fernere Schicksal des Mädchens Sorge zu tragen. Er war nun nicht mehr ihr einziger Beschützer, sie fand eine natürlichere Anlehnung bei der Schwester ihrer Mutter. Er durfte nun beruhigt thun, was er unter allen Umständen gethan hätte, er durfte das Vermögen, welches er zu Gabrielens Glück verwendet hätte, wenn der Weg, auf welchem er dazu gelangte, von Anfang an ein durchaus rechtlicher gewesen wäre, getrost in die Hände der Gortschin zurücklegen, der es ohne das in widriger Art erzwungene Testament wohl niemals entzogen worden wäre. Er konnte erwarten, daß Gabriele die hauptsächlichsten Vortheile davon ziehen werde und so sollte durch eine seltsame Verkettung der Umstände dem Kinde zu Gute kommen, daß er eine unehrenhafte Handlung des Vaters in ihren Wirkungen zum Theil ungeschehen machte. Was Laurent selbst betraf, so fühlte er sich jetzt, wenn nicht geneigt, doch wenigstens berechtigt, in die Stille seiner Einsamkeit wieder zurückzukehren. Die Nothwenigkeit fiel weg, durch das Aufgeben seines Alleinstehens ein anderes Wesen von dem gleichen aber minder wünschenswerthen Alleinstehen zu retten. Indem sich Gabrielen unter dem Schutz der Baronin ein anderer Weg in die Welt eröffnete, hätte er selbst seine Stellung außerhalb der Welt wieder einnehmen

dürfen. Aber mächtig und leidenschaftlich widersprach sein Herz; er liebte, er wußte sich wieder geliebt; am Baum des wirklichen, unmittelbaren Lebens winkte ihm eine goldene Frucht, warum sollte er die Hand nicht darnach ausstrecken dürfen?

Er hatte sich die Frage noch nicht beantwortet, wie es kam, daß er überhaupt zögern, zweifeln, sich besinnen konnte, glücklich zu werden; er empfand von Neuem einen Zwiespalt, der ihm schon einmal das Gemüth zerrissen hatte und den er damals mit einem lebhaften Bewußtsein von Pflicht für Gabriele überkleidet hatte; es war ihm jetzt noch nicht gelungen eine wiederholte Ausgleichung dafür zu finden, als plötzlich Unerwartetes geschah. Die Thür seines Gemaches wurde aufgerissen und Gabriele stand ihm gegenüber.

„Die Verzweiflung mag rechtfertigen," sagte sie, „was Sitte und Anstand vielleicht verdammen werden. Man hat mir keine Zeit gelassen, den Entschluß die Menschen zu verlassen, die mich bisher umgaben, in schicklicheren Formen auszuführen. Ich mußte den Schritt gewaltsam unternehmen und jede Brücke hinter mir abbrechen. Ich habe keinen Freund als Sie und für mein Herz ist es nothwendig nichts ohne Ihren Rath, ohne Ihre Hülfe zu thun?"

Laurent war fast außer Fassung gekommen durch

ihre plötzliche Erscheinung, der die Aufregung des Momentes jenen Ausdruck verlieh, in welchem ihre Schönheit erst zur vollen Wirksamkeit gelangte. Unter dem unmittelbaren Eindruck derselben und in Erwiederung auf die liebend vertrauende Rede, die er von ihr vernahm, wäre er gerne in Worte des Entzückens ausgebrochen. Er bezwang sich jedoch und indem er vor ihr stehen blieb, die sich wie ermüdet und halb ohnmächtig auf einen Sessel geworfen hatte, fragte er ruhig nach dem nächsten Grund dieses Schrittes.

„Gestern spät des Nachts," erzählte Gabriele, „kam Leander auf das Landhaus. Er wollte trotz der späten Stunde Zutritt in meinem Zimmer haben, was ich ihm verweigerte, mich aber bereit erklärte, weil er vorgab, Wichtiges mit mir sprechen zu müssen, ihn bei seiner Mutter anzuhören. Kaum war ich bei Frau Espe eingetreten, als Leander ohne Rücksicht auf ihre Gegenwart meine Hände ergriff, küßte und sich endlich vor mir niederwarf. Ich hatte ihn niemals so gesehen. Ich habe Ihnen erzählt, Laurent, wie kalt und abgemessen wir uns stets zu einander verhielten. Jetzt stammelte er in Worten der Raserei, die ich nicht wiederholen möchte, von einer Leidenschaft für mich, die Erhörung oder Tod wolle."

„Die Neuheit einer solchen Sprache, einer solchen

Scene machte mich einen Augenblick blöde verstummen. Er mußte glauben, daß ich ihn mit Beistimmung anhöre. „„Ja, Du bist wieder mein, Gabriele,““ „rief er aufspringend,“ „„Du bist meine Braut, Du hast meine Thorheit vergessen, daß ich ein Verbrechen meines Vaters noch verbrecherischer zu machen, mein Lebensglück opfern wollte. Alles ist zerstört, Ansehen und Vermögen, Besitz und Ehre, Alles ist hin, Dich allein können sie mir nicht antasten und rauben, Dich halte ich fest und nun mag dieses Haus zu Schande und Elend zusammenbrechen, Du bleibst mir und ich habe nichts verloren.““

„Er wollte mich umarmen, ich stieß ihn zurück. Aber meine Bestürzung über das, was er von einem drohenden Untergang des Hauses gesagt hatte, war noch größer als mein Abscheu vor seiner Raserei. Sollten diese Menschen, denen Geld Alles ist, ihr Alles verloren haben? Ich fragte, wie er das verstehe.“

„„Ja, mein Kind,““ „sagte Frau Espe, die bisher ganz schweigend zugesehen hatte,“ „„es ist so, wie Leander sagt. Ein schlechter Mensch, dieser Aemilian Laurent, den die Hölle plötzlich zu unserm Verderben ausgeworfen hat, bringt uns um Hab und Gut. Wie werde ich das überleben!““

„Die Frau weinte, während Leander seine Blicke

auf mich gerichtet hielt, wie es mir schien, um die Wirkung dieser Mittheilung auf mich zu belauern. Unter Schluchzen sprach seine Mutter weiter:" „„Wir sind dem Laurent verschuldet und er hat erklärt, daß er uns ohne Erbarmen gerichtlich wird pfänden lassen und nackt und bloß auf die Straße hinausstoßen. Mein Mann, Dein Pflegevater, Gabriele, hätte den Anblick nicht ertragen können, er hat sich davor geflüchtet und kehrt vielleicht nie mehr zurück. Unsere Hoffnungen beruhen jetzt einzig auf Leander. Er will ein neues Geschäft beginnen, er will arbeiten und, wenn möglich, Alles wieder in den alten Stand bringen. Aber dazu bedarf er Dich, Gabriele, er hat es mir gestanden, er kann ohne Dich nicht mehr für sich, viel weniger für Andere existiren. Sei dankbar für Alles, was Du in diesem Hause von Jugend auf genossen hast und widersetze Dich nicht seinen Wünschen.""

„Aber wie ist es möglich, fragte ich, daß Laurent, der edle, hochherzige Mann sich aus Habgier schändlich oder erbarmungslos zeigen könnte?"

„„Meine Mutter vergrößert seine Schuld,"" „sagte jetzt Leander," „„Laurent handelt blos in seinem Recht. Er wird uns vor der Welt vernichten, er wird meiner Mutter das Kissen unter ihrem Haupt wegziehen, aber er handelt in seinem Recht. Ich hindere ihn

nicht, ich will nur ebenfalls mein Recht. Sie waren meine Braut, Gabriele, Sie sind meine Braut. Sie haben eingewilligt, mein Weib zu werden und daß ich selbst Ihnen, einen Augenblick verblendet durch die Gewalt der Umstände, das Wort zurückgeben wollte, ändert nichts, Sie sind mein und ich werde nicht von Ihnen lassen. Ich bestehe auf dem Recht, Sie zu besitzen, und sollte ich es dem Manne abtreten, der sein eigenes Recht so hart und unerbittlich gegen mich geltend macht?""

„Ich verstand nicht, wie Leander ein juridisches Recht mit einem Recht des Herzens in Parallele setzen mochte, aber der Augenblick war nicht geeignet dies zu erörtern. Ich sagte ihm nur einfach, daß ich ihn nicht liebe und nicht hasse, daß er zur Zeit, da er mein Bräutigam hieß, es versäumt hatte, mir innerlich näher zu treten und mir dadurch ein Fremder geblieben sei, ich verhehlte ihm nicht, daß es jetzt zu spät, daß meine Gedanken, mein Leben, daß mein Herz eine andere Richtung genommen hat."

Gabriele hielt hier mit gesenkten Blicken inne, ehe sie fortfuhr: „Leander zuckte bei dieser Erklärung zusammen und fragte dann, was ich zu thun entschlossen wäre. Ich erwiederte, daß man vor Allem Sie, Aemilian, zu mir bescheiden möge, damit ich von Ihnen selbst erfahre, ob Sie der eigennützigen Härte fähig

sind, deren man Sie anklagt und damit ich Sie, wenn Sie eine Ursache hätten, so zu scheinen, vielleicht milder stimmen könne."

„„Laurent sollen Sie nie mehr sehen!"" „schrie Leander heftig;" „„auch würde es zu nichts führen. Sie Lernen Sie ihn aus seinen Handlungen kennen, wenn uns auf Stroh gebettet sehen werden. Wir verlassen morgen dieses Haus und auch das in der Stadt gehört nicht mehr uns. Alles muß zu Geld gemacht und Laurent überantwortet werden. Wir beziehen morgen eine kleine Wohnung in der entlegensten Vorstadt. Bleiben Sie bei meiner Mutter, Gabriele, seien Sie ihr ein Trost und geben Sie ihr Muth in dem Unglück, das sie vor Allen am tiefsten empfindet. Ich verlange nichts von Ihnen für mich, lassen wir die Zeit walten, Sie hassen mich nicht und ich werde aufhören Ihnen ein Fremder zu sein. Nur Eines müssen Sie mir versprechen, müssen Sie mir schwören — und um es möglich zu machen, ist es unerläßlich, daß Sie bei uns bleiben — nur Eines!""

„Ich muß gestehen," fuhr Gabriele fort, „daß der Gedanke Reiz für mich hatte bei diesen Menschen, deren Glück theilen zu müssen mich stets mehr erbittert als zu Dank verpflichtet hatte, im Unglück auszuharren, sie vielleicht die rechte Liebe zu lehren, jetzt, wo mehr Gelegenheit war, mir Liebe zu verdienen.

Ich fragte demnach, was Leander so feierlich von mir begehre.“ . . .

Gabriele schwieg. „Und was begehrte er?“ fragte Laurent, indem er sie mit leuchtenden Augen betrachtete.

Sie schien ihrem Erröthen zu zürnen, das sie hindern wollte, ihre Geständnisse mit dem Ernst zu vollenden, der sie dabei ergriffen hatte und der verstärkt wurde durch das Bewußtsein, daß dies die wichtigste Stunde ihres Lebens sei. Die Befangenheit überwindend sagte sie daher fest und ruhig:

„Er begehrte, daß ich Sie nie mehr sehe, Aemilian.“

Beide schwiegen hierauf. Es war, als ob diese unwillkürliche Pause eine nicht sichtbare Umarmung der Seelen in sich schließen würde, die Beide mit Wonne als solche empfunden hätten. Gabriele entzog sich ihr zuerst, indem sie fortfuhr:

„Ich erklärte, daß mir dies unmöglich sei und daß die Schmähworte, welche Frau Espe inzwischen nicht aufgehört hatte gegen Sie, Laurent, auszustoßen, mir klängen, als ob sie gegen meine eigene Ehre gerichtet wären. Ich sagte, daß ich das nicht ertrage und von Ihnen selbst wissen muß, warum Sie Feinde haben. Ich würde mit Menschen nicht leben wollen, die Haß und Widerstand gegen Sie haben, und

wenn ich meinen Entschluß, das Haus zu verlassen, hätte opfern können, als ein Unglück dieses Haus betraf, so müßte er doch jetzt aufrecht bleiben, wo mir mit dem Manne, den ich — wo mir mit Ihnen, Laurent, das innigste Interesse meines Lebens angefochten wird, wo es meine Selbsterhaltung gilt."

„Frau Espe wurde bleich vor Wuth und wollte mit heftigen Worten auf mich losschreiten. Leander hielt sie zurück und bat sie, ihn sprechen zu lassen."

„„Gabriele,"" „sagte er," „„es giebt einen Preis, um welchen Sie bei uns bleiben und schwören werden, Laurent nicht mehr zu sehen.""

„Ich betrachtete ihn mehr ungläubig als erstaunt."

„„Ich kenne Ihre Mutter, Gabriele,"" „fuhr er fort," „„wenn ich Sie zu ihr führe, wenn ich Sie in ihre Arme lege, wollen Sie dann thun, was ich verlange und Laurent nicht mehr sehen?""

„Ich zitterte an allen Gliedern, an diese Möglichkeit hatte ich nie gedacht. Schreck überfiel mich, von dem ich nicht wußte, ob es Freude sei, daß mir eine Mutter lebt, ob Entsetzen, daß mir ein von Gott und Natur zuerkanntes Recht, meine Mutter zu kennen, vorenthalten werden konnte: Das Entsetzen überwog."

„„Nein!"" „schrie ich," „„Ihr Mund soll es nicht sein, der mir der erste den Namen meiner Mutter nennt,

Ihr Mund nicht, der im Stande war, mir es bisher zu verschweigen. Fort, fort, aus diesem Hause! Meine Mutter lebt! Laurent, hat er Gewalt über diese Menschen, so wird er mir den Namen meiner Mutter von ihnen erkämpfen. Er wird der erste sein, von dessen Lippen ich ihn vernehme.““

„Ich eilte auf mein Zimmer und schloß die Thür ab. Ich kleidete mich in meine schlechtesten Kleider, ich nahm nur was unerläßlich nothwendig war zu mir, die Pest scheint mir an den Dingen zu kleben, die das Eigenthum dieses Espe's sind und die gebrauchen zu müssen ich verurtheilt bin. Ich nahm kein Geld zu mir, mit dem ersten Morgengrauen wanderte ich zu Fuße hierher. Laurent, sprechen, handeln Sie für mich. Erfahren Sie den Namen meiner Mutter, ich will sonst nichts mehr auf Erden.“

— Laurent ergriff nicht ohne Rührung ihre Hand. „Es schmerzt mich,“ sagte er, „daß ich Ihnen rauben muß statt Ihnen zu geben, wie Sie von mir erwarteten. Aber falsche Hoffnungen sollen nicht mit Ihrer Seele spielen. Ihre Mutter ist todt! Wenige Minuten bevor Sie jetzt kamen, Gabriele, habe ich erfahren, wer Ihre Mutter war und daß sie nicht mehr ist.“

„So lebte Sie mir nur einen Augenblick und

starb mir in demselben Augenblicke. Wer wär sie und wie kam es, daß ich nie von ihr erfuhr?"

„Das Alles soll Ihnen die nächste Zukunft erklären," sagte Laurent, „der gegenwärtige Moment hat über Sie selbst zu entscheiden."

„O, Aemilian!" rief Gabriele, „ist es wahr, daß Sie das Schicksal der Familie Espe in Händen haben, dann seien Sie nachsichtig. Lassen Sie den Unglücklichen, was sie besitzen und was all ihr Sein und Wesen ausmacht. Dann erst, Laurent, habe ich ein Recht auch für mich eine Bitte zu stellen."

„Auch dies ist eine Täuschung," erwiederte Laurent, „seit diesen Morgen habe ich mich bereits innerlich der Macht begeben, das Geschick dieser Familie zu entscheiden und heute noch werde ich diese Macht auch thatsächlich in andere Hände legen. Es hindert Sie daher keine Rücksicht auf jene Menschen mehr, von mir zu fordern, Gabriele, was Sie eine Bitte nennen."

Ueber Gabrielens Züge breitete sich der Ausdruck einer unbesieglichen Befangenheit. Ihr Schweigen war sichtlich ein Ringen nach Muth, den sie, ihre gesenkten Blicke immer wieder zu Laurent erhebend, aus der Innigkeit zu schöpfen schien, mit der er sie betrachtete. Endlich begann sie:

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Brücke

hinter mir abgebrochen habe, aber ich habe Ihnen die Worte des Fluches, des Hasses, der Drohung nicht mitgetheilt, mit welchen Frau Espe die Flucht nach meinem Zimmer begleitete. Sie schrie mir noch durch die geschlossene Thür zu, daß wenn ich ohne ihren Willen das Haus verlasse und es wage, mich zu Ihnen zu begeben, so soll eine Stunde später mich die Welt als die schändlichste und verworfenste Kreatur verachten, zu der das Weib herabsinken kann. In diesem Augenblicke weiß bereits der ganze Kreis von Freunden und Verwandten des Hauses, alle Leute, die man dort die Welt nennt, daß ich, ein Ungeheuer von Undankbarkeit, die Familie in dem Moment verließ, da sie von einem großen Unglück heimgesucht wurde, um mich unverschämt in die Arme des reich gewordenen Mannes zu werfen, desselben, der von dem Unglück der von mir Verlassenen Vortheil zieht. Daß nur die Sehnsucht, meine Mutter zu kennen, daß nur der Abscheu vor jenen metallenen Herzen, die mir das Glück und das Recht des Kindes entziehen konnten, mich dazu getrieben hat, das wird Niemand wissen. Gleichviel! Ich habe keine Mutter, ich stehe von Neuem so weit außerhalb der Welt, daß selbst Verwünschungen mich nicht treffen können. Aber außer allem Zusammenhang darf ich auch frei über mich schalten, nach den Geboten meiner

eigenen Sittlichkeit, meines eigenen Herzens, nicht nach den sinnlosen Formen und Gesetzen der Welt."

Die Ueberzeugung, daß sich nun an Gabrielens Leben ein kaum jemals zu verlöschender Makel heften werde, in dem Augenblicke, da sie unter dem mütterlichen Schutz der Gortschin, der er sie zuführen wollte, erst von allen Seiten Liebe und Lebensgenuß finden sollte, traf ihn mit großem Schmerz. Gabriele hatte nichts Krankhaftes, Hysterisches an sich, sie war nicht geschaffen, das Urtheil der Welt nicht zu empfinden und in Verborgenheit und Einsamkeit hinzusiechen. Gabriele, in ihrer junonischen Erscheinung, stark und kräftig, gesund und wohlgebildet auch an Geist und Herzen, konnte wohl in der Verzweiflung, mit der sie aus dem Dunkel ihrer Verhältnisse einen Ausweg suchte, zuweilen auf Irrwege gerathen. Gabriele bedurfte doch zur vollsten Harmonie ihres Innern den Zusammenhang mit dem äußern Leben, mit der Welt, eine auf Achtung und Liebe gegründete Stellung in der Gesellschaft, einen Verkehr mit Vielen und das Bewußtsein, anregend und theilnehmend nach manchen Seiten zu wirken. Diese Flucht zu ihm, wenn sie auch unter den herrschenden Umständen dazu berechtigt war, konnte im Urtheil der Welt niemals ausgetilgt werden, selbst nicht, wenn sie seine Gattin werden sollte; denn sie schien mit jenem

abenteuerlichen Schritt nicht blos eine dem Weib auferlegte konventionelle Schicklichkeit, sondern eine allgemeine menschliche Pflicht verletzt zu haben, indem sie, um einer egoistischen Leidenschaft Folge zu leisten, den Moment des Unglücks Derer, die für ihre Nächsten galten, mit Absicht gewählt zu haben scheinen mußte.

Die Wolke nicht verbergend, die bei diesen Betrachtungen seine Stirne überzog, fragte Laurent, in welcher Art nun Gabriele die Freiheit über sich zu schalten bethätigen wolle.

„Sie scheinen traurig," sagte Gabriele, „daß mein Loos eine solche Wendung genommen hat; ich bin es nicht. Mich erfüllt Stolz und Freude, daß unser Geschick das gleiche ist, daß ich eben so fremd, so vereinsamt und allein stehe wie Sie. Und da ich nun auf Niemand Rücksicht zu nehmen habe, so gönnen Sie mir bei Ihnen zu bleiben, einsam zu sein in Zweien, die Resultate Ihres Denkens erfahren und bewahren zu dürfen. Auf den kühnsten Gängen Ihres Geistes möchte ich der begleitende Schildträger sein und wenigstens als ein verstehender Zeuge die Thaten mit ansehen, die ich nicht selbst zu vollbringen vermöchte. Lassen Sie mich die mir entrissene Welt wieder finden, indem Sie zu sehen, zu hören, zu begreifen mein Zusammenhang mit dem

All, die Aufgabe meines Lebens werde. Geben Sie dieser Verbindung welche Form, welchen Namen Sie immer wollen, ich werde daraus keine Ansprüche für mich ableiten, ich will still eine vergessene, eine verschollene Existenz neben Ihnen führen. Und mein einziges Ziel, mein einziges Glück soll es sein, wenn auf Ihrer einsamen Höhe Sie vielleicht einmal ein Gefühl schmerzlicher Verlassenheit überfällt, Ihnen durch ein Wort, durch ein Lied, durch Alles was ich empfinde und was ich leisten kann eine kleine Freude wie eine Blume hinauf zu tragen."

Gabriele war mit diesen Worten mehr als sie es vermuthete den Gedanken Laurent's begegnet. Er sah jetzt mit einem Male klar in die Ursachen des Zwiespalts, der ihn zaudern und schwanken ließ, so oft er rasch nach dem Besitz Gabrielens greifen wollte. Wie sie es gesagt hatte, so wäre in der That die Stellung gewesen, welche ein Weib neben ihm eingenommen hätte; ein trauriges, schweigsames, von der Welt abgeschiedenes Dasein. Lebendige Theilnahme am vollen, blühenden Leben, jene Gemeinsamkeit, welche durch gleiche jugendliche Genußfähigkeit bedingt wird, hätte er ihr nicht mehr bieten können. Ihr aber wäre die Einsamkeit zu dem Kerker geworden, der sie ihm selbst einst gewesen war,

und sie, als junges, schönes Weib auf die Unmittelbarkeit des Lebensgenusses angewiesen, hätte die kerkerhafte Einsamkeit nie philosophisch zu der geistigen Halle erweitern können, in welcher er sich seit Jahren ruhig und ohne Wunsch bewegte, nichts entbehrend und nichts genießend.

War es ihm wie eine Pflicht erschienen diese stolze Freiheit zu opfern, als er kein anderes Mittel wußte Gabriele die erste und einzige Liebe seines Herzens mit der Welt zu verknüpfen, so erschien es ihm jetzt als eine doppelte Pflicht, der Lockung seiner Leidenschaft zu widerstehen und nicht in das Leben unterzutauchen, über das er sich schon erhoben und dem er schon entsagt hatte. Und es war auch eine Pflicht gegen Gabriele, die mit ihm jenes Glück nicht gefunden hätte, auf welches Schönheit, Jugend und Lebenslust sie verwiesen.

Aber sollte er sie herzlos von sich stoßen, sie mit Schmerz und Beschämung erfüllen, sie, die ihm eine tiefe Neigung eben in so rührender Art bekannt hatte? Gab es kein Mittel, sie unter den Schutz seiner Liebe zu nehmen, ohne sie vor der Welt für immer an sich zu binden?

Er sann und sann — während Gabriele mit hochgerötheten Wangen und wogender Brust und nicht mehr mit gesenkten Blicken, sondern wie nach

dem Vollbringen einer muthigen That mit leuchtenden Augen ihm gegenüber stand.

Da fiel sein Blick auf den Brief der Gortschin, der noch offen auf dem Tisch lag. Wie eine höhere Eingebung durchzuckte es ihn, aber seine Nerven bebten in einem beinahe physischen Schmerz. Er streckte die Hand nach dem Briefe aus mit derselben Größe des Entschlusses, mit der Mucius Scävola sie in das Feuer streckte. Er reichte diesen Brief Gabrielen und sie las die Worte, die wir kennen:

„Es lebt ein Kind Ihres Vaters, des Schauspielers Clemens Wilhelm Laurent. Es führt den Namen Gabriele und ist die Adoptivtochter des Banquiers Emanuel Espe. Die Mutter des Kindes war meine Schwester. Da sie gestorben ist, so hindert mich nichts mehr, Ihnen diese Entdeckung zu machen, auch wenn die Befürchtung, daß Sie in ein anderes als geschwisterliches Verhältniß zu dem Mädchen treten könnten, nicht gebieterisch dazu zwingen würde. Sie werden nun der verlassenen Waise Ihre brüderlichen Arme öffnen.“

„Mein Bruder!“ rief Gabriele und das Blatt entfiel ihrer Hand.

Es verging eine geraume Zeit, in der weder Laurent noch Gabriele eines Wortes mächtig wurden.

Laurent wendete sich ab, um seine Thränen zu

verbergen. Sie konnten für den ersten und letzten Schmerzenszoll gelten, durch welchen er sich von dem Zusammenhang mit der sinnlichen Schönheit des Daseins loskaufte. Fortan stand er auf der reinen und kalten Höhe nicht einer leidenden, sondern einer willensstarken Entsagung. Im Gegensatz zu jenem brutalen Egoismus, der den Menschen in den Gütern der Erde, denen er nachstrebt, völlig untergehen läßt, so daß er von ihnen besessen wird, statt sie zu besitzen, bethätigte Laurent den idealen Egoismus, in welchem der Mensch die Dinge von sich loslöst, das Irdische im Geist der Erkenntniß von sich abstreift, ehe die Naturnothwendigkeit des Todes es ihm gewaltsam entreißt und aus dem Untergang des äußerlichen Besitzes sich sein eigenstes Wesen frei und unangefochten rettet. Einem solchen Sieg aber geht ein Kampf vorher und die Wunden, die er versetzt, bluten lange nach Innen fort. Laurent blutete noch.

Keine Lupe des Psychologen jedoch könnte genügen, um das Gemisch von Empfindungen zur Klarheit aufzulösen, welches, Leid und Lust zugleich umschließend, im Busen Gabrielens wogte. Der jungfräuliche Sinn eines reinen Mädchens faßt eine erste Liebe nicht so objectiv auf, um daß die Jungfrau sich völlig klar werden könnte über den Charakter

ihrer Sehnsucht, ihrer Wünsche und über das Ziel der Befriedigung, welchem sie unbewußt nachstrebt. Instinktmäßig war daher die Trauer, welche sich im ersten Augenblicke dieser Enthüllung auf Gabrielens Herz senkte. Sie gab sich keine Rechenschaft darüber, ob sie damit den Untergang einer geträumten Gemeinsamkeit bedaure, welche ihren unaussprechlichen Reiz davon erhält, daß ursprünglich Fremdes sich zur unauflöslichen Verwandtschaft zusammenfindet, sie empfand nur, daß eine kalte, scharfe Klinge in ihr Leben gedrungen sei und dort eine unendlich süße Verbindung mit Laurent rasch zerschnitten habe. Doch wie ein trüber Niederschlag, der sich zu Boden senkt, verlor sich diese Trauer immer tiefer in den verborgensten, stillsten Grund ihres Innern. Die Zeit, die Laurent bedurfte, um seine Thränen hinab zu drücken, genügte auch ihr, um sich auf die Aetherhöhe des Bewußtseins zu schwingen, daß ihr der geliebte Mann nun doch durch das reinste und edelste Band angehöre, daß sie ein Theil seiner Existenz sei und berechtigt ihn zu lieben und Liebe von ihm zu empfangen.

Als Laurent sich wendete und sie betrachtete, lehnte sie sich sanft an seine Brust.

„Ich liebe Dich," sagte sie, „ich habe Dich immer geliebt, als Kind schon, nie hab' ich Dich ver-

gessen. Aemilian, ich habe Dich tausend Male im Stillen gerufen, genannt mit allen Schmeichelworten. Nun ist es erklärt, warum ich so unnennbar an Dich gefesselt war. Nun stehen wir nicht mehr außerhalb der Welt. Du hast eine Schwester in dieser Welt und ich einen Bruder."

An demselben Tage zog noch Freude ein auf dem Wittwensitz der Baronin Gortschin. Aemilian brachte Gabriele zu ihr und erklärte, daß er seine brüderlichen Rechte an das Mädchen in so fern an die Baronin abtreten wolle, als dieselbe Mutterstelle bei dem Mädchen bekleiden möge. Das war der innigste Herzenswunsch der Gortschin, den sie bisher nur aus dem Grunde nicht ausgesprochen hatte, weil sie die Entschließungen des nun so reich und dadurch mächtig gewordenen Bruders nicht durch den Schein eigennütziger Absichten kreuzen wollte.

„Wie will ich nun trachten," sagte die Baronin, als sie mit Aemilian allein war, „an dem herrlichen Mädchen das Verbrechen zu sühnen, daß ich dem Kinde die Mutter und der Mutter das Kind raubte. Gabriele wird mir vergeben, wenn sie erst die Verhältnisse kennen wird."

Laurent theilte ihr nun mit, daß das Testament

von ihm vernichtet worden sei und sie sich als die einzige und rechtmäßige Universalerbin des Baron Gortschin betrachten könne. Die alte Frau äußerte darüber weder eine maßlose Freude noch ein allzugroßes Erstaunen.

„Es ist auch gleichgiltig," sagte sie, „wer nominell der Besitzer des Vermögens ist, da wir nur Eine Familie sind. Sie sind oder Du bist mein Sohn, Aemilian, weil Du der Bruder Gabrielens und weil Du wie sie ein Kind des Mannes bist, den ich zumeist auf Erden geliebt habe. Für mich brauche ich nicht mehr, als was ich auch ohne diese Erbschaft hätte und Euch gehört was ich bin und was ich habe. Euch bleibt aber auch ohne das, was Espe's Klauen noch entrissen werden muß, ein großer Besitz."

Es zeigten sich jetzt einige äußere Vortheile, welche Laurent's Entsagung nach sich zog und welche zwar keineswegs die Motive waren, die ihn dazu bestimmt hatten, die ihm aber jetzt wie ein irdischer Lohn zufielen. Gabrielens Flucht aus dem Hause Espe's wurde nicht mehr als schwarzer Undank verurtheilt, als sich die Nachricht verbreitete, daß sie ihren einzigen Verwandten, daß sie einen Bruder an ihm gefunden habe. Laurent hatte ferner, indem er auf der Voraussetzung der Gortschin, daß er der Bruder Gabrielens sei, sein Verhältniß zu dieser begründete,

nicht nöthig, der alten, noch treu an ihrem Jugendgeliebten hängenden Frau die niedrige Art zu erklären, in welcher derselbe in den Besitz des Testamentes gekommen war. Er wich den Fragen hierüber mit dem Bemerken aus, daß er ein Geheimniß nicht enthüllen wolle, welches selbst der Baron Gortschin, den es doch zunächst betraf, durch Schwüre gebunden, nicht entdecken wollte. Er wolle den Vater Gabrielens dadurch im Grabe ehren, daß er hierüber unverbrüchliches Schweigen bewahre.

Einen Eindruck unermeßlicher Freude brachte die Kunde, daß Laurent der Bruder Gabrielens sei, auf Leander Espe hervor. Sein ganzes Trachten ging nun vorerst dahin, sich Laurent gegenüber von dem drückenden Gefühl unrechtmäßigen Besitzes möglichst frei zu machen. Mit der größten und schonungslosesten Energie betrieb er den Verkauf alles dessen, was vom Eigenthum des Hauses zu Geld gemacht werden konnte. Als er den Erlös mit Allem, was noch baar in der Kasse war, Laurent einhändigen und die Berechnung mit ihm pflegen wollte, wieviel nun noch von der Schuld seines Vaters zu tilgen übrig bleibe, wies ihn Aemilian an die Baronin Gortschin. Bei dieser Gelegenheit sah Leander Gabriele zum ersten Male wieder. Die Baronin bewies sich rücksichtslos und hörte nicht auf mit der

gerichtlichen Anklage und dem Eintreiben der Rückstände durch gesetzliche Hülfe zu drohen, so lange sie glauben mußte, daß der junge Mann nur dem Zwang der Nothwendigkeit und nicht dem eigenen Gefühl der Rechtlichkeit gehorche.

Als sie jedoch an seinem Bestreben nicht zweifeln konnte, seinen Vater möglichst zu entsühnen, sich selbst aber von jedem Verdacht einer Gemeinschaft mit der Handlungsweise des alten Esope zu reinigen, wurde die Baronin milder. Leander besaß positiv fast nichts mehr als das Stübchen, das er mit seiner Mutter bewohnte und die Berechtigung, seine kaufmännischen Geschäfte fortzusetzen. Er stellte der Baronin frei, sich den Gewinn dieser Geschäfte gerichtlich sichern zu lassen, bis sie völlig befriedigt wäre. Die Baronin nahm dies an, indem sie dafür auf jede Verfolgung des alten Esope verzichtete. Dieser konnte zurückkehren, ein Bettler zwar, aber zum mindesten mit der Achtung, welche die Welt nur dem Reichthum schenkt, nicht auch der Ehre beraubt, die sie auch dem Aermsten lassen muß, so lange er eben nicht im Angesichte der Welt ihrer verlustig wurde.

Einen doppelten Beruf erfüllte Aemilian Laurent in der angenommenen Rolle als Bruder Gabrielens. Er läuterte mit mehr Ernst und Strenge, als er es

in jedem andern Verhältniß vermocht hätte, die Seele des Mädchens von den Schlacken, welche die Kränkungen, die erfahrene Lieblosigkeit, der Mangel an innerer Stütze und Alles was ihre Jugend zu einer so vereinsamten gemacht hatte, an das reine Gold angesetzt hatten. Andererseits wirkte er als Freund, als Lehrer, als Vater auf Leander, der jetzt vom Leben in die schwere Schule der Arbeit und der Pflicht genommen, erst die Organe bekam, den wahren Inhalt des Menschenlebens zu erkennen und mit Begeisterung von Laurent diese Organe gebrauchen lernte. Gabriele begann seine Nähe angenehm zu empfinden, sie erkannte in seinen Reden und in seinem Charakter den fruchtbaren Einfluß des geliebten Bruders. Leander, arm und einst verschmäht, wagte nicht um sie zu werben, für ihn aber warben nach Ablauf von zwei Jahren Laurent und die Baronin selbst. Gabriele wußte nicht, warum sie so heftig, so bitter weinen mußte, als sie diese Werbung anhörte, ja sie wußte nicht, warum sie in ihrer endlichen Einwilligung eine Rettung von einem unklaren, nebelhaften Gespenst zu ergreifen glaubte.

Aemilian Laurent hatte den Muth, welcher ihm in der Consequenz seiner Stellung zur Pflicht wurde, der Hochzeit beizuwohnen. Unmittelbar nach derselben wanderte er in sein Dorf zurück.

Jahre vergingen. Was er von der Außenwelt erfuhr, überzeugte ihn thatsächlich von der unbedingten Richtigkeit seines Handelns. Gabriele lebte mitten in einer rauschenden, glänzenden Welt, der sie ein Gegenstand der Huldigung und welche ihr ein Gegenstand fortwährend sich erneuernden Lebensreizes war. Nie hätte sie an Laurent's Seite, das fühlte er, mit solcher Unbefangenheit und Unmittelbarkeit sich dem Reiz an der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen hingeben können und dürfen, ohne daß er sich eine schmerzlichere und tadelnswerthere Entsagung auferlegt hätte, als indem er auf sie verzichtete: — die Entsagung der Pflicht, seinen äußern Lebensgang den Gesetzen seiner Natur gemäß zu gestalten.

Wohl aber vermochte er jetzt als ein persönlich Unbetheiligter auch solche Culturmomente, wie sie im Leben einer großen Stadt sich zur Geltung bringen, von objectiver Höhe herab zu betrachten und zu benützen, um die Resultate, die sie für sein Denken ergaben, seiner eigenen Entwickelung und seinen Arbeiten zu Gute kommen zu lassen. Er lehrte und schrieb, er dachte und er dichtete, er gestaltete seine Anschauungen zu Werken, welche vielleicht einst noch der Menschheit vorliegen werden, aber er blieb außerhalb der Welt.

Am grünen Tisch.

I.

Wenn ein armer Mensch, der an den Pflug seiner Existenz gespannt ist und dabei mit den Flügeln der Phantasie und der Sehnsucht vergebliche Versuche zur Fortbewegung anstellt, in der schönen Maienzeit einmal noch vor Sonnenaufgang erwacht, so kann er leicht besonders in Folge abenteuerlicher Träume, die er eben gehabt hat, sich einbilden, er liege nicht mehr in seiner öden Dachstube mit der Aussicht auf Schornsteine und den Corso der Katzen, sondern der erste Strahl des Lichtes werde Berge und Thäler, eine entzückende Landschaft vor seinen Blicken ausbreiten. Wären wir nun der Zauberer, der ihm dies ermöglichen könnte, so würden wir in der Voraussetzung, daß er in seinem Leben überhaupt noch nicht viel gesehen hat, um das ihm nur die weiteste Ferne Schönes und Neues bieten dürfte, ihn — auf den Schwingen unserer Magie — weder nach Italien noch nach der Schweiz, sondern nach einer schö-

nen Gegend unsres deutschen Vaterlandes tragen, in welchem von kühnen Reisenden noch gar viele lohnende Entdeckungsreisen zu machen sind. Und um aufrichtig gegen den Leser zu sein, eine schriftstellerische Tugend, deren öftere Anwendung viele falsche Sentimentalität, gemachte Begeisterung und selbst ganze Bücher schon dadurch verhindern würde, daß ein Schriftsteller, der nichts zu sagen hat, auch wirklich nichts sagte, um also ganz aufrichtig zu sein, wir sind selbst jener arme Mensch und jener Zauberer ist die Erinnerung, die uns in einer wachen Frühstunde nach Baden-Baden trägt.

Nach der bekannten Wahrnehmung, daß jedes Ding zwei Seiten hat, muß man zum Behuf nothwendiger Gründlichkeit auch die zwei Seiten von Baden-Baden wohl in's Auge fassen, um es richtig zu erkennen. Dies ist hier viel leichter als bei anderen Dingen, die oft Jahrhunderte lang nur von der einen und wieder Jahrhunderte lang nur von der anderen Seite betrachtet wurden, bis man sie von beiden Seiten ansehen gelernt hat. Die zwei Seiten von Baden-Baden machen sich gleichzeitig geltend und bestimmen nicht blos das Aeußerliche, die Topographie des reizenden Punktes, sondern die Verschiedenheit des Lebens, das Doppelleben, das hier geführt werden kann, und ihre ganze Bedeutung liegt

schon in ihren Namen: Das Konversationshaus und der Schwarzwald. Sie sind nicht getrennt zu würdigen und zu genießen, beide zusammen geben erst Baden-Baden. Kunst und Natur, vornehm städtische Geselligkeit und einfachste Ländlichkeit wechseln auch an anderen Badeörtern mit einander ab, aber sie wechseln eben nur und fallen sich dabei als Widersprüche in die Rede; hier jedoch sind sie vereinigte und einander durchdringende Elemente, die ein eigenthümliches, untrennbares Ganzes geben: Baden-Baden.

Die Sonne möchten wir arme Dachstubenbewohner also gern in Baden-Baden aufgehen sehen. Es regt sich noch nichts als der Wind zwischen den schönen Eichen, die jene wohlbekannte, vielbesuchte Promenade nach dem Kloster und Bad Lichtenthal bilden, eine Promenade, welche Nachmittags ein großes Pfauenrad ist, das der Reichthum schlägt, obgleich sie zu einem Ziele führt, wo Weltlust und irdischer Glanz abgestreift werden. Lichtenthal ist ein wirklich noch bestehendes Nonnenkloster, hinter dem ernsten Gemäuer betet die Entsagung. Doch dringt etwas von dem Wirken der frommen Nonnen auch nach Außen, und die Saaten, die sie ausstreuen, gehen zuweilen in weit entfernten Ländern auf; sie sind nämlich Lehrerinnen in einer weiblichen Erziehungsanstalt in Lichtenthal.

Wem sagen wir guten Morgen in dieser frühen Einsamkeit? Dem Kühbuben, der schon seit Stunden sein weidendes Vieh regiert, ist es ein verspäteter Gruß; die Lerche hat ihn längst gesungen. Jetzt aber vernehmen wir noch ein anderes Jauchzen als das der Lerche, ein Thor knarrt in seinen Angeln, eine helle, volle Mädchenstimme singt so laut, daß selbst die Kühe sich verwundert umsehen. Es ist etwas in diesem Gesang, was uns verräth, daß er von keiner Bauerndirne kömmt und dennoch dringt er in's Herz wie ein Volkslied. Das macht, weil er unwillkürlich angestimmt wird als nächster Ausdruck großer Seelenfreude.

Wir überschreiten die Fahrstraße und verbergen uns rechts im Walde, um die entgegenkommende Sängerin durch unsere Erscheinung nicht einzuschüchtern und verstummen zu machen. Bald schreitet ein junges Mädchen schwunghaften Ganges an uns vorüber, reizend und elegant gekleidet und ohne Zweifel sehr vornehm, da die bequeme und für keine Gesellschaft bestimmte Morgentoilette aus so kostbaren Stoffen zusammengesetzt ist. Neben ihr geht eine ältliche Frau, viel bescheidener gekleidet, einen grünen Hut auf dem Kopfe, einen Hut, welcher jene ganz eigene Physiognomie hat, die anzeigt, daß er geschaffen ist, Ehrfurcht zu erwecken und der selbst in Abwesenheit

seiner Trägerin verrathen würde, daß er nur einer Großmutter oder einer alten Gouvernante oder einer Tante, die auch Jungfrau geblieben ist, angehören kann. Während die beiden Damen an uns vorüberschreiten, ohne uns zu sehen, sagt die ältere: „Fräulein Barbara, sein Sie still, es kommen Leute.“

Barbara erwiedert:

Bevor wir aber die Antwort Barbaras aufzeichnen, müssen wir den Leser vielfach um Verzeihung bitten, daß wir die Heldin unserer kleinen Geschichte Barbara nennen, ein Name, den man eher der Besitzerin jenes grünen Hutes zugestehen würde, aber sie hieß wirklich nicht anders und wir haben eben die Aufrichtigkeit als unsere schriftstellerische Tugend bezeichnet. Vielleicht findet diese Tugend ihren Lohn darin, daß sie die Sucht vieler Romanschreiber den Herren und Damen ihrer Phantasie die fremdartigsten Namen beizulegen, auf das Maß des christlichen Kalenders zurückführt. Welche Liebenswürdigkeit wird dadurch verringert, daß man sie Betty oder Kathi rufen muß und welche wird dadurch vergrößert, daß sie nur auf Balsamine oder Malvina hört? Besagte Romanschreiber mögen bedenken, daß sie durch seltsame Namen überhaupt die Wahrscheinlichkeit ihrer Erfindung, durch heidnische aber insbesondere sogar die Wahrscheinlichkeit des Umstandes beeinträchtigen,

auf welchen es ihnen doch zumeist ankommen muß, nämlich daß ihre Liebenden sich wirklich bekommen. Vielmehr mag es denselben in den meisten Fällen ergehen, wie dem Liebespärchen in Frankreich, das während der Revolution auf die Welt gekommen war. Der Bräutigam, ein harmloser Bauerssohn, war nach einem Monat im Kalender der Republik Frimaire benannt worden und die Braut hieß Venus, was sie, wie wir zur Ehre des Geschmackes von Frimaire annehmen wollen, vielleicht gewesen ist, während es außer allem Zweifel steht, daß sie, eine junge Bäuerin, von ihrer Griechischen Namensschwester nichts weiter gewußt hat. Als nun beide herangewachsen waren, Frimaire und Venus, und sich ohne Arg heirathen wollten, da verweigerte ihnen der Pfarrer sein Amt, denn Venus sei ganz bestimmt keine Rosière gewesen, sondern das unnennbare Gegentheil und Frimaire sei gar nichts, Leute aber mit solchen erschrecklichen Namen könne, dürfe und wolle er nicht trauen. Frimaire, dem dadurch seine Lust, sich als ein neuer Tannhäuser mit Frau Venus zu verbinden, nicht vertrieben wurde, brachte die Angelegenheit während der zweiten Restauration sogar vor die Kammern in Paris, sie beriethen hin und her, ließen Bossuet und Voltaire mit einander ringen, konnten aber nicht helfen und gingen zuletzt zur Tagesordnung über. Nun betrifft dies Bei-

spiel von den beklagenswerthen Folgen heidnischer Namen nur das wirkliche Leben und man braucht dieses nur genau zu betrachten, um sich zuweilen einen Trost daraus zu erholen, daß man nicht verheirathet ist. Wer aber tröstet die Leserin eines Romans dafür, wenn die nach so kapitelreichen Schwierigkeiten und dreibändigen Hindernissen endlich möglich gewordene Heirath noch im Hafen an einem heidnischen Namen scheitern soll, der ihr ohnehin während des ganzen Buches nicht recht vertraut werden konnte!

Barbara also erwiederte weiter singend: „wär ich ein wilder Falke, ich wollt' mich schwingen auf" und wie sie zu den Worten kömmt: „so aber sind die Schwingen mir allesammt gelähmt" — da unterbricht sie den Gesang und spricht: „Die Leute sollen nur kommen, sie sollen wissen, daß ich nicht mehr in der Erziehungsanstalt bin, sondern ungezogen —"

Und ihre Stimme verliert sich für uns in der Ferne. Nun sind wir in einiger Verlegenheit, da es zu viel Selbstverläugnung wäre, wenn wir uns dem Leser mit Ohren darstellen wollten, die in so weite Ferne reichen, um das Uebrige dieser Geschichte bequem zu vernehmen; er muß uns die Gefälligkeit erweisen, zu glauben, daß uns der Rest durch jene Magie vermittelt wird, die uns aus der öden Dach-

stube in das blühende Thal des Schwarzwaldes versetzt.

Barbara fuhr demnach fort: „Sie sollen sich überzeugen, Fräulein Kräutlein, daß ich im Institut viele Dinge gelernt habe, die kein Lehrer vorgetragen hat. Ich lernte z. B. den Weg bis auf den Fremersberg kennen, noch weit über das Jagdschloß hinaus, wo man bis nach Straßburg sieht und ich will ihn Ihnen zeigen."

„Gott bewahre!" entgegnete Fräulein Kräutlein, wir gehen gleich nach Baden, in den Zähringer Hof und warten da auf die Ankunft Seiner Excellenz."

„Mein Onkel," sagte Barbara, „kömmt erst des Abends und ich will die kurze Zeit zwischen einer Gefangenschaft und der anderen — denn wer weiß, ob das Haus des Onkels besser ist, als das Institut — wenigstens dazu benutzen, alle Abenteuer zu erleben, die ich jemals ausgesonnen habe."

Barbara war die Nichte des Baron Hugo von Langenspieß, Diplomat an einem kleinen deutschen Hofe; sie hatte keinen andern Verwandten und da dieser Junggeselle und viel auf Reisen war, so überließ er ihre Erziehung einem Institut. Heute hatte sie davon Abschied genommen, um fortan bei dem in Baden-Baden eintreffenden Baron zu bleiben, der sie an seinem Hofe vorstellen wollte. Fräulein Kräut-

lein, eine ihrer Lehrerinnen, hatte den Antrag des Barons angenommen, seiner Nichte in ihrer neuen Lebensstellung zur Seite zu stehen, um ihr nach Umständen als Lehrerin oder als Gesellschafterin zu dienen. Daß sie sich mit der Rolle der letzteren werde bescheiden müssen, bewies schon der erste Tag, wo der eigensinnige Freiheitsdrang des jungen Mädchens es durchsetzte, daß sie, wenn auch nicht zur Spitze des Fremersberges, doch wenigstens zum alten Schloß aufstiegen. Das ist freilich keine abenteuerliche Reise, denn der Weg zu dieser Ruine bereitet dem zartesten Fuß keine Beschwerde. Was wir als die Eigenthümlichkeit von Baden-Baden bezeichneten, ist eben, daß es uns die wildeste Romantik der sich selbst überlassenen Natur auf die civilisirteste und behaglichste Art zugänglich macht. Es ist, als ob man mitten in einem Pariser Salon sitzend die Einsamkeit des Hochwaldes genießen würde.

O, Ihr Glücklichen, denen es vergönnt ist, einen ganzen Sommer ohne Sorge und Arbeit hier in Baden-Baden zu verleben und zu verträumen. Ihr solltet, so oft Ihr von Ueberdruß und von jener Langweile geplagt seid, die in Euch selbst heimisch ist, und nicht, wie Ihr glaubt, in der Welt, Ihr solltet dann durch die dunklen Tannen zur alten Ruine aufsteigen. Das ist ein ehrwürdiges Dunkel. Der ganze

Schwarzwald hat davon seinen Namen. Wenn überall sonst die Regeln der Landwirthschaft und die Liebe zur Natur nicht im Stande sind, das schreiende Bedürfniß von der Zerstörung der Wälder abzuhalten, so vermochte dies hier blos die Rücksicht auf die Schönheit des auserkornen Badeortes. Die Aussicht vom alten Schlosse selbst zeigt Euch, was Ihr besitzt und Eure Undankbarkeit nicht zu schätzen weiß, vor Allem die Freiheit müßig da oben zu stehen, dann den Blick auf zwei der herrlichsten Besitzthümer Deutschlands, auf den Schwarzwald und den Rhein. Darüber hinaus schimmert im purpurnen Duft des Abends Frankreich und man erzählt, daß „hier die armen Emigranten, die während der Schreckensjahre der Revolution sich in großer Anzahl in Baden aufhielten, oft gestanden und weinenden Auges unverwandt nach dem so schön vor ihnen liegenden und ihnen so streng verschlossenen Vaterland gesehen haben, bis die Schatten der Nacht es mitleidig den Blicken verhüllten.“ Doppelt herrlich ist es für das Deutsche Auge, auf dem heimisch Angehörigen mit so großer Befriedigung ruhen zu können, ohne daß eine unstillbare Sehnsucht darüber hinaus in unerreichbare Ferne trägt.

Barbara genoß jeden Punkt des reizenden Aufenthaltes und drückte in ihren Worten eine bisher nicht gekannte Freude aus. „Ich muß immer schwätzen,“

sagte sie, „gerade weil wir Mädchen im Institute immer ermahnt wurden, schwätzt nicht." Selbst das alte Fräulein begann die feierliche Mentorwürde ein wenig abzulegen, die Rinde schmolz und es kam eine seit vielen Jahren heimlich konservirte Lustigkeit zum Vorschein. Barbara wagte sogar zu bedauern, daß sie mit keinem der jungen Offiziere persönlich bekannt wäre, die in der Restauration beisammen saßen, ohne daß die Farbe des grünen Hutes darüber noch blässer geworden wäre. Und selbst der Zufall schien den fröhlichen Tag begünstigen zu wollen, denn er sendete ein kleines Abenteuer.

II.

Ein Abenteuer! Wir warnen alle Romanschreiber den Anfang ihrer Geschichte nach Baden-Baden zu verlegen. Das ist das ungünstigste Terrain, um Liebende auf jene heldenmüthige und bewundernswürdige Art mit einander bekannt werden zu lassen, welche aus dem Wasser rettet oder dem Schicksalslauf scheu gewordener Pferde Einhalt thut. Ein Wasser ist nicht vorhanden, wenigstens keines in das man so leicht hineinfallen könnte, und die Pferde sind von der Atmosphäre, die an diesem Orte herrscht, zu sehr durchdrungen, als das sie nicht wissen sollten, wie sie sich

zu benehmen haben. Barbara schritt denn auch in für den Autor verzweiflungsvoller Sicherheit und ohne die geringste romantische Aussicht auf eine Gefahr durch den schönen Wald nach der Stadt Baden zurück, sehr langsam und zögernd, obgleich ihre Begleiterin, der diese ganze Wanderung schon wie ein nie erlebtes Abenteuer erschien, bald ein Ende zu machen drängte. Als sie aber an eine Stelle angekommen waren, die von alten Eichen überschattet und durch ihr frisches Grün erquickend, einem von Elfen eben verlassenen Tanzboden glich, setzte sich das junge Mädchen auf den Rasen und sagte: „Hier wollen wir spielen, Fräulein Kräutlein, das ist eine kleine Taschen-Roulette, die ich aus dem Institut mitnahm, wo Ihnen diese Erfindung ein tiefes Geheimniß bleiben mußte. Jetzt sind wir beide emanzipirt, setzten Sie sich zu mir, hier haben wir auch einen wirklichen grünen Tisch."

Fräulein Kräutlein hatte noch nicht Zeit gefunden ihr sprachloses Entsetzen laut werden zu lassen, als auch Barbara Ursache fand, zu erschrecken. Wie ein Echo widerhallte eine Stimme hinter ihnen „grünen Tisch."

Sie sahen sich um aber kein unerwarteter Anblick störte die Einsamkeit in der sie sich befanden. Unwillkürlich erhob sich Barbara und nahm den Arm

ihrer Begleiterin, um wieder nach dem von Menschen belebten Waldpfad vorzuschreiten. Sie hatten aber kaum zwei Schritte gethan, als es von sich zerthei- lendem Gestrüpp raschelte und sie einer Erscheinung ansichtig wurden, geeignet eher Lachen als Furcht zu erregen.

Ein junger Mann in elegantester Salontoilette, mit blonden Haaren, die in eine mehr als interessante, in eine verzweiflungsvolle Verwirrung gerathen waren, machte sich zu der grünen Stelle Bahn. In der einen seiner weißen, feinen aristokratisch gepflegten Hände trug er eine Pistole, mit der anderen umfaßte er ein kleines krystallenes Fläschchen, dessen flüssiger Inhalt, wie sehr es auch einem Flacon glich, sich jeder nicht ganz ordinären Phantasie als Gift darstellen mußte. Trotz dieser furchtbaren Attribute hätte für minder Befangene als die beiden Frauen es waren, das thea- tralische Wesen des jungen Mannes, verbunden mit der rosigen Jugendlaune, die sich auf seinem Gesichte spiegelte, etwas Komisches gehabt. Die Lehrerin wollte fliehen, Barbara aber hielt sie zurück, fest entschlossen, eine entsetzliche That zu verhindern. Der junge Mann schien die ihn beobachtenden Frauen nicht zu erblicken, halb von ihnen abgewendet, untersuchte er Hahn und Lauf der Schußwaffe und schien bereits entschlossen, sie an die Stirne zu drücken, als er sie plötzlich mit

einer Geberde der Verachtung in's Gebüsch warf. „Eine Bleikugel," sagte er, „ist ein zu schwerfälliger Schlußpunkt für ein so leichtes, kurzes Leben." Dafür schüttelte er jetzt den Flacon, führte ihn zuerst an die Nase und schauerte zusammen wie vor dem Geruch der Hölle, dann warf er einen unendlich tragischen Blick zum Himmel und war im Begriffe, die Lippen an den Flacon zu setzen, als er sich wieder anders besann. Er drehte das Fläschchen um und sagte, während langsam einige Tropfen zur Erde flossen: „Warum den Tod tropfenweise schlürfen? Ein rasches Ende für ein rasches Leben!" Er sah sich nach allen Seiten nur nicht nach der wo die Damen standen, um, wie nach einem passenden Mordwerkzeuge, mit einer gewissen Erbitterung in der Miene, daß kein See so freundschaftlich ist, sich hier aufzuthun, damit er sich hineinstürzen könne, als ihm plötzlich ein glorreicher Gedanke zu kommen schien. Er zog eine Schnur von beträchtlicher Länge langsam aus der Tasche, machte eine Schlinge, befestigte sie an dem knorrigen Vorsprung einer Eiche und löste den Knoten seines Halstuches auf. Jetzt schien es dem jungen Mädchen an der Zeit, die weiteren Schritte zu hemmen, und als der junge Mann eben das andere Ende der Schnur gefaßt hatte und einen prüfenden Blick auf den Baum warf, stürzte sie hervor

und faßte ihn am Arme. Er ließ wie heftig erschreckt die Schnur fallen, starrte dem Mädchen einen Augenblick in's Gesicht und rief dann im Tone höchster Ueberraschung und als ob er eine ihm längst Bekannte unerwartet wieder sähe: „Barbara!“

Die Angerufene, ohne sich zum Erstaunen Zeit zu lassen, daß sie von Jemand erkannt sei, den sie in ihrem ganzen Leben nicht gesehen, sagte mit Thränen in den Augen: „Unglücklicher Mensch, was wollen Sie thun?“

Beim Anblick dieser Thränen veränderte sich das Gesicht des jungen Mannes und drückte statt der bisherigen tragi-komischen Verzweiflung eine wahrhaft ernste Erregtheit aus. Eine hohe Röthe stieg ihm bis an die Stirne und er murmelte: „Hohes Spiel! Unglückliche Folgen! Der grüne Tisch!“ Dabei schlug er die Augen nieder wie in unbesiegbarer Verlegenheit.

„Sie sind so jung,“ sagte Barbara, „haben Sie Niemand hier, dem Sie sich anvertrauen könnten?“

Beim melodischen Klang dieser Stimme erhob der junge Mann seinen Blick wieder etwas muthiger und nachdem auch Fräulein Kräutlein, die er mit einer stummen Verbeugung grüßte, hinzu getreten war, nahm er plötzlich von Neuem ein komödienhaftes Wesen an. „O Babara,“ rief er, „Sie können mir das Leben nicht retten, höchstens um einige Minuten verlängern;

wenn Sie nicht geloben, daß wir uns wiedersehen; denn ohne Ihren Anblick kann ich nicht mehr leben."

Bei diesen Worten, die nicht ohne Zierrei, aber auch nicht ohne Leidenschaft gesprochen wurden, trat Barbara unwillkürlich einige Schritte zurück. Der Blondin bückte sich um den Flacon aufzuheben, der jetzt einen starken Duft von Patschuli verbreitete und fuhr fort:

„Die Geister dieser schönen Gegend warten auf Ihre Antwort, denn sie sind mit mir im Bunde, ich habe ihnen oft genug mein Leid geklagt. In unzähligen Versen habe ich die Elfen hier angerufen und vergebens, ach! „helfen" darauf gereimt. Denn obgleich wir uns heute zum ersten Male sehen, bejammere ich doch schon sehr lange Ihre kalte Grausamkeit gegen mich. Als Ahnung, als Traum, als Gedicht habe ich Sie schon längst geliebt, holde Baraba! Bis auf Ihren Namen, den mir doch Niemand verrieth, hat mein Herz Sie prophetisch voraus gefühlt! Ich bin zu nichts Anderem auf die Welt gekommen, als um Sie zu lieben, wenn Sie aber fortfahren, wie bisher nichts von mir wissen zu wollen, so brauche ich auch nicht länger auf der Welt zu sein. O, prosaisches Weib, sie hat mich nicht geahnt, sie muß mich erst in barer Wirklichkeit sehen, um mich lieben zu können!"

Das wurde mit so komischem Ernste gesagt, daß Barbara in ein fröhliches Gelächter ausbrach, während das alte Fräulein ihr zuflüsterte, daß der Mensch verrückt wäre und daß sie sich eiligst davon machen wollen. Er sprang indessen in's Gebüsch und kam mit der früher weggeworfenen Pistole zurück. „Hier ist kein anderer Ausweg," rief er, „mein ganzes Vermögen hat sich am grünen Tisch verlaufen, die gleichgestimmte Seele, deren andere Hälfte ich war, fühlt keine Sehnsucht nach meinem ihr von Ewigkeit anverschwisterten Dasein; somit, Barbara! Leben Sie wohl!"

Er spannte den Hahn der Pistole, als der seltsame Auftritt durch eine neue Erscheinung unterbrochen wurde. Die Sonne begann sich westwärts zu neigen und setzte den Wald in rothe Flammen, aus einem davon angeglühten Gesträuch trat die schlanke Gestalt eines Mannes, etwas älter als der junge Blondin, mit schwarzem Haar und Barte und durch die abendliche Beleuchtung, die voll auf ihn fiel, wunderbar gehoben. „Beruhigen Sie sich, Mesdames," sagte er in französischer Sprache, „ich verbürge mich für das Leben des jungen Tollkopfs. Setzen Sie ruhig Ihren Weg fort und vergeben Sie —"

„Nehmen Sie seine Bürgschaft nicht an," schrie

der Blondin, „sie kann mich nicht retten und ich sterbe, wenn Sie nicht —"

Allein Barbara hatte gleich nach den ersten Worten des Neuhinzugekommenen den Arm ihrer Begleiterin ergriffen und suchte, froh sich von einem Anderen und Stärkeren in ihrer menschenfreundlichen Absicht ersetzt zu sehen, aus dem Bereich des Abenteurers zu kommen. Da jedoch der Blondin die Damen verfolgen zu wollen schien, raffte sich Fräulein Kräutlein zu dem Muthe der Verzweiflung auf. Sie wendete sich um und mit imponirender Würde und in einem Tone, der den Zudringlichen zerschmettern sollte, sagte sie:

„Mein Herr wir stehen hier unter dem Schutze Sr. Excelenz des Herrn Baron Hugo von Langenspieß."

Kaum war dieser Name genannt, als der Blondin beinahe mit Jauchzen rief: „Nun bin ich gerettet!" Leben Sie wohl für jetzt, Barbara, und ich lebe auch wohl. Wir werden uns wiedersehen." Und er kehrte zu dem anderen jungen Manne zurück und verlor sich mit ihm nach der entgegengesetzten Seite des Waldes.

Fräulein Kräutlein pflasterte den Weg bis zum Zähringer Hof mit den eindringlichen Worten einer ernsten Strafpredigt über Leichtsinn und Unfolgsamkeit. Barbara erwiederte, daß sie sich glücklich fühle,

ein Abenteuer erlebt zu haben und es quäle sie nur Eins dabei, daß sie nämlich nicht wisse, wie der junge verrückte Mensch ihren Namen erfahren haben könne und diesem Räthsel müsse sie noch auf die Spur kommen.

III.

Wenn man in Baden-Baden an der table d'hôte um fünf Uhr Nachmittags theuer dinirt hat, dann an einem Tischchen vor der galerie des fumeurs zu dem dunkelglutigen Mocca eine träumerische Cigarre raucht, so muß man sehr glücklich oder sehr bekümmert sein, um noch für Anderes Gedanken zu haben als für das Schauspiel, das sich zum Lohn unserer vornehm kostspieligen Lebensweise jetzt nach und nach in wechselnden Decorationen gratis vor uns entfaltet. Ein schwüler Sommerabend verströmt sein Blut am Himmel in rosigen Wolken; noch ist es tageshell genug, daß wir die irdische Welt um uns klar in's Auge fassen können, bevor das phantastische Gaslicht sie verwandelt und verzaubert. Wir blicken die ganze Promenade hinauf, sie ist noch ziemlich einsam. Darum betrachten wir lieber die Dinge, zwischen welchen sie hingestreckt liegt. Mit dem Rücken zum Conversatiansshaus gewendet, haben wir weiten frischen

Rasen vor uns, welchen eine Gesellschaft schöner, solider Bäume umschließt, die, was ihre Jahre betrifft, im Frühling schon grau statt grün werden müßten. Ist unser ungenügsames Auge damit noch nicht zufrieden, so erhebt es sich etwas und erblickt die Stadt Baden.

Sie schaut klug und fröhlich und immer lachend hinab auf die bunte Welt unter ihr, deren frivoles Treiben sie nicht mitmacht; denn die Stadt ist von dem eigentlichen Curorte strenge geschieden. Sie umfängt mit traulichen Armen fast nur jene Fremden, die vor den großen Hôtels und prachtvollen Wohnungen unten eine Scheu tragen, welche ihnen nicht eben aus dem Herzen kömmt. Dieses aber wird ihnen so leicht wie ihre Börse, wenn sie in der Stadt wohnend die Entdeckung machen, wie viel näher sie den herrlichen Bergen des Schwarzwaldes sind, die sich hier das alte Schloß wie eine Krone auf das Haupt setzen. Gleich armen aber treuen Vasallen reihen sich rings umher die alles fröhlichen Grüns beraubten Felsen; wenn aber der Abend sich jetzt gänzlich verblutete und das Grün, das sich nur im heitern Sonnenlicht zeigen will, spurlos verschwunden ist, dann sehen wir noch immer den Silberschimmer ihrer Treue leuchten. Darum ist es ihnen auch ver-

gönnt zuweilen im Strahl des andern Lichtes sichtbar zu werden, das Menschenhände jetzt entzündet haben.

Wie süß verlangend nach unserer Theilnahme duften die Orangen, unwillkürlich wenden wir uns nach ihnen um, nach den Säulenhallen des Konversationshauses. Wie hat sich da unterdessen Alles märchenhaft verändert! Bisher huschten nur einzelne Gestalten an uns vorüber und wären wir nicht in das reizende Naturbild versunken gewesen, so hätten wir physiognomische Studien anstellen können; denn wir dürfen voraussetzen, daß die Meisten, die sich an uns vorüber eilend in den Alleen verloren haben, aus den Spielsälen kamen. Jetzt aber vermögen wir Einzelnes kaum mehr zu unterscheiden, von allen Seiten ergießt sich ein Menschenstrom nach der Promenade, aber nicht wild und brausend, sondern harmonischen Wandels. Künstliche Parfüms mischen sich mit dem natürlichen der Orangen; es summt und flüstert wie von furchtsam gedämpften Tönen eines ungeheuren Lustchorals; die Musik im Kiosk auf dem Rasen jedoch klingt wie ein nicht mehr zurückzuhaltender Jubel, in welchem sich tausend trunkene Seelen Luft machen. Nie gesehene Frauenbilder tauchen auf und nieder in diesem Menschenstrom, das Gaslicht umfließt wie ein goldener Rahmen ihre Schönheit und lockt aus ihren Augen wieder den Blitz, den sie versandten, als sie

einst sehr glücklich oder unsäglich elend waren. Und jedes Männerherz zittert wonnig und erstaunt, als ob es das Schicksal selbst wäre, das jene Blitze entzündet hat.

Abenteuerlich ist Alles um uns her, schon der Gedanke, daß fast alle Nationen der Erde auf diesem engen Raume ihre Abgesandten haben, lockt der Phantasie fremde, märchenhafte Vorstellungen ab von Leidenschaften und Möglichkeiten, die sonst auf heimischem Boden nicht gedacht werden können. Ist das Herz der wie aus einem Keepsake entlassenen jungen Engländerin wirklich so regelmäßig, wie ihre Züge? Ist das Rouge auf den verblaßten Wangen der Französin nicht verhängnißvoller als das Rouge auf Benazet's Tisch? Und alle diese Frauen scheinen nur zu warten, daß neue Schicksale sie ergreifen und in den Wirbel der Schmerzen und des Genusses reißen. Hier steht Alles auf dem qui vive, neuer Ereignisse gewärtig, die das Leben von Grund aus zu umwälzen geeignet wären. So arm ist Keiner an Hoffnungen, so reich Keiner an Enttäuschungen, daß er an solchen Abenden nicht Augenblicke hätte, wo er an das Glück glaubt. Und wenn er zweifeln könnte, so braucht er nur die wenigen Stufen zu den Sälen emporzusteigen, um aus der Ferne zu lauschen, wie das Glück in goldenen Klängen singt. Spiegel und

Blumen empfangen ihn von allen Seiten, ohne einen Blick für die Herrlichkeit drängen sich die Menschen hastig schweigend, lechzend. Es ist stille, als ginge der Geist des Menschengeschickes gespensterhaft in diesen prächtigen Räumen um. Kein Wort wird an den Spieltischen gesprochen; nur eine heisere Stimme ruft: „Messieurs, faites votre jeu!“ Dann ein Rollen, ein dumpfes Murmeln, das Scharren eingezogener, der Klang hingeworfener Gold- und Silberstücke und bis es wieder heiser schallt: „Messieurs, faites votre jeu!“ haben sich Bettler vergebens zu Herren geträumt und ein Crösus ist vielleicht Bettler geworden. Wer die Wünsche lesen könnte, die unsichtbar mit dem Golde auf rouge et noir sitzen, bekäme die Sittengeschichte unseres Jahrhunderts deutlicher vor die Seele, als sie je ein Historiograph unserer Kultur entwerfen wird. Während die Kugel rollt, bauen sich himmelhohe Träume auf im Gehirn der Spieler, dem Einen formen sie sich zur idyllischen Hütte, dem Andern runden sie sich zu den Säulen goldener Paläste. Furchtbarer noch, wenn nicht die Hoffnung auf phantastisches Glück, wenn die Furcht vor entsetzlichem Unglück die Blicke des Spielers erstarren macht. Dann ziehen Träume von Schande und Elend durch sein Gehirn, die Schaufel des Croupiers blinkt wie das Messer der Guillotine, das Gold

rasselt wie die eiserne Kette des Kerkers. Ein unterdrückter Fluch, ein Erbleichen der Lippen, ein Fortstürzen — Niemand achtet darauf, denn eben heißt es wieder: „Messieurs, faites votre jeu!“

Und nicht immer ist dieser Ruf das Krächzen des unheilbringenden Raben. Die Kugel rollt, — und ein Glückgesättigter entfernt sich langsam, in tiefen Seufzern lockert er nach und nach die Spannung von Stunden, er blickt mit gekreuzten Armen in das Gewühl der Promenade hinab, während seine Brust sich regelmäßiger zu heben beginnt. In abgetragenen Kleidern schlich er den Abend früher demüthig und beschämt durch diese glänzende Welt, nun haben seine fieberhaften Bewegungen an diesem Tage die Kleider noch mehr zerfetzt, sein Aussehen ist furchtbar und schreckhaft. Aber demüthig ist er nicht mehr und noch weniger beschämt, die ganze Herrlichkeit unter ihm ist sein eigen, wenn er die goldgefüllte Hand darnach ausstrecken will.

Mit solchen Bildern umschwirrt uns der Lichtglanz des Konversationshauses. Sollen wir nicht in Sehnsucht nach unmöglichen Genüssen vergehen, so waffnen wir uns mit beschaulicher Ruhe und negiren die Wirklichkeit der Dinge, die uns in ihren närrischen Reigen ziehen wollen. Es ist Alles nur Komödie, Alles nur der Effekt der Beleuchtung. Ein plötzli-

ches nüchternes Sonnenlicht — und eine Schaar boshafter Kobolde in Gestalt von Runzeln, Falten, bläulichen Ringen unter den Augen, spränge auf dem Antlitz dieser Schönheiten umher. Die Frauen würden erschreckt entfliehen, sie bedürfen bei Tage einer anderen Toilette.

An einer gleichgiltigen Miene, welche anzeigt, daß ihr Träger sich von Illusionen nicht betrügen läßt, erkennt man den vornehmen Stammgast von Baden-Baden. Nicht ohne Verwunderung sehen wir diese Miene der Blasirtheit schon von einem selbst so jungen Manne annehmen, wie der Blondin, der im Walde eine so seltsame Rolle spielte und dem wir hier am Arme des etwas älteren Mannes mit schwarzem Haar und Bart wieder begegnen. Beide sind in ihrer Kleidung Muster des feinsten Geschmacks, welchen mit der Einfachheit einer Herrentoilette zu verbinden, schon so große Kunst erheischt. Sie sehen suchend und prüfend umher; von zahlreichen Gruppen mit Anreden und Grüßen aufgehalten, lösen sie sich immer wieder los und durchstreifen die Promenade nach allen Richtungen. Endlich müde geworden, ergreifen sie Jeder einen Rohrsessel, einen zweiten für ihre Beine zurecht stellend und scheinen, während sie sich niederlassen, entschlossen, heute die letzten zu sein, die von den

Orangenbäumen des Konversationshauses scheiden werden.

IV.

„Ich werde sentimal," sagte der Blondin, indem er den Handschuh der rechten Hand abzog und mit den Fingerspitzen prüfte, ob die Ahnung eines Bartes auf seiner Oberlippe nicht Wirklichkeit werden wolle, „ich werde sentimal! Die Sterne fangen an mich zu beschäftigen und mein Gedächtniß wird wunderbar stark für Lieder, die ich vergessen glaubte, Lieder voll Sehnsucht und Verlangen. Die Sache ist eigentlich nur die: glauben Sie, daß sie kommen wird, Viktor?"

„Graf Felix," erwiederte der Andere, „ich begebe mich jeder Ansicht wie jedes Rathes. Sie haben ohne mein Wissen einen tollen Streich ausgeführt, den ich noch immer nicht recht begreife. Nur das Eine ist mir klar: Sie haben das Aeußerste gethan, um das junge Geschöpf für immer aus unserer Nähe zu scheuchen. Sie wird nicht kommen."

„Das junge Geschöpf!" sagte Felix lachend, „man kann keinen gleichgiltigeren Ausdruck wählen. Ich habe Sie beobachtet, Viktor, und Sie sollen sehen, wie klar Sie mir sind, damit Sie es ferner unter-

lassen sich ganz vergebens vor mir zu verstecken. Als ich Ihnen auf der Ruine davon lief, war mein Plan schon gefaßt, denn das Mädchen gefiel mir wie mir nie etwas in der Schöpfung gefallen hat, weder eine Blume, noch ein Kunstwerk, noch ein Weib. Ich eilte nach Hause, holte Pistole, Flacon, Schnur; auf dem Rückwege zum Schlosse kamen mir die Frauen bereits entgegen, ich ließ sie vorüber und schlich ihnen nach, bis zu der Stelle, wo ich die kleine Komödie aufführte. Womit in aller Welt wollen Sie, daß man sich einem reizenden Weibe, das den Kopf ohne Zweifel voll Romanphantasien hat, in diesem prosaischen Zeitalter bemerkbar, pikant, interessant mache? Eine Scene der Art überspringt die Mühen einer jahrelangen Bekanntschaft. Nun aber begann die Komödie, die Sie spielen, theurer Freund."

„Erklären Sie mir doch," versetzte Viktor, „wie Sie so geschwind zur Kenntniß ihres Vornamens gelangten. Sie lauschten nicht in solcher Nähe, daß Sie das Mädchen hätten nennen hören."

„C'est mon secret," entgegnete der junge Graf, „fahren wir fort im Texte. Als das kleine Abenteuer vorüber war, hatten Sie kein Wort des Vorwurfes für mich, lieber Viktor. Ja, Sie lachten vergnügt, Sie wußten mir es heimlich Dank, daß ich Ihnen diese holde Erscheinung in Ihren Gesichtskreis zau-

derte, ohne daß Sie erst eine Chinesische Mauer von Vettern und Basen zu übersteigen hatten. Was noch verrätherischer ist, Sie sprachen gar nicht von ihr, den ganzen Nachmittag war von diesem Auftritt im Walde nicht die Rede zwischen uns. Wunderbar! Ich dächte doch, das schöne Mädchen lohnte die Mühe, von ihr zu sprechen, wenn man nicht hoffte, daß sie einst noch besser die Mühe lohnen könnte, von ihr geschwiegen zu haben. Jetzt erst, wo Sie zu fürchten beginnen, mein genialer, oder wenn Sie wollen, mein verrückter Streich könnte uns Barbara — welch barbarischer Name! — für immer vertrieben haben, klagen Sie mich an und gehen in's Gericht mit mir."

„Sie sind ein liebes Kind," sagte Viktor nicht ohne Verstimmung, „aber halten Sie mich wirklich für so jung, wie Sie selbst es — nicht mehr scheinen wollen?"

„Gewiß nicht," erwiederte Felix munter, „ich bemühe mich vielmehr, Sie mir noch älter zu denken als Sie sind. Je weniger Sie mehr raschen Eindrücken zugänglich sind, um so mehr schmeichelt der tiefe, den Bärbchen dennoch auf Sie machte, dem Eindruck, den ich selbst davon trug. So lange man noch nicht mit einander rivalisirt, ist es nur angenehm, für den eigenen Geschmack in dem gleichen eines erfahrenen Freundes eine Berechtigung zu finden. Es ist also nicht

Leichtsinn der Jugend, was mich hier mit sich reißt, es ist eine ernste Neigung, eine erste Liebe."

„Mit den Eindrücken der Liebe," sagte Viktor, „geht es in Ihren Jahren, wie es den Journalisten mit den Virtuosen ergeht; sie mögen schon Hunderten den höchsten Rang zuerkannt haben, so oft ein neuer kömmt, nennen sie ihn wieder den — Ersten."

„Was die Liebe betrifft," entgegente Felix, „so ist jede Liebe eine erste Liebe, denn in dieser Art hat man Liebe noch nicht empfunden. Es ist nur die Armuth der Sprache für das Unaussprechliche, was so unendlich verschiedene Gefühle, die sich niemals gleichen, mit demselben Worte tauft. In diesem Sinne ist Barbara, die freilich auch anders getauft sein könnte, meine erste Liebe. Und wäre ich so alt wie Sie, mein grauer Freund von dreißig Jahren, so würde ich sie meine letzte nennen."

Da Viktor nichts erwiederte, fuhr er fort: „Genug der Philosophie! Das Mädchen ist eine Verwandte des Baron von Langenspieß, wie es scheint, also aus gutem Hause und keine Alongenperüke auf den Bildern unserer Ahnen braucht darüber grau zu werden, wenn wir uns ernstlich um sie bemühen. Der Baron ist ein lustiger Junge, mit seinen sechszig Jahren jünger als ich, ich kenne ihn wohl. Sollte also die kleine Nixe heute wirklich nicht mehr erscheinen wollen, so

suchen wir sie morgen beim Baron auf. Dies auch Ihnen zum Troste. Und dann ein Wettlauf zwischen uns, theurer Viktor. Sie werden Minen graben, klug und vorsichtig, wie es Ihre Art ist, ich werde Sturm laufen, wie es die meine ist. Wir wollen sehen wer der Eroberer ist. Und sollte es im Lauf der Dinge durchaus nothwendig werden, daß Einer dem Andern eine Kugel in's Herz sendet, so soll dies Keiner dem Andern verübeln, nicht wahr? Das Fatum wird darüber anzuklagen sein."

„Schon ganze Leidenschaft," sagte Viktor lächelnd, indem er aufstand, als hätte er durch Veränderung des Platzes eine Veränderung des Gespräches einleiten wollen; „beruhigen Sie sich, ich räume Ihnen das Feld und werde eher Ihr Schildknappe als Ihr Gegner sein. Aber handeln Sie nicht zu rasch, sie kann Braut sein, oder bereits verliebt, oder was am leichtesten möglich, nicht im Geringsten zu Ihrem Wesen passen."

„Braut?" sagte Felix und nahm den Arm des Freundes, um weiter zu gehen; „dazu sieht sie nicht langweilig genug aus, denn es giebt nichts Langweiligeres, als eine liebende Braut, wenn man nicht zufällig der Bräutigam ist. Verliebt? Dazu war ihr Lachen zu fröhlich, zu kindlich und schon deshalb

paßt sie zu meinem Wesen. Aber was ist das, Viktor, sehen Sie, das ist ja Langenspieß."

Sie hatten sich einer lebhaft plaudernden Gruppe von Herren und Damen genähert; den Mittelpunkt bildete ein Mann von mittlerer Gestalt, im schwarzen Frack, auf dem ein Ordensstern glänzte, und mit Brillen über welche funkelnde Augen wegschossen, als hätten sie des diplomatischen Gläserzwanges gespottet. Den Arm leicht in den seinen gelegt stand Babara in bezaubernd einfacher Soiréetoilette neben ihm. Die Freunde schoben sich langsam in seine Nähe und er hatte sie kaum bemerkt, als er dem jungen Grafen mit herzlich begrüßendem Zuruf die Hand schüttelte. Felix stellte seinen Freund Viktor von Flangold dem Baron vor, worauf dieser, denn Niemand Anderes war der Mann mit den Brillen, den Arm Barbaras näher an sich drückte und sie den Freunden mit den Worten vorstellte: „Madame la baronne de Langenspiess, meine Gemahlin!"

Wenn unsere Leser vielleicht überrascht sind, so waren es jedenfalls die beiden Freunde noch mehr, sie sahen sich einen Augenblick mit schnell bezwungenem Befremden in die Augen und ihre Empfindungen dabei mögen keineswegs durchaus dieselben gewesen sein.

V.

Menschen, die nichts zu thun haben, als zu leben, unbekümmert um die Mittel dazu, sollten die Weisesten sein; denn unberechenbar viele Zeit haben sie zu denken und das Leben von unparteiischer Höhe herab auszuforschen und gründlich zu erkennen. Und dennoch ereignen sich die größten Thorheiten nirgends so häufig als in den Kreisen vergnügungssüchtiger Weltleute, die der materiellen Sorge nicht zu dienen haben, als wollte das Leidensgeschick, das über allem Dasein schwebt, sich in anderer Art dafür bezahlt machen, daß sie der schweren Pflicht im Schweiß des Angesichtes ihr Brod zu essen, überhoben sind.

Wer das Treiben an einem Badeorte so genau zu betrachten in der Lage ist, daß er sogar die Geheimnisse desselben schreiben könnte, dem wird sich diese Bemerkung ungesucht aufdrängen. Eine große Gesellschaft bildet sich um die Personen, mit welchen wir bisher bekannt wurden und riß sie mit sich fort in den Wirbel von Festen und Zerstreuungen, deren Schauplatz, ob er nun mit den noch blühenden Blumen der Gärten und Wälder oder mit den abgepflückten und verwelkenden, die man in den Saal bringt, geschmückt wird, am Geist der Unterhaltung nicht viel ändert.

Das gesellige Maskenspiel mit Empfindungen wird lebhaft betrieben; hinter Larven und Lärvchen versucht man den Ton der Liebe anzuschlagen, im Versagen wie im Gewähren; die Worte werden mit dem Parfüm der Leidenschaft betupft, man preßt es aus der Langeweile, aus der Phantasie, aus der Eitelkeit und niemals aus dem Herzen. Intriguen kreuzen sich, Gift wird gekocht in heimlichen Winkeln der Seele und dann, künstlich versteckt, in einem Bouquet des Witzes und der Schmeichelei dargereicht. Man jagt nach Aufregungen, wobei die Brust nicht rascher sich zu heben braucht, nach Schmerzen, die man sich blos einzureden hat, nach Verzweiflung, die man Abends mit dem Handschuh zugleich auf den Toilettetisch wirft, um des Morgens beide wieder anzuziehen. Und der großen Komödie heimlicher Sinn ist nur, die Zeit hinzubringen; ohne Arbeit und ohne Gedanken, was sollte man mit den Minuten beginnen? Man wäre genöthigt die Sekunden zu zählen, aus denen sie bestehen und darüber würde das kurze Leben zu lang, um es zu ertragen.

Unter Allen, die hier sich zu zerstreuen schienen, die da lachten, um den Mund, der gähnen wollte, schnell zu einer höflichen Bewegung zu zwingen, war nur Eine wahrhaft vergnügt und lachte nur Eine nicht blos mit dem Munde: Barbara. Aus der Pension

kommend, wohin nur wie leise verhallende Luftklänge die Kunden von einer nahen und herrlichen Welt drangen, die nicht betreten werden durfte, sah sie sich plötzlich im Vollgenuß des Ersehnten, das ihre Unerfahrenheit mit so vielen Reizen schmückte. Jugend färbt ihren Zauber an den Dingen ab und genießt ihn dann wie der Dinge eigenen Zauber. Dazu kam, daß die seltsame Rolle als verheirathete Frau, die ihr der Oheim, sie wußte noch nicht, zu welchem Zwecke, aufnöthigte, ihr mit dem Recht, sich freier und selbstständiger zu bewegen, auch die Sicherheit und den Muth dazu gab, wie denn Frauen überhaupt nichts mit solchem Talente zu sein vermögen, als was sie nur zu scheinen brauchen.

Ihr beständiger Begleiter war Graf Felix. Die Entdeckung, daß das Mädchen, welches er mit Augen des Freiers betrachten wollte, bereits vermählt sei, hatte nur einen Augenblick lang unangenehm auf ihn gewirkt. Bald war ihm der Gegenstand seiner Neigung dadurch nur interessanter und reizender geworden, theils weil der mädchenhafte Schimmer der Unschuld, der über die ganze Erscheinung gebreitet war, durch die Vorstellung, daß eine Frau sich ihn bewahrt habe, noch erhöht wurde, theils weil nach seinen Begriffen der Werth der Gunst, um die er ringen wollte, dadurch nichts weniger als vermindert wurde. Jungen

Männern, welche sich durch frühzeitige Stürme des Genusses das Leben gewaltsam entblättert haben, noch vor der Zeit, in der es seinen Schmuck von selbst fallen läßt, kann eine Neigung, eine Gemüthsaufregung, welche sie wieder zu Illusionen, zum Glauben an das Ideal zurückführen will, nicht erwünscht, sondern nur qualvoll und unbequem werden. Felix war froh, daß er eine Neigung, die ihm beinahe neu war, die ihn tiefer gefaßt hatte, als er es noch für möglich hielt, in alter gewohnter Weise behandeln durfte, als eine Episode mehr in seinem Leben, als einen Prüfstein seiner Fähigkeiten zu gewinnen und für sich einzunehmen, als einen Traum, den er mit Absicht und Bewußtsein träumte. Um das Mädchen hätte er mit dem Ernst der Wirklichkeit, mit der Natürlichkeit einer gesunden Zuneigung werben müssen, der Frau durfte er mit jener künstlichen und berechneten Wärme kommen, welche ihm, der rasch aufgeschossenen Treibhauspflanze, das einzige behagliche Element war.

Die Eitelkeit des jungen Grafen litt darunter, daß ihm seine Bewerbung um Barbara's Gunst nichts weniger als schwierig oder gefahrvoll gemacht wurde, so weit dies durch ihren vermeintlichen Gemahl hätte geschehen können. Der Baron war im Gegentheil der bequemste Ehemann, der zwar seine Gattin fast niemals verließ, ihr aber vollste Freiheit gewährte,

das süßeste Liebesgeflüster des Grafen anzuhören, ja selbst beifällig lachte und eine ungenirte Freude darüber äußerte, wenn etwas davon zu seinem Ohre drang. Felix wußte nicht ob es völlige Gleichgiltigkeit gegen eheliche Würde oder eine neue Art sei einen Liebhaber zu demüthigen, wenn ihm der Baron selbst anbot, ein Bouquet, ein Briefchen zu bestellen und ihm mit seinen alten Erfahrungen dabei zu Rathe zu gehen. Vergebens betheuerte Felix, der sich dem Baron gegenüber dazu verpflichtet hielt, daß ihm so etwas nie in den Sinn käme, der Baron betheuerte hinwieder, daß er eine zu gute Meinung von Felix habe, als daß er glauben könne, er werde sich eine solche Eroberung entgehen lassen. Felix, der dies für Impertinenz hielt, gab ebenfalls impertinent zu verstehen, der Baron möge „aller á tous les diables," worauf dieser gleichmüthig erwiederte: „Noch nicht! Aber sobald sich die Verhältnisse dazu eignen werden, was nicht lange mehr dauern kann."

Die Wahrheit war, daß der Baron vor Ungeduld brannte, der Komödie, die ihm ein geheimnißvoller Umstand aufgenöthigt hatte, ein Ende zu machen, Barbara's Mädchenthum wieder herzustellen und sie wie es sein liebster Wunsch war mit dem Grafen Felix zu vermählen. Er hätte diesen schon jetzt in's Vertrauen ziehen können, allein er berechnete diplo-

matisch, daß die Frau eine stärkere Leidenschaft erregen werde als das Mädchen und daß Felix ohne Zweifel zu oft das Unglück in Gestalt eines Ehemannes verwünschen werde, als daß er nach Beseitigung dieses Unglücks mit Anstand zurücktreten könne. Barbara's Empfindungen wurden nicht mit in Rechnung gezogen.

Ganz still und scheinbar theilnahmlos verhielt sich Viktor. Der Eindruck, welchen Barbara als Frau auf ihn machte, war ihm auch von Felix nicht abzusehen, der endlich hinter seiner Verschlossenheit die kälteste Gleichgiltigkeit zu vermuthen begann. Viktor schloß sich zwar fast immer der Gesellschaft an, die sich um den Baron bildete, allein er sprach selten ein Wort mit Barbara und zog sogar die Unterhaltung von Fräulein Kräutlein vor. Diese machte eine so gute Miene als ihr nur überhaupt zu Gebote stand zu dem wie sie dachte sehr bösen Spiele, das der Baron seine Nichte treiben ließ. Sie seufzte im Stillen, daß in der Freiheit sich als Frau zu bewegen die guten Grundsätze sich verflüchtigen werden, die ihre Schülerin aus der Pension mitnahm und obgleich sie zu Allem schweigen mußte, behielt sie doch jeden Schritt Barbara's im Auge, was der Baron ihr ohnehin lebhaft empfohlen hatte.

VI.

Ein südlich-warmer Abend breitete sich über Baden-Baden; die Luft selbst ist hier vornehm und civilisirt, denn die Berge sind als Wächter aufgestellt, daß nicht höchst ungebildete rauhe Windzüge sich zu ihr gesellen können. Sanft schwebt sie über dem Thal und Pflanzen aller Art fühlen sich hoch geehrt, ihr selbst aus weiter Entfernung die berauschendsten Düfte zu senden. Es war einer jener langen Abende, die nur ein schöner Sommer hat, dämmerhelle Abende, die südlich faul auf der Landschaft liegen, zu träge in Nacht überzugehen. Die Hitze des Tages war unermeßlich gewesen, der Himmel glänzte jetzt in so heiterm Blau, wie selbst erfreut die Sonnenlast nicht mehr tragen zu müssen. Zwischen den Bäumen raschelte es zuweilen und seufzte, die schlummernden Vöglein fühlten erquickt die nächtliche Kühle; über den Rasen liefen plötzliche Schatten, durch die ganze Natur ging ein Athem des Genusses. Es war ein Abend, um zu wandern ohne Ziel und ohne Ende, allein und einsam, oder — einen geliebten Arm in dem seinen — in Zweien einsam, in wache Träume gewiegt, sich selbst ein Märchen in der märchenhaften Welt.

Aber nicht im Wald und nicht auf dem Rasen finden wir unsere Gesellschaft; wie abgestumpfte Gaumen nur mehr durch den Kontrast gereizt werden können, so findet die Gesellschaft eines Badeortes die Würze ihres Lebens zuweilen nur in Vergnügungen, die der Jahreszeit zuwider laufen. In dieser schönen Nacht befanden sich die Personen, mit welchen wir uns beschäftigen, auf einem großen und glänzenden Ball.

Fenster und Balkonthüren standen offen; Wenige waren ausdauernd genug, um wirklich zu tanzen, aber der Wohlklang und der Lärm der Musik, der Glanz der Toiletten und die milde Sommerluft, die von allen Seiten in die Säle strömte, bewirkten zusammen eine ungewöhnlich angenehme Aufregung, welche diese blasirte Gesellschaft auf dem glänzendsten Ball in der Wintersaison kaum mehr gefunden hätte. Alles athmete wirkliche Lust, so daß Barbara, die mit der Freude der Jugend genoß, ihr Entzücken nicht in der Rücksicht zu dämpfen brauchte, daß man ihr die Ungewohntheit solcher Vergnügungen anmerken könnte. Vielmehr erklärte man sie für eine geniale Natur, daß sie sich so kindlich unbefangen zu geben wisse, so laut und fröhlich, dem ländlichen Charakter des Sommerfestes getreu. Sentimentale Gemüther bedauerten sie,

daß sie nicht an einen jüngeren Gemahl geschlossen sei und Boshafte bedauerten den Gemahl.

Felix fühlte sich mit beglückt durch den Triumph, den Barbara feierte, es ist so süß bewundert zu sehen, was man liebt. Er hatte eben eine Française mit ihr getanzt und ihr Arm hing noch in dem seinen; sie ging rasch durch den Saal als hätte die gemessene Bewegung dieses Tanzes ihrer jugendlichen Lust nicht genügt. Sie erschien so schön in diesem Augenblicke, daß Felix bedauerte, nicht stehen bleiben zu können, um sie ruhig zu betrachten. Ihr dunkeles, starkes Haar, das einem Physiognomiker Charakter verrathen hätte, war mit Griechischer Einfachheit gescheitelt und die Flechten rückwärts von einem mit Brillanten besetzten Kamm zusammengehalten, darüber lag ein einfacher natürlicher Kornblumenkranz mit Aehren. Ihre mehr blauen als dunkelen Augen hatten etwas Rastloses wie nach dem Glück Umhersuchendes und junohaft hoben sich ihre Formen aus dem weißen duftigen Gazekleid, dessen Volants ebenfalls von Kornblumen festgehalten schienen.

Felix sprach zu ihr wie berauscht, ohne daß sie mit den Augen im Saale herumforschend, anders als durch ein jeweiliges Schürfen ihrer Unterlippe mit den weißen Zähnen, was Felix für ein Lächeln halten konnte, geantwortet hätte. Plötzlich zog er sie hinter

die Vorhänge eines offenen Fensters. Sie kam jetzt wie aus einer Betäubung zu sich und sah ihn erstaunt an.

„Madame," sagte er, „nur zwei Sekunden will ich Sie betrachten können, ohne daß tausend Augen die meinen begleiten. Bleiben Sie hier, einen Augenblick, ich beschwöre Sie. Es ist schrecklich, eifersüchtig zu sein auf die Blicke der Fremden, die auf Ihnen ruhen dürfen, auf die Spiegel, die Ihr Bild ganz in sich aufnehmen. Ermessen Sie die Qualen, wenn ich den Baron ewig an Ihrer Seite sehe, gönnen Sie mir die Täuschung, die mir diese lieben Vorhänge bereiten, daß wir allein wären."

„Wahrhaftig, Graf, ich wußte nicht, daß man so zu Frauen sprechen dürfe," erwiederte Barbara so ruhig und so lächelnd, daß Felix für eine kokette Aufforderung halten mußte, nicht anders zu sprechen, was im Grunde nur das naive Erstaunen des Mädchens war, das aus der Rolle fiel; „ich denke dies schon seit mehreren Tagen und benutze diese Einsamkeit, es Ihnen zu gestehen."

„Und ich benützte diese trügerische Einsamkeit auch zu einem Geständniß," rief Felix. —

„Genug!" unterbrach sie ihn, „das habe ich schon gehört. Gestehen Sie mir etwas Anderes: wie konnten Sie mitten im Walde meinen Namen erfahren?"

„Kommen Sie immer wieder auf diese Thorheit zurück, daß ich Sie, die skeptische, geistreiche Muse zu fesseln gedachte, wie man ein Pensionsmädchen lockt, mit romantischem Unsinn? Aber da Ihnen so viel daran zu liegen scheint, — geben Sie mir eine Stunde ungestörten Gespräches. Schon sehe ich den Baron tiefsinnig wie Columbus durch den Saal steuern und augenblicklich wird er seine Welt entdeckt haben. Einzige, Geliebte, Theure, haben Sie Mitleid mit mir, bestimmen Sie einen Ort, wo ich Sie allein finde, und wäre es mitten unter Menschen, nur ohne den Baron und ohne Ihre Gesellschafterin. Ich werde sanft sein, wie ein Kind, ich will Ihnen nur sagen können, wie sehr ich Sie liebe."

Der Ueberkluge wußte nicht, wie viel er in diesem Moment verloren hatte und wieviel er vielleicht erreicht hätte, wenn er mit dem „romantischen Unsinn" fortgefahren wäre. Das „Pensionsmädchen" fühlte sich verletzt. Sie sann auf eine List, die Felix bestrafen sollte, sowie den Baron, der sie solchen Dingen ausgesetzt hatte. Die Freude über einen plötzlichen Gedanken röthete ihre Wangen und ließ ihre Augen heller glänzen, als sie jetzt den Vorhang erhebend, der sie halb verhüllte, zu Felix sagte, der ihre Röthe anders deutend wonnebebend vor ihr stand:

„Sie sollten von Ihrem Freunde Viktor lernen,

wie man mit vermählten Frauen spricht. Doch bin ich zu neugierig, um nicht um jeden Preis wissen zu wollen, wer Ihnen meinen Namen sagte. Halten Sie morgen um 10 Uhr Ihren Wagen bereit und holen Sie mich ab, Sie treffen mich allein „am grünen Tisch."

VII

Barbara verschwand nach diesen Worten und hatte den Ballsaal mit ihrem Oheim verlassen ehe Felix eine Sylbe stammelte, aus seinem Freudenrausch zu sich kommen konnte. Mehr als die Zusage einer heimlichen Zusammenkunft hatten ihn die Blicke und Mienen Barbara's mit Entzücken erfüllt, die ihm wie ein lieblicher, halbkoketter Ausdruck eines ernsten Gefühls erscheinen mußten, während sie doch nur aus der mädchenhaften Naivetät kamen, die mit kindischer Lust ein abenteuerliches Spiel fortsetzte, in das sie fast wider Willen hineingerissen worden war. Er bewunderte die Klugheit einer erfahrenen Frau in der Wahl des grünen Tisches als Ort des Stelldicheins, dort konnte ihr Erscheinen mit Felix und ohne andere Begleitung keine schlimmere Deutung zulassen, als daß sie sich von ihm ein wenig in die Geheimnisse des trente et un wolle einweihen lassen; von dort

aus konnte sie sich mit ihm ziemlich unbemerkt verlieren, wenn die Aufmerksamkeit Aller auf einen entscheidenden Moment des Spieles gerichtet war. Der junge Mann hatte einen jener seltenen Augenblicke des Glückes, in welchen man sich an den häufig vorkommenden Traum erinnert, daß man Flügel besäße und mit zauberhafter, wonnevoller Leichtigkeit über den Boden hinschwebe. In dieser Stimmung trat er auf Viktor, den er mit einer Heftigkeit umarmte, als ob ihm dieser eben das Leben gerettet hätte. Viktor fragte nicht, sondern erwartete ruhig eine Erklärung, die bei der Erregtheit des jungen Grafen von selbst zu erwarten war.

Sie wanderten in der schönen Nacht durch die Anlagen, die das Konversationshaus umgeben. Felix berührte natürlich mit keinem Wort den eigentlichen Grund seiner freudetrunkenen Gehobenheit, allein diese selbst, so wie die zärtlichen und bewundernden Apostrophen in denen Felix der „Baronin“ gedachte, ließen dem Freund keinen Zweifel, daß das Verhältniß mit Barbara eine für den Grafen höchst glückliche Wendung genommen haben müsse. Als sie sich trennten, konnte Viktor beinahe Alles ahnen und vermuthen und seine Empfindung dabei bildete den geraden Gegensatz zu der des Grafen, obgleich ihr nicht ein Atom von Neid oder gewöhnlicher Eifersucht beigemischt war.

Viktor blieb schlaflos und traf die ersten Vorbereitungen, des andern Tages Baden-Baden zu verlassen. Um schon am Morgen den gewohnten Begegnungen auszuweichen und nach Einsamkeit im Freien verlangend, schritt er auf Wegen, die um diese Zeit unbesucht bleiben, nach dem Walde empor, und ein Beobachter würde bemerkt haben, wie er in stummen Klagen einem gewaltigen Schmerz alle Zügel schießen ließ. Er liebte Barbara; während er sie still und scheinbar unbekümmert um sie, auf jedem ihrer Schritte belauschte und prüfte, Aeußerungen von ihr, die er nicht zu hören schien, wie holde Erlebnisse in sein Gemüth prägte, ihren Gang, ihre Bewegungen gleich einer lautlosen Musik genoß und zu seinem heimlichen Entzücken zu bemerken glaubte, wie sie, die für alle Anderen nur das Lachen des Kindes und den Uebermuth der von Huldigungen übersättigten hatte, in den wenigen Augenblicken, die sie einem Wort mit ihm widmete, sich ernst und fast demuthsvoll zeigte, während er alle diese kleinen Wahrnehmungen als die süßeste Ausbeute seines Lebens sammelte, stieg der erste gefällige Eindruck, den sie im Walde auf ihn hervorgebracht, zur verzehrenden Leidenschaft und der Umstand, daß sie vermählt sei, der ihn erst nur befremdet hatte, erwuchs zu einem furchtbaren Unglück, das er nie dachte verwinden zu können. . . . .

Allein dies Unglück wurde jetzt von einem zweiten übertroffen, das sich noch bitterer fühlbar machte. Mit Gleichgiltigkeit, ja sogar mit einer Art Belustigung hatte er die frivolen Werbungen des Grafen um Babara's Gunst beobachtet. Er hatte eine so wahre, naturfrische und jungfräuliche Seele in ihr erkannt, daß er nicht einen Augenblick fürchtete, die geschminkte und verkünstelte Welt, aus der Felix alle seine Reden und Anschauungen holte, könnte jemals Macht über sie gewinnen oder anders als zurückstoßend auf sie wirken, wenn sie das Wesen solcher ihr fremden Zustände erst völlig begriffen haben würde. Ihre Unbekanntschaft damit verrieth ihm fast Alles, was sie sagte, und wenn Felix dann eine bewunderungswürdige Orginalität sah, so fand Viktor nur was ihn zumeist bezauberte, Natur, Einfachheit und Unschuld.

Und nun sollte sie diese Vorzüge verläugnet haben, sie sollten nur eine Maske gewesen sein, um in das einförmige Costüme des nichtigen Welttreibens eine originelle Abwechslung zu bringen? Er klagte sie an, daß sie selbst sich ihm entrissen habe und zwar unwiederbringlicher, hoffnungsloser und schmerzhafter als das Schicksal, das sie zur Frau eines Anderen gemacht hatte. Es war ihm leichter, für immer auf ihren Besitz zu verzichten, als auf den Gedanken, daß

dieser Besitz ihn glücklich gemacht hätte. Er wendete endlich seine Anklagen nur mehr gegen sich selbst, daß er sich so willig einer Täuschung hingegeben und wie ein Nachtwandler die luftigen Höhen der Phantasie noch einmal bestiegen habe, um bei erster Veranlassung zerschmettert auf dem Boden der Wirklichkeit zu liegen.

In solchen Gedanken schritt er ohne Ziel weiter bis er erkannte, daß er sich auf dem Fahrweg zur Ruine des Schlosses befand. Trotz seiner Erbitterung gegen Barbara und gegen sich selbst, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, in den unzugänglicheren Theil des Waldes zu dringen und die Stelle aufzusuchen, wo er den Gegenstand seines Schmerzes zum ersten Male und voll menschlich schöner Theilnahme gesehen, als Felix seine Verzweiflungskomödie aufführte. Bald hatte er den Platz unter den Eichen erreicht, dort sah er das Gestrüpp, aus dem er plötzlich getreten war, dort den Weg auf dem sich Barbara fliehend mit ihrer Begleitung entfernt hatte. Er warf sich auf den Rasen und schwur sich zu, mit sich selbst in's Gericht zu gehen und den Ort nicht früher zu verlassen, bis er die nöthige Ruhe gewonnen habe, um weder Felix noch Babara, wenn er ihnen heute noch einmal begegnen sollte, durch einen Blick oder eine Miene zu verrathen, was er litt, ihnen nicht einen Schmerz Preis zu geben, den sie mißdeutet

und vielleicht als eine Würze ihres Glückes empfunden hätten.

Trostreich schön, beruhigend stille war es im Walde, obgleich noch nicht jene brütende Lautlosigkeit eingetreten war, die eigenthümliche Naturfeier des Mittags, welchem die Sonne erst entgegeneilte. Das Licht selbst wie es Gegenstände nach und nach erfaßte, die bisher im Schatten sich verborgen hatten, brachte das Leben des Tages in die Landschaft; dazu regte und bewegte es sich überall, als wäre noch unendlich viel zu thun, bevor der Wald sich der träumerischen Mittagsruhe überlassen dürfe. — Eichhörnchen sprangen mit großer Geschäftigkeit von Ast zu Ast, manchmal einen neugierigen Blick wagend auf den einsamen Menschen, Eidechsen sonnten sich und verschwanden wie von einem wichtigen Gedanken plötzlich davon gejagt; die Eichen rauschten und die Tannen antworteten melancholisch und schaurig wie Stimmen verzauberter Nordlansrecken. Nicht der Schmerz Viktor's milderte sich als er das Naturwalten auf sich eindringen ließ, nur der unedle Theil, der Zorn fiel davon ab, das Gefühl, das er hegte, stimmte süß und harmonisch zu Allem, was ihn umgab, er liebte die Liebe in sich und verzieh ihrem Gegenstande.

Schon wollte er tiefer in den Wald eindringen als ein Rauschen, welches nicht das der Bäume war,

ihn veranlaßte sich umzuwenden. Er mußte sich an einen Stamm lehnen, um nicht zu sinken, denn erröthend und halb erschrocken stand ihm Babara gegenüber.

VIII.

Als das Mädchen in fröhlichem Uebermuth dem Grafen die Zusammenkunft bewilligt hatte, verstand sie unter dem „grünen Tisch“ eben nur die Stelle, an welcher sie Felix zum ersten Male traf und die sie mit jenem Namen bezeichnete; daß er daran vergessen haben könne, kam ihr um so weniger in den Sinn, als er ja wie ein Echo wiederholt hatte: „der grüne Tisch.“ In ihrer Pensionsmädchen-Romantik mußte sie voraussetzen, er werde die Wahl dieses Ortes als eine zarte Hindeutung auf ihre Begegnung mit ihm erkennen und würdigen. Ihr Plan aber war, den Oheim in der Nähe versteckt zu halten, damit er dem Gespräche lauschend entnehme, daß die Anstalten zu einer Art Entführung getroffen seien und sich in dem geeigneten Augenblicke genöthigt sehe, hervorzutreten und die angemaßte Rolle des Ehemannes von der unangenehmsten Seite, von der des beleidigten Ehemannes durchzuführen. Es werde zu einer Herausforderung kommen, deren Folgen sie durch

die offene Erklärung, daß sie nicht die Gattin des Barons sei, zu verhindern entschlossen war, oder der falsche Gemahl werde gezwungen sein, die Erklärung selbst abzugeben und dem ganzen Spiel ein Ende zu machen. Mit schmeichelnder Ueberredung hatte sie den Oheim bewogen, sie nach dem Wald zu begleiten und sich an der Stelle, die sie ihm bezeichnete, verborgen zu halten, ohne daß er weiter nach dem Zweck forschen durfte.

Nicht gering war daher ihr Befremden, ja ihr Schreck, als sie plötzlich statt dem Erwarteten seinem Freund Viktor gegenüber stand. Er war ihr immer zu ernst erschienen, sie hatte stets mit einem zu ehrenden und innigen Gefühl seiner gedacht, als daß sie ihn für irgendwie mit betheiligt an der ganzen Komödie hätte halten wollen, abgesehen davon, daß sie von Felix nicht glaubte vermuthen zu dürfen, daß er in diesem Falle einen noch so nahen Freund zum Vertrauten machen werde. Dennoch fragte sie in ihrer schuldlosen Unbefangenheit, ob nicht Felix mitgekommen wäre.

Nicht ohne einen leisen Anklang von Ironie erwiederte Viktor: „Wenn meine Anwesenheit Sie vermuthen läßt, Madame, ihm vielleicht ebenfalls hier zu begegnen, so bedauere ich als ein Unberufener erschienen zu sein, es ist ganz zufällig, daß ich mich

hieher verlor.“ Und er grüßte im Begriff sich zu entfernen.

Im Ton dieser Worte lag eine Mißbilligung, welche Barbara wie einen Vorwurf empfand, der sie schmerzte. Leise sagte sie: „Bleiben Sie.“

Er sah sie erstaunt an; mit gesenkten Augen und tief trauriger Miene stand sie vor ihm, eine stumme Abbitte für alles Leid, das sie ihm unbewußt zugefügt hatte. Dieser Anblick leitete einen Strom unerklärlicher Freude in sein Herz und er fragte sanft und innig, ob er sie verletzt oder beleidigt habe, unwillkürlich einen Schritt näher tretend.

„Niemals,“ entgegnete sie, „aber Ihre Worte klangen so hart als ob ich Ihnen ein schweres Unrecht zugefügt hätte und ich sinne vergebens was es sein könnte.“

In ihm wogte und brauste bei dieser Rede ein Sturm verschiedener Empfindungen. Der Zauber ihrer Nähe wand ihm jede Waffe aus der Hand, die er gegen sie gerichtet hatte. Sollte er das heruntergestürzte Bild noch einmal auf das Piedestal seiner Verehrung stellen? Oder war das Wesen, das sie in diesem Augenblicke annahm auch nur eine Maske ihr geläufiger Koketterie? Er hatte nicht Zeit lange zu bedenken, der Drang war zu mächtig, ihr Alles zu sagen, ein einziges Mal sich von der Brust zu spre-

chen wie er sie geliebt und wie er sie gehaßt, ihr die Kluft zu enthüllen, die ihr Handeln von seinem Denken trennt und ihn und sie für immer unvereinbar auseinander reißt, dann von ihr zu scheiden wie von einer Todten und sie nicht mehr zu kennen.

Sie vernahm von ihm mit innigem Entzücken, wie sie ihm Anfangs erschienen war; was er einen Traum seiner Einbildung nannte, dem konnte sie, wie ihr jungfräuliches Selbstgefühl ihr sagte, in Wirklichkeit entsprechen. Mit Erröthen und hochklopfendem Herzen hörte sie die Schilderung seines Unglücks als er sie vermählt gefunden hatte, hingegen erhob sie ihr Auge beistimmend und beinahe begeistert, da er von dem eigentlichen Werth des Frauenherzens sprach, der in dem überzeugungsstarken Ernst besteht, mit dem es die Leidenschaft begreift oder mit ihr kämpft, ein Werth, der zuweilen sogar in einer Verirrung nicht zu Grunde zu gehen braucht, der aber schwinden muß, wo die Leidenschaft nur eine Maske ist, welche die innere Leerheit aus verzweifelnder Langweile ergriffen hat. Als aber Viktor seinen Schmerz aussprach, sie als Frau diesem Werthe nicht entsprechend gefunden zu haben, da konnte sie heiter blicken und lächeln, und sie lächelte so freudig, als wäre ein schwerer Traum vorübergegangen, der lastend nur noch auf Viktor lag und aus

welchem sie ihn mit einem einzigen Wort zu reichen vermochte.

Viktor, der dies Lächeln anders deutete, sagte endlich: „Sie staunen, woher mir das Recht kömmt mit Vorwürfen zu Ihnen zu sprechen, die Sie mir vor wenigen Tagen noch unbekannt waren und sich fremder als zu jedem Andern zu mir verhielten. So muß es denn einmal gesagt werden um den Preis, daß es nie wieder gesagt werde, das Recht schöpfe ich aus meinem Schmerz und den Schmerz aus meiner Liebe. Leben Sie wohl und lassen Sie mich Sie niemals mehr wiedersehen." Und er wandte sich zum Gehen.

„Die Predigt ist zu Ende!" scholl eine Stimme, die leidenschaftlich genug klang um nicht verkannt zu werden und einen Augenblick später stand Felix zwischen Viktor und Barbara. Er hatte am grünen Tisch im Spielsaal nichts gefunden, was ihm die Anwesenheit der Geliebten verrathen hätte, als — Fräulein Kräutlein, welche die Zeit, da sie allein gelassen wurde, benützte, das ihr neue Schauspiel der Roulette anzustaunen. Den Grafen bemerkend, der sich wegen seiner Bemühungen um Barbara ihrer Gunst nicht sonderlich erfreute, vermochte sie ihm eine Nachricht nicht vorzuenthalten, die ihm nicht angenehm klingen sollte, daß die „Baronin" eine Spazierfahrt gemacht

habe, vorerst nur nach dem alten Schlosse, daß sie aber wohl einige Tage wegbleiben dürfte. Was er sonst noch erfragte, führte ihn nach und nach auf die Vermuthung des Richtigen; er konnte nicht voraussetzen, daß ihn Barbara so plump hintergangen habe, einfach nicht zu erscheinen, und so mußte ihm zuletzt in den Sinn kommen, was unter dem „grünen Tisch“ verstanden sei. Er eilte dahin und fand zu seinem Erstaunen Viktor als Nebenbuhler, als Verräther, wie er denken mußte. Heftig, wenn auch wegen der Anwesenheit Barbara's in halblautem Tone sich mäßigend, stellte er Viktor zur Rede, als, ehe dieser noch antworten konnte, eine neue unerwartete Erscheinung die Scene unterbrach. Mühsam arbeitete sich aus Gestrüpp und Gesträuch die Gestalt des Barons hervor und für die allgemeine Beklemmung und Verlegenheit war ihm beizuspringen und ihn begrüßen zu können, ein willkommener Ableiter.

„Meine Herren,“ sagte der Diplomat, als er wieder bequemen Boden unter sich fühlte, „hier walten entsetzliche Mißverständnisse und soll es nicht etwa gar zu offenen Feindseligkeiten kommen, so wird ein mündlicher Notenwechsel unvermeidlich sein. Der Casus belli ist eigentlich gar nicht vorhanden, Sie glauben, daß es sich um eine Frau handle und ich habe die Ehre, Ihnen in meiner Nichte Barbara ein Mäd-

chen vorzustellen, das bis Dato so wenig als ich selbst daran gedacht hat, die einzige wirkliche Freiheit, die es giebt, bei welcher jedoch die Völker ebenfalls nicht bestehen könnten, die Freiheit des ledigen Standes aufzuopfern.“

Und ohne sich um das Erstaunen der beiden Herren sonderlich zu kümmern, fuhr er fort, selbst mit einer kleinen Verlegenheit kämpfend: „Die Ursachen, die mich zwangen, meiner Nichte das Portefeuille meiner regierenden Gemahlin zu übertragen, sind heute Morgen gehoben und sie möge sich wieder in das Privatleben ihres Mädchenstandes zurückziehen. Was diese Ursachen selbst betrifft, so werden Sie, meine Herren, mir erlassen, dem künftigen Geschichtschreiber vorzugreifen und werden sich mit einigen Andeutungen begnügen. In jener Zeit, da der Verdacht liebender Schwärmerei mir gegenüber nicht ohne Anhaltspunkt geblieben wäre, lernte auch ich ein Mädchen kennen, welches ich glücklicherweise das Unglück hatte, an einen Andern zu verlieren. Sie lebte seitdem in England, hatte mehrere Kinder und hing mit beispielloser Treue an mir. Endlich nach zwanzig Jahren wurde sie Wittwe und ohne während dieser Zeit viel mehr von mir vernommen zu haben, als in ihrer Erinnerung lebte, suchte sie mich nun in Deutschland auf, fand mich in Baden und ich wäre — schwach an Gemüth und von bitteren

Schwüren, deren blos Jupiter lacht, überwältigt — rettungslos glücklich geworden mit einer Hand, die ich zu viele Jahre betrauerte, daß sie nicht die Spuren dieser vielen Jahre tragen müßte, wenn ich nicht allen Verhandlungen, Unter- und Ueberredungen ein lebendiges Hinderniß entgegengesetzt hätte das sie abschnitt und temporär meinen Junggesellenstand aufhob. Er hätte mir leicht als eine gefährliche Treue gedeutet werden können, die unerbittlich belohnt werden muß. Die Niezuvergessende ist heute nach England zurückgekehrt und ich erfreue mich wieder einer wohlthätigen Reaktion in frühere Zustände."

Schon im Verlauf dieser Rede war Viktor zu Barbara getreten, hatte ihr die Hand wie ein um Verzeihung Bittender dargereicht und sie dieselbe so freudig ergriffen, daß Beide, als der Baron zu sprechen aufhörte, noch Hand in Hand standen. Das holde Mädchen hatte mit innigem Gefühle aber auch nicht ohne Absicht, daß Felix es bemerke, die stumme Liebesgebetde Viktor's geduldet und erwiedert. Felix war nicht so albern, daß er zu einer erlittenen Niederlage durch eine beleidigte Miene noch den Spott herausgefordert hätte. „So löst sich denn Alles in Prosa auf," sagte er, „meine romantische Neigung zu einer unglücklich verheiratheten Frau, ein interessantes Duell, eine Entführung — Alles wird so alltäglich und ge-

wöhnlich, wie der Umstand, daß ich an dieser Stelle Ihren Namen erfahren konnte, liebenswürdige Barbara, indem Sie Ihr Batisttuch, auf das er breit und groß gestickt ist, in die Höhe hielten, als Sie mich abhielten mich zu erhängen, was ich in diesem Augenblicke mit mehr Lust und Ernst unternehmen würde. Allein ich will leben, weil Sie es sind, Viktor, der statt mir glücklich wurde, soyons amis, Cinna.!“

Der Herbsttag.

Eine kleine Landstadt, in deren Physiognomie die Züge engen, bornirten, unleidlichen Provinzlebens eingegraben sind, die aber im Hochsommer von einigen nahen Großstädtern besucht, ja sogar wochenlang bewohnt wird, obgleich und weil sie kein Badeort ist, — denn dem „obgleich“ setzt sie ihre umgebenden Naturschönheiten entgegen und das „weil“ rechtfertigt sie durch ihre billigen Preise in Wohnungen und Lebensmitteln, — eine so beschaffene kleine Landstadt wird unendlich öde und traurig, sobald die unverkennbaren Zeichen vom Anfang des Sommer-Endes sich einstellen. Das ist eine traurige Oede, welche mit der normalen, die dort zu jeder Jahreszeit herrscht, gar nicht zu vergleichen ist, denn sie wird durch den nahen Kontrast mit der eben entwichenen Regsamkeit und Belebtheit noch fühlbarer gemacht. Wie Diebe unter dem Schutz der Nacht sind jene unschuldigen Mörder und Diebe der Gesellschaft, die um jeden Preis die Zeit tödten und den Tag stehlen, unter dem Schutz der ersten Frühnebel entflohen. Ist dann noch Je-

mand hier zu treffen, der in Anzug und Gesicht nicht den Stempel des hier Einheimischen trägt, so muß es ein alter Mann sein, so alt, daß er gar nicht mehr forttransportirt werden konnte, oder, wenn ein junger Mensch, ein grimmiger Weltverächter und Menschenhasser, der sich hier ungestört der firen Idee überläßt, die Welt wäre untergegangen und keine Spur mehr von dem vorhanden, was sie beschäftigt hat, weder Mode noch Kunst, weder Politik noch Literatur, keine Liebe mehr und keine Geselligkeit.

Es giebt aber gar keine allgemeinen Regeln zur Beurtheilung von Menschen. Jeder einzelne Mensch ist eine entschiedene Ausnahme von allen Regeln, welche Philosophen zur Erkenntniß der Menschen im Allgemeinen aufgestellt haben. So sehen wir denn auch an einem Vormittag, als eben die Nebel des Oktobers sich zu verziehen beginnen, einen noch jungen Mann durch eine kleine Landstadt von der erwähnten Art müßig hinschlendern. Aus seinem Gang, seinem Aussehen, aus der Eleganz seines Wesens ist zu entnehmen, daß er hier unmöglich heimisch sein kann, aus der frischen Lebenslust seiner Züge aber auch, daß sein Aufenthalt hier kein Akt verzweifelnder Melancholie sein kann.

Er schlägt in einiger Entfernung vom Städtchen einen Waldweg ein, der durch ein breites aber wasser-

armes Flußbett von der Fahrstraße getrennt wird. Nichts als des Herbstes wehmüthige Geschäftigkeit macht sich im stillen Wald vernehmbar. In seinen hohen Wipfeln fängt er den Wind auf und erlaubt ihm nicht tiefer hinabzudringen und mit dem Gesträuch, das sich an die Stämme lehnt, und den Kleidern des Wanderers seinen Spuck zu treiben, so daß der Wind geisterhaft nur durch sein Brausen zu vernehmen, aber sonst nicht zu verspüren ist. Im Tiktak einer Weltuhr, die nach unerforschlichem Zeitmaß läuft, fallen die verwelkten Blätter. Kein Vogel mehr überredet mit sanftem Laut das Naturleben, auf dem Weg des Verderbens inne zu halten; es ist lange genug vergebens versucht worden und die warnenden Sänger haben endlich sich selbst in Sicherheit gebracht. Außer dem Rascheln dürrer Zweige schallt nur noch der Schritt der Laubsammler im Walde, arme alte Weiber, die ein werthloses und zweifelhaftes Brennmaterial in großen Körben nach Hause schleppen. Lustig aber ergehen sich die Sonnenstrahlen nach langer Zeit zum ersten Male hier; sie haben Lücken gefunden in den Wald zu dringen, der ihnen sommerlang dicht verschlossen war. Allein auch die lustigen Sonnenstrahlen sind Herolde der Wehmuth, sie wärmen nicht und lassen empfinden, daß sie schon Fremdlinge auf

der Erde sind und um bis zu ihr zu dringen eine nebelverhüllte Strecke zurückzulegen hatten.

Der Waldweg öffnet sich und ein kleines Wiesenthal tritt an seine Stelle, das vor Kurzem noch so saftige Grün der Gräser hat sich in ein unheimlich dürres Gelb oder Braun verwandelt, als ob ein Brand über sie hingegangen wäre, der sie nicht gänzlich verzehren konnte. Das Thal steigt sanft aufwärts zu wieder höher gelegenem Walde. Der Anblick dieses Waldes aus der Ferne ist jetzt ein neues Schauspiel. Bisher war er nur eine grüne Wand und hatte nur diese einzige Farbe aufzuzeigen, unter der jede Verschiedenheit seiner Bestandtheile verschwand. Nun aber ist der Herbst mit seinem Farbentopf hindurchgeschritten und hat seltsam gewirthschaftet. Neidisch dem Frühling, daß er nicht wie dieser die Blüthen und Blumen mit sorgfältiger Kleinmalerei, mit zarten Farbennüancen und feinen Schattirungen herzustellen vermag, wirft der Herbst grobe massenhafte Farbenkleckse auf das allgemeine Grün, das wissen ihm die Bäume Dank, die bisher unter der Kollektivfarbe nur ein ununterschiedenes grünes Volk waren. Jetzt lösen sie sich nach der Art des Kleides, das ihnen der Herbst verleiht, in besondere Individuen auf und da er zugleich ihre Krone lichtete, können sie auch den Charakter ihrer Stämme besser zu Geltung bringen. Die Gemeinsam-

keit hört auf, der Wald wird zu einander fremden einzelnen Baumgestalten. Wo aber Verschiedenheiten sind, da sind Konflikte und der Herbst zeigt sich auch hierin als ein Räuber und Zerstörer unserer intensivsten Freuden, daß er jenen unaussprechlichen Genuß zerreißt, den man den Frieden der Natur nennt und der nur der versöhnende Eindruck ist, welchen das Gemüth aus der Einfarbigkeit und Eintracht der Landschaft schöpft.

Das Thal ist durchschnitten, der Wald nimmt den Wanderer auf, um bald abermals mit einem Wiesenstreif zu wechseln. Das wiederholt sich noch einmal bis endlich das weiteste dieser an einander gereihten Thäler vor Augen liegt. Sein Ausgang führt theils zu einer Bergwand, mit welcher eine Reihe schroffer und pittoresker Gebirgshöhen beginnt, theils zu einer Brücke über den Fluß, welche das Thal mit der Fahrstraße vermittelt. Auf der Spitze eines Hügels, der ersten und niedersten der hier sich eröffnenden Anhöhen ist eine Kapelle erbaut. Dort läßt der junge Mann sich nieder nnd überschaut den einsamen Weg, den er eben zurücklegte, während die Fahrstraße von langsam sich hinschleppenden Bauernfuhrwerken belebt wird.

Nahe an der Brücke, auf der Thalseite, befindet sich ein hölzerner Verschlag ohne Fenster mit einer Bank vor der kleinen Thüre. Hier ist die Stelle, wo

eine aus dem Gebirg kommende Quelle sich in das schlammige Flußbett stürzt. Das Wasser dieser Quelle ist ob seines besonderen Wohlgeschmackes berühmt. Es wird im Sommer den Spaziergängern von einem Bauernknaben kredenzt, der dafür einige Pfennige in Empfang nimmt. Jener Verschlag dient ihm bei Nacht und bei schlechtem Wetter zur Wohnung. Vielleicht ist die Stelle das Embryo einer künftigen Wasserheilanstalt und ein Doktor dieser Art von Heilkunst schöpft vielleicht einst reichlich sein Brot aus diesem Wasser. Für jetzt ist der kleine Nebenerwerb, der sich aus der noch unkultivirten Quelle ziehen läßt, das Privilegium einer einzigen Bauernfamilie der Umgegend. Sie scheint auf die Ausübung desselben für dieses Jahr schon verzichtet zu haben, denn die Sommergäste sind bereits heimgekehrt. Vergebens hat sich der junge Mann nach dem barfüßigen Ganymed mit grünem Wasserkrug umgesehen.

Jeder Jahresabschnitt hat nur einige wenige Tage, welche ganz und ungestört seinen wesentlichsten Charakter zur Erscheinung bringen. Es war die reinste Innerlichkeit des Herbstes, die sich an diesem Tage, in dieser Landschaft darstellte. Im Gemüth des jungen Städters bewirkte der Moment die entsprechende Stimmung. Es ist nicht immer das gleiche Bild, welches uns die Erinnerung von unserem vergangenen

Leben entwischt. Wechselnde Stimmungen sind die verschieden geschliffenen und gefärbten Gläser, unter welchen das Panorama unseres Lebens bald im düsteren Grau der Gewöhnlichkeit, bald im märchenhaften Sonnenglanz des Glückes an uns vorüberzieht. Noch vor wenigen Stunden hätte der junge Mann, wenn man das Leid seines Herzens berührt hätte, mit Humor erwiedert und sich selbst überredet, daß er seinen Schmerz nur belächle; im Lichte dieses Augenblicks aber zeigte sich ihm die Vergangenheit als eine Reihe von Ruinen und unfruchtbaren Einöden. Mächtig schwoll die Stimme des Windes in den Bäumen an, welche die Bergwand hinter ihm bedeckten, und mit dieser Stimme schienen sie ihm klagend vorzuzählen, was sein Herz an Glück verloren oder nie besessen.

Und Niemand wäre berechtigt gewesen, ihn zu verlachen, ihm vorzuhalten, daß er reich, gesund und unabhängig und also gerade mit dem ausgerüstet war, was Millionen als den Inbegriff alles Glückes preisen und ersehnen. Das Glück ist eine Empfindung und nicht ein Besitz und es giebt keinen Besitz, aus dem nothwendig die Empfindung des Glückes folgen müßte.

Heribert war durch eigenthümliche Verhältnisse wie das Kind eines Armen erzogen und dem Gelehrtenstande gewidmet worden. Er hatte seine Mutter bei

der Geburt verloren und sein ziemlich vermögensloser Vater, der sich bald darauf wieder vermählte und zwar mit einer sehr reichen Frau, hatte es vorgezogen, den Sohn erster Ehe der Obsorge einer Pension im Hause eines Professors statt der einer Stiefmutter zu übergeben. Heribert war fünfzehn Jahre alt, als auch sein Vater starb, ohne ihm viel mehr hinterlassen zu können, als die Verwandtschaft mit der reichen Wittwe. Diese sorgte pünktlich dafür, daß die wenigen Kosten seiner einfachen Erziehung nach wie vor bestritten wurden; übrigens aber kam Heribert mit seiner Stiefmutter und seinen Stiefgeschwistern in keine dauernde persönliche Berührung. In demselben Jahre als er mündig wurde, zog die modernste Geißel der Menschheit verheerend durch deutsche Städte. Die Cholera machte Heribert im Verlauf weniger Tage zum einzigen und zum Universalerben seiner Stiefmutter und seiner Stiefgeschwister.

So sah er sich unerwartet im Besitz eines außerordentlichen Vermögens, ohne daß er sich bei dem Mangel an Aussicht, jemals reich zu werden, die Kunst angeeignet hätte, reich zu sein. Er hatte die ausgebreitetste Kenntniß in den Wissenschaften und nicht die geringste vom Leben. Er hätte mit jedem Akademiker über die Bedeutung des Sanscritstudiums zu streiten, aber kein noch so einfältiges hübsches

Mädchen in der gewöhnlichsten Sprache passend anzureden gewußt.

Und dennoch hatte er schon oft empfunden, daß sein Beruf als Philologe sein Gemüth nicht gänzlich in Anspruch genommen; daß Geist, Phantasie, Schönheitssinn — Eigenschaften, die sich lange schon in ihm geregt, dabei keine ganz ausfüllende Beschäftigung gefunden. War es ihm bisher Pflicht gewesen, jene Eigenschaften wie einen unerlaubten Luxus zu unterdrücken, der ihn seinem auch von materieller Nothwendigkeit vorgezeichneten Lebensberuf abwendig machen könnte, so war er durch einen unerwarteten Reichthum jener Pflicht plötzlich enthoben worden. Nun hätte er Geist, Phantasie, Schönheitssinn in der Art des Lebensgenusses geltend machen können, aber er war nie in die Welt gekommen und in Folge seiner eingeschränkten Erziehung lag eine unsägliche Schüchternheit lähmend auf all seinem Wollen und Thun. Er kostete das Meiste, was er hatte beneiden hören, und konnte nicht entdecken, was daran beneidenswerth war. Er war gleichsam blasirt ohne genossen zu haben. Er wühlte suchend in seinen Schätzen, in welchen nach der Meinung der Leute das Glück wohnen sollte, und vermochte nicht es zu finden.

Ein einziges Vergnügen hatte wirklichen Werth für ihn gewonnen: das Theater. Vor allem hatte

es ihn gelehrt, die Poesie unmittelbar in sich aufzunehmen. Bisher war es seine aus den Studien hervorgegangene Gewohnheit geblieben, von der er sich nicht loszumachen im Stande gewesen, in den dichterischen Werken des Zeitalters zunächst nach den Beziehungen derselben zum klassischen Alterthum zu forschen, in Inhalt und Sprache, bis zu einzelnen Ausdrücken und Metaphern herab, den Einfluß eines Griechischen oder Römischen Schriftstellers nachzuweisen. Jetzt aber empfing er einen Eindruck, der ihm nicht Zeit ließ zu philologischen Forschungen, sondern seine Seele ungestüm mit fortriß, ihm keine andere Beschäftigung als die mit den Interessen des inneren Lebens gestattend.

Allein auch das Theater hätte ihn auf die Dauer nicht befriedigen können, weil es ihm andererseits wieder heitere, gesellige Zustände vor Augen führte, die ihm peinlich wurden, je angenehmer sie zu sein schienen, da er sich sagen mußte, daß er in ihnen heimisch sein sollte, während er sich doch seltsam fremd und ausgeschlossen dazu verhielt. Nicht nur was als dramatisches Bild davon auf die Bühne kam, mehr noch was von Scenen eleganter Geselligkeit in Parterre und Logen spielte, war ihm ein Vorwurf, daß er den rechten Schritt nicht finden konnte, um in diesen Lebenskreis einzutreten. Als er aber schon gesonnen war auch den Besuch der Theaters aufzugeben, machte

er eine Entdeckung, die ihn nicht nur um so eifriger wieder in das Schauspielhaus trieb, sondern auch wie sie ihm nach und nach immer klarer wurde ihm seine lähmende Befangenheit, ja sein Ungeschick überwinden half, die feinen Formen höherer Geselligkeit anzunehmen.

Der Liebreiz eines Mädchens hatte sich tiefer als er selbst geahnt in sein Herz geschlichen, und dieses Mädchen war eine der ersten Schauspielerinnen der Residenz. Er war trotz seiner Unerfahrenheit nicht so naiv, daß er den Zauber, den sie von der Bühne herab übte, für den ihrer Persönlichkeit, den Werth ihres Talentes für den ihres Charakters gehalten hätte. Aber auch der Erfahrenste mußte schließen, daß man eine Künstlerin von der Bedeutung, von der eigentlichen Beschaffenheit wie Adolphine nur auf Grundlage einer höchst liebenswürdigen Persönlichkeit werden konnte. In der Herrschaft über ihre äußeren Mittel, in Mienenspiel, Bewegungen und Organ zeigte sie nur die vollendete Virtuosin; ihre Künstlerschaft jedoch bewährte sie in der Noblesse, die keine blos äußerliche ist, in jener Vornehmheit des Gemüthes, welche jede von ihr gespielte Rolle durchschimmerte. Es ist leichter auf dem Kothurn poetisch zu erscheinen, zu welchem der Zuschauer die erforderliche Voraussetzung schon mitbringt, als so unerwartet wie

In seiner Weltunkenntniß hatte er nicht bedacht, daß ihm der Ruf seines großen Reichthums bereits bahnbrechend vorausgeschritten sein mußte. So hatte er sich denn nur zu wundern, daß er beim ersten Heraustreten aus seiner Verborgenheit das gefälligste, das förderndste Entgegenkommen und in Voraussetzung seiner offenen Hände überall offene Arme fand. Klugheit und Geschmack, die ihm angeboren waren, ersetzten ihm die Erfahrung; bald verstand er unter den zahlreichen Freunden, die sich ihm aufdrängten, zu sondern, und während er ihnen gab auch von ihnen anzunehmen und zwar die Freiheit und Leichtigkeit des Benehmens, die Umgangsformen der höheren Geselligkeit. Ohne zu wissen wie es geschah, waren seine Wünsche fast ohne sein Hinzuthun erfüllt worden, er gehörte zur tonangebenden Welt der Hauptstadt und war heimisch im Salon Adolphinens. War es wegen der leichten Ausführung dessen, was ihm so schwer erschienen war, daß er sich nicht gänzlich befriedigt fühlte? Ein Hauch von Nüchternheit wehte in dieser Welt, die ihm ein Ideal gewesen, so lange er sie nur mit den Augen der Phantasie gesehen. Die wichtigsten Fragen der Zeit, das Wohl und Weh der Menschheit, ebenso die Leistungen des Geistes, der Wissenschaft, der Kunst, deren nur mit Erholung der Seele, mit ernster Begeisterung gedacht werden soll, — das Alles würde

hier nur als Amüsement aufgebraucht, nur gesprächsweise zu Charpie zerzupft, um die ewig klaffende Leere unausgefüllter Zeit zu stopfen.

Heribert war bereits zu viel Weltmann, als daß er die Menschen dieser Art durch die Darlegung, wie sie ihm erschienen, gelangweilt hätte, andererseits von zu innerlicher Bildung, als daß er seine Lebensanschauungen dem Mangel an Verständniß gerne preisgegeben hätte. Niemand merkte ihm an, wie er dachte; er vermied es, sich an Gesprächen tieferen Inhalts zu betheiligen, er wollte lieber unwissend erscheinen, als durch sein Wissen beleidigen ohne zu nützen. So galt er denn dieser Welt, der er an Ernst und Tiefe weit überlegen war, nur als eine gutmüthige und selbst gescheidte, aber ausschließlich für den heitersten Lebensgenuß gestimmte Natur, der man mit Dingen ernsten Gehaltes nicht kommen dürfte. Für einen Menschen von Begabung, der dabei Philosoph genug ist, um seiner Eitelkeit nur verschwiegene Feste in seinem Innern zu geben, ist es reizend eine solche Maske anzunehmen. Dennoch sehnte sich Heribert darnach, sein Inkognito vor Adolphinen allein abzulegen, aber er war noch nicht einmal klar darüber, ob sie die Organe besaß, seinen höheren Werth zu schätzen oder auch nur zu erkennen.

Es war ihr bisher nicht beizukommen gewesen.

Während sie auf der Bühne alle Empfindungen intimen Lebens mit ergreifender Wahrheit ausdrückte, als ob sie aus ihrem Herzen kämen, schien sie in der Intimität ihres eigenen Lebens nur eine angenommene Rolle konsequent durchzuführen, und zwar die der Frau für die Gesellschaft, die für Jeden und für Keinen vorhanden ist. Sie zeigte nur für jene Gegenstände Wärme, für welche sich auch die Gesellschaft erwärmen kann, und nur jenen Grad von Wärme, welcher keinen andern als einen gesellschaftlichen Ausdruck verlangt. Sie schien keine Geheimnisse, kein inneres Privatleben zu haben und was sie dachte und empfand, wünschte oder liebte, auch dem Gleichgiltigsten in ihrer Umgebung ohne Bedenken mittheilen zu können. War dies ebenfalls nur eine Maske oder wurde in der That von den Gestalten, die sie künstlerisch zur Erscheinung brachte, ihre ganze individuelle Existenz absorbirt?

Heribert hatte sich während eines ganzen Winters diese Frage vergebens zu beantworten gesucht und doch war die Intention, die ihn veranlaßt hatte, Adolphinens Bekanntschaft zu suchen, durch den Kreis in dem er sie fand, ebenso wie durch ihre persönliche Wirkung auf ihn nur bestärkt worden. Er hatte sich überzeugt, daß Niemand in ihrer Nähe danach angethan war, ihn von einem Eigenglück, das außerhalb

des Gebietes der Oeffentlichkeit liegt, zu sprechen, obgleich sie, ungeachtet und weil ihre erste Jugend bereits dahin war, jedes edler schlagende Herz rühren und durch die Vorzüge ihrer Persönlichkeit die Sehnsucht in demselben erwecken mußte, ihr mehr zu sein und zu bieten, als eine mehr oder minder zusagende Nahrung ihrer Eitelkeit.

Es war im Anfang des Frühlings als Heribert beschloß, ein Resultat seiner ihr gewidmeten Gedanken und Gefühle zu erzwingen. Er wählte zu diesem Zwecke, der Sitte ihres Hauses entgegen, einen Tag zu seinem Besuche, an welchem sie spielte; er war daher gewiß, sie allein zu treffen. Sie saß auf dem Sopha, als er eintrat, die Arme über der Brust gekreuzt und richtete so durchdringende und gespannte Blicke auf ihn, daß er dies nur dem Befremden über die ungewöhnliche Wahl des Tages zuschreiben konnte.

Sie ließ ihm nicht Zeit eine Entschuldigung vorzubringen, denn mit halblauter und zitternden Stimme begann sie:

„Sprechen Sie nicht. Ich weiß was Sie zu mir führt, ich weiß Alles. Ich will das Wort nicht hören, das Ihr Herz unaufhaltsam auf Ihre Lippen jagt. Sie sind edel genug wahr zu empfinden. Sie dürfen schweigen; lassen Sie das Sprechen Jenen, die

unwahr empfinden. Nicht umsonst habe ich das Recht mehrerer Jahre vor Ihnen voraus, mein junger Freund. Ich darf Ihnen ein banales Wort ersparen, ich darf es selbst sein, die es mir sagt, daß Sie mich lieben."

Heribert gerieth beinahe außer Fassung; sein Herz schäumte wie berauscht von dem Glücke, das ihm so unerwartet kredenzt wurde; unwillkürlich stürzte er Adolphinen zu Füßen. Sie erhob sich und mit den Fingerspitzen sein Haar berührend, als ob sie die Hand auf sein Haupt legen wollte, fuhr sie fort:

„Mag eine Welt von Vorurtheilen zwischen uns stehen; und wären es Kronen, die ich niederzulegen hätte, was bedeuten sie gegen diesen Augenblick, der mir, der Nieverstandenen, der Halbverblühten ein als wahr und treu erkanntes Herz zuführt und damit auch Verständniß und neue Jugend. Muß auch ich es Dir erst sagen, wie heiß, wie unaussprechlich ich Dich liebe? Hat es Dir nicht längst die Verachtung gesagt, mit der ich auf die Welt um mich und auf alles blicke, was nicht Deinen Namen führt?"

In zauberischen Tönen drang das an sich schon so süße Geständniß zu dem Gemüth des jungen Mannes. „Theuere, einzig Geliebte," begann er —

„Nein," unterbrach sie ihn, „nicht diese Zweifel, sie tödten mich. Laß sie kommen, alle die glauben, ich zittere vor ihrem Urtheil und Vorurtheil. Der

Baron, die Tante, mein Bruder, sie alle sollen fin- den, daß das stolze Blut ihres eigenen Geschlechtes in den Adern von Clemence von Wallberg fließt."

Heribert hätte die Betäubung durch einen Blitz- strahl der Enttäuschung vorgezogen, die ihn mit den letzten Worten der Schauspielerin aus dem reizendsten Wahn seines Lebens riß. Aber in dieser frivolen großen Welt, in der so viel des Unnützen getrieben wird, lernt man wenigstens rasche Geistesgegenwart. Aufspringen, seinen Schmerz kund geben — das fühlte er sogleich, hätte ein schwer zu verhaltendes Gelächter erregt, welches im Innern Adolphinens, so lange er lebte, fortgekichert hätte. Er faßte sich daher und ruhig auf den Knieen bleibend sagte er leise: „Souffli- liren Sie mir, Fräulein!"

Sie achtete nicht darauf und fuhr fort ihre Rolle einzuüben. Als sie mit einer neuen langen Tirade zu Ende war, erhob sich Heribert und applaudirte lebhaft.

„Da ich als Ihr Kollege viel zu ungeschickt war," sagte er, „so will ich mindestens als Publikum meine Schuldigkeit thun."

Jetzt erst schien sie seine Anwesenheit zu gewah- ren. „Sie haben eine Festung erstürmt," sagte sie mit freundlichem Unwillen; „in's Studiren vertieft, habe ich überhört, daß man Sie meldete, ich hätte

Sie sonst wahrhaftig nicht vorgelassen. Wissen Sie nicht, daß ich heute spiele. Was bringen Sie mir Wichtiges?"

„Das Wichtigste ist," erwiederte er, „daß ich Ihnen einen Dienst leiste. In der letzten überschwenglichen Tirade, die ich da hörte, haben Sie einen Griechischen Namen falsch betont."

„Falsch betont!" rief sie und wiederholte den Namen; „der Autor selbst hat mir ihn bei der Probe so vorgesprochen, als ich in meiner Unwissenheit um das Richtige fragte."

„Dann ist die Unwissenheit des Autors doppelt sträflich," sagte Heribert; „da er weder eine liebenswürdige Frau ist, noch die Bescheidenheit hatte um das Richtige zu fragen."

Adolphine schien durchaus nicht geneigt, vorauszusetzen, daß Heribert hierin besser unterrichtet wäre. Sie gab zu verstehen, daß man weder auf der Reitbahn noch in den Boudoirs das Griechische kultivire. Mit höchster Verwunderung vernahm sie, daß der junge reiche Weltmann dem Gelehrtenstande bestimmt war. Er mußte ihr zur Bekräftigung in kurzen Worten seine Jugendgeschichte mittheilen und sie errieth, welche Schätze von Wissen und Bildung er bisher still und verborgen in seinem Innern gehegt. Er sprach warm, lebhaft, mit einem für sie überraschen-

den Ernst und sie hörte ihn mit unverkennbarer Theilnahme. Ein Blick jedoch, den sie, zufällig vielleicht, auf die Pendule warf, erinnerte ihn daran, abzubrechen. Als er schon die Thürklinke faßte, rief sie ihm zu, er möge ihr noch vor der Theaterstunde die Beweise für die von ihm behauptete Aussprache des Griechischen Namens schriftlich zusenden; denn wenn das Stück fiele, so könnte der Autor, wie das so gehe, dem einzigen kleinen Umstand, daß sie ihm hierin nicht seinen Willen gethan, die Schuld der Niederlage beimessen; sie wolle sich dann rechtfertigen können.

Sie hatte hierüber völlig vergessen zu fragen, was ihn zu ungewöhnlicher Zeit zu ihr geführt, er aber behielt, nachdem er sich entfernt hatte, als Gewinn dieser Stunde das Recht ihr zu schreiben, und zwar noch an diesem Tage, der ihm in Folge des ersten inhaltreichen Gespräches das Herz mit frohen Hoffnungen erfüllte.

So begann er denn seinen Brief mit der Entscheidung der kleinen wissenschaftlichen Streitfrage, um dann auf die Geschichte seines Lebens zurückzukehren und daran das Geständniß seiner Leidenschaft, seiner Wünsche zu knüpfen. Was ihn dabei ermuthigte, war die geheime Zuversicht, daß die Innigkeit mit der sie die sentimentalen Stellen ihrer Rolle vor ihm citirt hatte, keine ganz absichtslose gewesen wäre. Er

verhehlte ihr nicht, daß er sie inmitten all des äußeren Glanzes, der sie umgab, eines wahren Glückes beraubt wähnte. Wenn sie eines solchen bedürftig wäre, wenn seine auf Einsamkeit und stillen Lebensgenuß gerichteten Neigungen vielleicht den erwünschtesten Gegensatz zu ihrem bisherigen Dasein bilden würden, so wolle er ihr seine ganze Existenz zu freier Schaltung zu Füßen legen. Sie möge selbst über die Formen ihres ferneren Verkehrs mit ihm entscheiden, er wolle nichts als eine bis jetzt vielleicht unberührte Stelle in ihrem Gemüth ausfüllen, ihr einen Tempel der Intimität aufbauen, in welchem die Liebe eines Einzigen mehr Werth hat als der Beifall von Tausenden, und wo der Triumph geliebt zu sein alle künstlerischen und geselligen Erfolge in Schatten stellt.

Mit der Sorgfalt eines Liebenden in solchen Dingen sandte er das Schreiben zur geeignetsten Stunde und verschaffte sich die Gewißheit, daß es in Adolphinens Hände gelegt worden. Im Theater beredete er sich aus dem Ton, in welchem sie die Stelle sprach, die er am Morgen unter so verschiedenen Empfindungen angehört hatte, eine Andeutung des Geschehenen entnehmen zu können. Den Griechischen Namen sprach sie in der That nach seiner Angabe aus.

Tage vergingen und Wochen, — er erhielt keine Antwort auf sein Schreiben. Den Salon der Künst-

lerin besuchte er nicht mehr. Eine zufällige Begegnung auf der Straße belehrte ihn durch die feine Nüance eines zugleich freundlichen und zurückhaltenden Grußes, womit gewandte Frauen so viel zu sagen wissen, wie Spanierinnen mit dem Fächer, daß man ihm noch immer wohlgesinnt, daß man aber den Brief gerne als nicht empfangen betrachten möchte. In Folge dieser stummen Erklärung war er taktvoll genug, sich ihrem gewöhnlichen Cirkel wieder anzuschließen, ohne durch eine noch so leise Anspielung an den Vorfall zu mahnen. Er wollte aber mit diesem Wiedererscheinen nur seinen ehrenvollen Rückzug vorbereiten. In seinem Gemüth fühlte er eine fürchterliche Oede, in welcher die Gestalten der Welt wie Gespenster erschienen, um die Oede noch unheimlicher zu machen. Mit sechsundzwanzig Jahren zum ersten Male lieben ist ein seltener Fall in unserer Zeit, wo die früh genährte Phantasie der Jugend dem Herzen weit voraus eilt. Eine solche Liebe entwickelt dann eine selbst für den modernen Roman schon zu märchenhafte Glut.

Heribert, über das gehoffte Glück des Reichthums und über das gehoffte Glück der Liebe enttäuscht, wollte es jetzt mit einem Genuß versuchen, dessen ganzer Ernst ihm bisher noch unbekannt geblieben, mit dem stillen und einsamen Genuß der Natur. Daß er das richtige Verständniß dafür mitbrachte, bewies er durch

die Einsicht, daß der eigentliche Genuß an der Natur sich nicht an das kehrt, was man mehr aus ästhetischem als aus gemüthlichem Bedürfniß schöne Landschaften nennt. Er empfand, daß das aufmerksame Belauschen der gleichmäßigen und doch so wandelbaren Erscheinungen des täglichen Naturlebens — wo immer, und sie sind überall wahrzunehmen — der Seele wunderbare Stoffe zuführen mag, die sie durch Beschaulichkeit und Nachdenken nicht nur zu Erkenntnissen, auch zu Tröstungen verarbeiten und sich, wenn nicht das Glück, doch mindestens die Unempfindlichkeit für das Unglück daraus bereiten könne.

Allein es mochte auch die Rücksicht auf die letzte Beziehung, die zwischen ihm und der Geliebten noch walten konnte, nämlich auf die lokale Nähe, dazu beigetragen haben, daß er nicht einen Punkt der Schweiz oder Italien's, sondern die kleine Landstadt zu seinem verborgenen Aufenthalt gewählt, nachdem er plötzlich und ohne Abschied aus der Residenz verschwunden war.

Hier hatte er nun länger als ein halbes Jahr ganz einsam gelebt, und während er nur mit aufmerksamem Auge und Geist den Wandel des Naturlebens zu beobachten geglaubt, hatten sich ihm mehr und mehr die Hilfs- und Trostquellen seines eigenen Inneren verschlossen. Im Frühling war er noch un-

säglich unglücklich gewesen. Wie da Alles treibt, sproßt und blüht, Alles voll Ahnung und seliger Verheißung ist, als wäre die ganze Schöpfung nur das Versprechen, diesmal gewiß die Herrlichkeit des verloren gegangenen Paradieses zu erreichen, — das hatte ihm den unwiederbringlichen Verlust seines eigenen Paradieses nur um so schmerzlicher empfinden lassen. Hingegen legte sich die gesättigte Reife des Sommers wie eine Decke des Friedens, der Ausgleichung über sein zerklüftetes Gemüth. Waren die überirdischen Versprechungen des Frühlings auch nicht in Erfüllung gegangen, so enthielt die irdische Wirklichkeit doch des Nährenden und Erquicklichen genug. Waren die himmlischen Liebesträume seines Herzens auch nicht zu lebendigem Leben geworden, so hatte ihm die auf das Nächste gerichtete Thätigkeit seines Denkens doch genießbare Früchte getragen, stärkende Erkenntnisse.

Mit Hilfe eines halb wissenschaftlichen, halb empfindungsmäßigen Erfassens der Natur war er zu einer Art resignirenden Humors gelangt, der ihm sein persönliches Leiden als tief unter der Würde seines ferneren Bedenkens darstellen wollte. Aber die Wunde blutet, ob auch der Stoiker vorgiebt, nichts davon zu wissen, und das Herz bewahrt sein Weh, ob auch die Vernunft gleich einem lächerlichen Tyrannen be-

fehle, daß nicht länger existire, was ungeachtet aller Gegenbeweise dennoch existiren muß. Es war der die ganze Luft durchströmenden Wehmuth dieses Herbsttages vorbehalten, Heribert wieder in die unergründliche Tiefe seines Schmerzes versinken zu lassen. Er saß, wie wir erzählten, unter der Kapelle auf der Spitze des Hügels, und wir wiederholen es, wenn er noch wenige Stunden früher sich beredet hätte, daß er seinen Schmerz nur belächle, so zeigte sich ihm im Lichte dieses Augenblicks seine Vergangenheit als eine Reihe von Ruinen und unfruchtbaren Einöden, und wie die Stimme des Windes in den Bäumen anschwoll, welche die Bergwand hinter ihm bedeckten, schienen sie ihm mit dieser Stimme klagend vorzuzählen, was sein Herz an Glück verloren oder nie besessen.

„Matt, welk, abgestorben ist Alles um mich her," sagte er sich, „und so ist Adolphinens Gemüth. Jugendlich glatt ist noch ihr Gesicht aber ihre Seele ist ganz bedeckt mit den Runzeln des Alters. Sie ist ein Herbst, der niemals Frühling gewesen; sie ist todt bevor sie gelebt hat; sie hat niemals die Kraft gehabt, ein selbstständiges, ein ursprüngliches Wesen zu sein, ihre ganze Fähigkeit zu existiren ist nur ein von der konventionellen Welt Ueberkommenes; sie geht und steht, sie ißt und athmet nicht nach den Bedingungen

ihrer Natur, nicht aus eigenem Antrieb, sondern nur weil es so Sitte ist, weil sie es als ein Hergebrachtes aufgenommen hat; auch in ihrem Zimmer ist wie auf der Bühne ihr scheinbar freiestes Wollen und Thun nur eine gelernte Rolle. Unseliger noch als Jene ihres Standes, die mit überquellender, mit stets aufgeregter Leidenschaftlichkeit die reizenden Kombinationen des Drama's im wirklichen Leben wieder zu spielen suchen, macht sie das wirkliche Leben zu einer seelenlosen Schablone."

Er sagte sich ferner, daß sein Schmerz geringer wäre, wenn sie einen Andern liebte, wenn sie nur überhaupt zu lieben, zu leben im Stande wäre. Er würde dann Keinem als sich selbst zu grollen gehabt haben, wenn er nicht aus der Entfernung uneigennützig sich ihres Glückes gefreut hätte, während ihn jetzt der Gedanke gegen sie erbitterte, daß er der Erfüllung seines höchsten Wunsches beraubt wurde, ohne daß irgend Jemand oder auch nur sie selbst einen Gewinn davon zog.

Der Wind hatte sich gelegt, die Sonne stieg höher und indem sie ihn mit einer für die Jahreszeit ungewöhnlichen Wärme traf, schreckte sie ihn aus seiner Träumerei empor. Er blickte wieder in die Gegend und bemerkte einen Wagen jenseits der Brücke, der eben still gehalten haben mußte und sich nun in

Bewegung setzte. Eine Dame war ausgestiegen und ging über die Brücke. Sie wandte sich zurück und schien einer anderen Frau, die im Wagen weiter fuhr, einige Worte zuzurufen, die er nicht vernehmen konnte. Dann überschritt sie vollends die Brücke, betrat das völlig einsame Thal und ließ sich auf der Bank vor dem Verschlag nieder.

Heribert war schon beim ersten Anblick aus weiter Entfernung wie von einem elektrischen Schlag durchzuckt worden. Allein er wollte sich selbst nicht glauben. Durch die lange Beschäftigung seiner Gedanken mit dem geliebten Gegenstande, durch die Sehnsucht, die ihn plötzlich ergriffen hatte, konnte leicht eine Sinnestäuschung veranlaßt worden sein. Er mußte sich Ueberzeugung verschaffen und stieg die Anhöhe nieder. Fast wünschte er, er hätte sich getäuscht; was konnte eine erneuerte Begegnung zur Folge haben, als daß ihm die Wunden, an denen er blutete, noch einmal geschlagen würden, daß er wiederholt erleben müßte, was er, wie er sich oft gesagt, ein zweites Mal nicht überdauern würde. Er dachte, wenn sie es wäre, sich vielleicht entfernen zu können, bevor sie ihn gesehen; ja es schien ihm Pflicht gegen sich selbst, ihr auszuweichen.

Und sie war es und zufällig sah sie ihn nicht. Von der Art aber sind die Entschlüsse selbst eines

festen Charakters in solchem Falle, daß er seine Schritte beschleunigte, um in ihre Nähe zu kommen, fürchtend ihre Erscheinung könnte gleich den zarten Fäden des Altweibersommers, die sein Gesicht streiften, in der Luft verfliegen und verschwinden.

Er mäßigte seine Schritte, als sie dieselben vernehmen und sich nach ihm hinwenden mußte. Zugleich verbannte er aus seiner Miene jeden andern Ausdruck als den der natürlichsten Ueberraschung. Nicht ihr entgegengehend, sondern wie zufällig an ihr vorüberwandelnd zeigte er sich ihr, und als er stehen blieb und sie in diesem Augenblicke erst zu erkennen schien, grüßte er sie nicht anders, als ob er ihr statt in solcher Einsamkeit in einem mit Menschen erfüllten Salon begegnet wäre.

Adolphine konnte einen außerordentlichen Eindruck nicht verbergen, den dieß unvorhergesehene Wiederfinden ihr bewirkte. Heribert sah zum ersten Male und zu seinem Erstaunen ein Erröthen über ihre Wangen fliegen. Er hätte sich nie vorgestellt, daß sie in irgend einer Situation den Gleichmuth ihres Herzens verlieren könnte. Er wurde dadurch selbst beinahe verlegen und der Redestrom gewöhnlicher Phrasen, mit dem er sie bereits zu begrüßen begonnen hatte, versiegte plötzlich.

Adolphine aber nahm ihre Zuflucht zu eben solchen

Reden und zwar mit einer Hast, als ob sie für ihr inneres Zittern und Bewegtsein festen Boden gewinnen wollte. Sie fragte ob er so bald schon von seiner großen Tour durch Europa zurückgekehrt, hörte mit Verwunderung, daß er gar nicht verreist gewesen, und erzählte, daß alle Welt ihn in Paris vermuthe und daß man über sein plötzliches Verschwinden die allerromantischesten Geschichten ersonnen habe, die sie für Mährchen halten wolle.

Heribert, der in diesem unverhofften Moment dem Drange nach langversagter Mittheilung nicht zu widerstehen vermochte, entwarf ihr ein Bild der schmerzlichen und doch wohlthuenden Einsamkeit, in der er das Jahr verbracht hatte, ohne die Ursache auch nur im Entferntesten zu berühren, ja in der Furcht, eher ein ihn beschämendes Mitleid als die Theilnahme, die er wünschte, zu erregen, mit einem Ton heiterer Plauderei, der jedoch ohne daß er es wußte, den nichts weniger als heiteren Zustand seines Gemüthes um so schärfer hervorhob.

Das Schweigen Adolphinens war von einem Blick begleitet, der es zur Aufforderung machte, fortzufahren, so oft er inne halten wollte. Als er jedoch immer tiefer in seinen Busen greifend in Gefahr stand dem Quell seiner Leiden nahe zu kommen, leidenschaftlich zu werden und den Ton unbefangener

Konversation zu verlieren, hemmte ihn plötzlich der Gedanke, daß er mit diesem qualvollen Sondiren seiner Wunden nur ihre Eitelkeit ergötzen, ihr nur ein Schauspiel geben würde, ihr, die ohne Zweifel nichts dabei litt und empfand. Er bezwang sich daher, brach den Gegenstand ab und forschte mit freundlicher Neugierde, was sie so spät im Jahre zu einem Ausflug auf das Land veranlaßt habe.

Mit sehr ernster Miene und gesenkten Blickes verharrte Adolphine noch immer in Schweigen und da die Frage Heribert's nichts Verletzendes oder auch nur Ungewöhnliches hatte, so mußten ihre Gedanken bei den vorhergegangenen Aeußerungen verweilen. Sie schien sich plötzlich zu besinnen, daß sie ihm eine Antwort schuldig war und lächelnd sagte sie:

„Es ist eine Entführung, nicht bei Nacht und Nebel aber wohl bei Tag und Nebel, denn einen solchen Herbstnebel wie heute am Morgen habe ich nie gesehen. Es war zum Fürchten. Es ist freilich wahr, daß ich die Natur nicht kenne und schon glaubte, ich hätte allen Sinn dafür verloren. Sie wissen, wie lang in den Sommer hinein ich an die Stadt gebunden bin, dann kommen Gastspiele in anderen Städten, entführt aber hat mich meine heitere französische Freundin Albertine, die Sie kennen. Sie hat einmal einen Monat im Dorf drüben gewohnt

und war zufällig oder weil sie alles mögliche Verkehrte zu unternehmen weiß Pathin bei einem Bauernkinde. Längst hat sie der Familie versprochen einmal wiederzukommen. Das Lustigste ist, daß sie sich mit den Leuten kaum verständigen kann. Dennoch bestand sie darauf sich allein dort einzufinden und unser Diner herschaffen zu lassen. Auf dem Rasen wollen wir speisen, wie zwei Grisetten in Montmorency, oder gar in dem Verschlag da, der, glaube ich, ein großes Besitzthum jener Familie ist, und sobald es kühl wird wieder heimfahren. Sie aber, Herr Heribert, sind mein Gefangener für den ganzen Tag. Wie schön ist es geworden! Diese bunten Wälder, die majestätischen Berge und die wunderbare Klarheit der Luft! Und fühlen Sie diese Wärme? Man sollte nicht glauben, daß es ein Herbsttag ist."

Der Augenblick habe sein Recht, dachte Heribert; was gestern geschah, was ich morgen empfinden werde, gleichviel! Ich bin selig in ihrer Nähe. . . .

Sie sah ihn an, gespannt, ob er sich weigern werde bei ihr zu bleiben. Als sie das Gegentheil zu erkennen glaubte, ohne daß er es ausgesprochen hätte, erhob sie sich und schritt langsam den Bergweg zur Kapelle hinan, von der er eben herab gekommen war. Die Stille des Mittags ruhte auf der Landschaft, kein Zweig rührte sich, kein Vogel

fang und in der seltenen Reinheit der Atmosphäre war es, als ob selbst das Licht sich weniger als an jedem andern Tag vom Auge empfinden ließ. Sie wandten sich um, als sie auf dem Hügel waren, sie sahen in das schöne Thal hinab, und wer sie so traulich beisammen hätte weilen sehen, der würde sie für durch Liebe Vereinte gehalten haben, die in dem Naturfrieden ein Symbol für ihre eigene unaussprechliche Befriedigung suchten. Es galten aber hier die Worte eines unbekannten Dichters:

„Welch himmelweit Geschiedensein
Der nachbarlichsten Sterne!
Der allernächsten Nähe Schein
Und doch die fernste Ferne!"

Bald zeigte sich großes Gedränge auf der Brücke. Albertine kam mit mächtigem Gefolge. Ein Rudel Kinder, Knechte und Mägde, die das zum improvisirten Mittagsbrot Nöthige trugen, folgten ihr. Sie begrüßte den unerwarteten Gast mit dem fröhlichsten Lachen über den Aufzug, in welchem sie vor ihm erschien. Das Wasser, erklärte sie ihm, wäre in der ganzen Gegend schlecht und nur an dieser Stelle vorzüglich und sie genieße es lieber hier an der Quelle und von den Kindern umgeben, als im Wirthshausgarten unter den gaffenden Bauern.

Der Verschlag wurde geöffnet und diente zur Un-

terbringung der Geräthschaften. Ein Tisch wurde herbeigeschafft und vor die Bank hingepflanzt, ein dreibeiniger Stuhl fand sich auch und bald war die kleine Gesellschaft in voller Thätigkeit das Mahl einzunehmen, während die Kinder zu den Füßen Albertinens wie junge Hunde kauerten und von ihr gefüttert wurden, wobei sie sich unendlich damit erlustigte, in welcher Gestalt französische Wörter aus dem Munde der Bauernkinder kamen, wenn sie ihnen dieselben vorgesprochen hatte. Adolphine, die an dem Lärm und Lachen nicht lange Behagen fand, erhob sich bald. Albertine kehrte mit den Kindern nach dem Dorf zurück, nachdem sie erklärt hatte, Adolphine möge nur immer hier bleiben, da sie gute Gesellschaft gefunden habe, und so lange warten, bis sie mit dem Wagen kommen werde, sie abzuholen.

Wieder blieben Heribert und Adolphine allein. In dem Maße als die Schönheit des Herbsttages zunahm, schien sich auch das Wesen der Künstlerin zu verschönern und zu verjüngen. Während sie mit ihm hin und her wandelte, entwickelte sie einen neuen Reiz der Rede, den er selbst bei ihr noch nie vernommen, und der nicht im klangvollen Ton, nicht im anmuthig pointirten Gedanken bestand, sondern in der traulichen Wärme des Gemüthes. Sie sprach von ihrer Jugend, von ihren Reisen, von ihren fami-

lienhaften Beziehungen, nur nicht vom Theater. Sie fand wunderbar ergreifende Naturlaute der Sehnsucht, um das Glück häuslicher Intimität zu schildern. Eine nicht verzehrende aber süße und sanfte Gluth leuchtete aus ihren Augen und ein Zauber von Kindlichkeit umfloß sie plötzlich, als ob sie Jahre gleich lästigen Gewändern von sich geworfen hätte und nun leicht und frei sich in jener ewigen Jugend bewegte, die hier von der Kunst auf ein Menschenkind übergegangen wäre.

Heribert mußte sie in seinem innern Entzücken unwillkürlich der Fee dieser Landschaft vergleichen, als ob diese mit dem Charakter der Jahreszeit und dieses Tages Gestalt geworden wäre. Um diese Uebereinstimmung noch augenfälliger zu machen, verwandelte sich auch Adolphinens Wesen und Laune in dem Augenblicke als unerwartet früh für einen Tag, den man voll ewigen Sonnenglanzes geglaubt hätte, der Osten sich verdunkelte, das verstärkte Licht im Westen fahl und krankhaft auf den Bergen lag und der Wind die Bäume zu wildem, melancholischen Chorgesang aufregte.

Adolphine schauerte vor dieser ganz natürlichen Erscheinung, als wäre ein Verhängniß hereingebrochen, und auch Heribert wurde seltsam von der plötzlichen Rauhheit der Luft und von dem trüben Unter-

gang eines Tages ergriffen, der den Glanz eines Frühlings und die Dauer eines Sommertages gelogen hatte.

„Wir haben ganz vergessen," sagte er, „daß der Tag schon mit mahnenden Nebeln begann, weil er sich später zur durchsichtigsten Klarheit und zur erquicklichsten Wärme erhob. Diese Wärme aber hat nicht die Kraft gehabt, eine einzige kleine Blüthe zu wecken."

Adolphine schmiegte sich wie furchtsam an seinen Arm und er, hingerissen von dem Eindruck der eben verflossenen Stunden, wiederholte nun das einmal unbeantwortet gebliebene Geständniß und mit dem leidenschaftlichsten Flehen beschwor er sie, sein zu werden, das Wort der Vereinigung an diesem Tage auszusprechen.

„Heribert," erwiederte sie im Ton des Ernstes, der Erschütterung, „vernehmen Sie, daß Ihr Brief tief und mächtig auf mich wirkte. Ich preise den Himmel, daß er mich Sie noch einmal finden ließ. Damals antwortete ich nicht, ich wäre zu schwach gewesen die richtige Antwort zu geben. Dann glaubte ich längst hätte jugendlicher Leichtsinn Sie eine phantastische Neigung vergessen lassen. Nun entdecke ich, daß Sie einen Sommer drüber in Traurigkeit hingebracht, daß Sie wieder einen Winter in Einsamkeit verleben wollen. So fühlen Sie denn nicht, der

Sie sich die Philosophie der Natur zu eigen gemacht, daß Ihr edles Herz sich diesmal dem Lauf der Natur frevelhaft entgegensetzt, nicht nur weil Sie die Güter Ihres Lebens, Ihrer Jugend nicht verwerthen, sondern auch, weil Sie mir eine Jugend aufzwingen wollen, die ich nicht mehr habe. Die größte Wärme zu der ich es bringe, hat nicht mehr die Kraft, eine einzige kleine Blüthe zu wecken. Ich bin wie dieser Herbsttag und gleich einem solchen war unser Verkehr. Nebel haben uns Anfangs das Richtige verhüllt, aber wir haben wie ich hoffe Klarheit gewonnen und die Wärme, wie unfruchtbar sie auch ist, die Wärme mit der mein Herz Sie umschließt, hat sie nichts Erquickliches für Sie, Heribert? Lassen Sie uns scheiden, gehen Sie in die Welt, genießen Sie Ihr Dasein. Diese Herbstsonne meines Herzens wird Ihnen immerdar bleiben. Wäre ich auf Ihre Wünsche eingegangen, das hätte ein so kaltes und rauhes Ende genommen wie dieser Tag. Dort kömmt zum Glück Albertine mit den Mänteln. Leben Sie wohl, es war ein schöner Tag, wie unser ganzer Verkehr ein schöner Herbsttag meines Lebens war."

Der Monat war nicht gänzlich verflossen, als sich Heribert auf dem Wege nach Paris befand.

Philosophie eines Kusses.

I.

Wenn die nachfolgende kleine Geschichte das Unglück hätte in der vergänglichen Form eines Zeitungsblattes zu erscheinen, statt in einem Buch den, wenn auch nur äußerlichen, Anspruch auf längere Dauer machen zu dürfen, so müßte sie als „Feuilleton-Novelle" figuriren. Mindestens aber soll ihr das Recht nachgewiesen werden, als solche zu gelten.

Der Feuilleton-Roman hat einst alle Zeitungen beherrscht und die Franzosen haben ihn erfunden. Die Feuilleton-Novelle ist etwas davon ganz Verschiedenes, sie kann nur aus dem Gemüth eines Deutschen hervorgehen. Deutsches aber braucht zu seiner Begründung stets ein System. Also Paragraph I: was ist die Feuilleton-Novelle?

Es giebt nicht wenige Philosophen, die, wenn sie erklären sollen, was etwas ist, sich damit helfen, daß sie erklären, was es nicht ist. Wir sind auch ein Deutscher; so erklären wir denn: die Feuilleton-Novelle

ist nicht der Feuilleton-Roman. Um das zu verstehen, muß man erst wissen, was der Feuilleton-Roman ist. Jérome Paturot, den schwärmerischen Neffen eines Pariser Strumpfwirkers, werden unsere Leser vielleicht kennen. Unzufrieden mit der demüthigen Aufgabe, die ihm das Schicksal zugewiesen, nämlich Strümpfe zu wirken, strebte er nach einem erhabenen Wirken, er ging aus, sich eine soziale Stellung zu suchen. Auf dieser Jagd nach einer Position mußte er es auch einmal mit dem Journalismus versuchen. Er brachte dem Redacteur eines einflußreichen Pariser Journals eine Erzählung, die Jener, bevor er sie gelesen hatte, für ein unsterbliches Werk erklärte, das nur den einzigen kleinen Fehler hätte gänzlich unbrauchbar zu sein. Durch die Hartnäckigkeit des jungen Schriftstellers gezwungen sie zu lesen, ertheilte er ihm statt eines Urtheils den Rath, einen wirklichen Feuilleton-Roman zu schreiben, also einen Roman, in welchem es ungefähr heißen muß: Odoardo, oder welchen Namen der Held sonst führt, langte in der Nacht endlich in dem Schlosse Tripsilon an. Er befand sich allein in dem Zimmer. Draußen heulte der Sturm. Es war Mitternacht geworden. Odoardo von Gefühlen mannigfacher Art zerrissen, wollte eben einschlafen, als die Wand sich spaltete und ein Kopf,

ein Kopf ohne Rumpf, ein blutiger, entsetzlicher Kopf zum Vorschein kam — [Fortsetzung folgt.]

Was ist dieser Kopf? Das ist die Sorge des morgigen Tages, wenn die Fortsetzung geliefert werden soll; im heutigen Blatt hat der Feuilleton-Roman indessen seinen Zweck erreicht, er hat eine ungeheure Spannung zu Wege gebracht. Das ist das ganze Geheimniß seiner Kunst. Der Leser wird gereizt, er wird hingerissen einen gewaltigen, einen wahrhaften Tigerrachen der Neugierde aufzuspannen, der fortwährend gefüttert und niemals gesättigt werden darf. Und ein solcher Tigerrachen verschlingt Alles ohne Auswahl mit dem gleichen Behagen, Sinn und Unsinn, Wahrheit und Unmöglichkeit. Der Feuilleton-Roman ist ein aus allen denkbaren schlechten Ingredienzien destillirter Fusel, der aber Aufregung hervorbringt, jene Wirkung, um die es den Franzosen allein zu thun ist und die sie, unübersetzbar, Emotion nennen. Selbst ihre Geschichte ist nur eine der Emotionen, ein großer Feuilleton-Roman, bei dem es sich fortwährend um die Frage handelt, was nun kommen wird.

Wir besonnenen Deutschen sind viel gründlicher, auch im Roman. Eine einzige Situtation ist uns eine ganze Geschichte und wir entlassen sie nicht gerne früher aus unserer Betrachtung, als bis sie nach allen Seiten und in allen Tiefen erschöpft wurde. Darum

ist nicht der Feuilleton-Roman. Um das zu verstehen, muß man erst wissen, was der Feuilleton-Roman ist. Jérome Paturot, den schwärmerischen Neffen eines Pariser Strumpfwirkers, werden unsere Leser vielleicht kennen. Unzufrieden mit der demüthigen Aufgabe, die ihm das Schicksal zugewiesen, nämlich Strümpfe zu wirken, strebte er nach einem erhabenen Wirken, er ging aus, sich eine soziale Stellung zu suchen. Auf dieser Jagd nach einer Position mußte er es auch einmal mit dem Journalismus versuchen. Er brachte dem Redacteur eines einflußreichen Pariser Journals eine Erzählung, die Jener, bevor er sie gelesen hatte, für ein unsterbliches Werk erklärte, das nur den einzigen kleinen Fehler hätte gänzlich unbrauchbar zu sein. Durch die Hartnäckigkeit des jungen Schriftstellers gezwungen sie zu lesen, ertheilte er ihm statt eines Urtheils den Rath, einen wirklichen Feuilleton-Roman zu schreiben, also einen Roman, in welchem es ungefähr heißen muß: Odoardo, oder welchen Namen der Held sonst führt, langte in der Nacht endlich in dem Schlosse Ixipsilon an. Er befand sich allein in dem Zimmer. Draußen heulte der Sturm. Es war Mitternacht geworden. Odoardo von Gefühlen mannigfacher Art zerrissen, wollte eben einschlafen, als die Wand sich spaltete und ein Kopf,

ein Kopf ohne Rumpf, ein blutiger, entsetzlicher Kopf zum Vorschein kam — [Fortsetzung folgt.]

Was ist dieser Kopf? Das ist die Sorge des morgigen Tages, wenn die Fortsetzung geliefert werden soll; im heutigen Blatt hat der Feuilleton-Roman indessen seinen Zweck erreicht, er hat eine ungeheure Spannung zu Wege gebracht. Das ist das ganze Geheimniß seiner Kunst. Der Leser wird gereizt, er wird hingerissen einen gewaltigen, einen wahrhaften Tigerrachen der Neugierde aufzuspannen, der fortwährend gefüttert und niemals gesättigt werden darf. Und ein solcher Tigerrachen verschlingt Alles ohne Auswahl mit dem gleichen Behagen, Sinn und Unsinn, Wahrheit und Unmöglichkeit. Der Feuilleton-Roman ist ein aus allen denkbaren schlechten Ingredienzien destillirter Fusel, der aber Aufregung hervorbringt, jene Wirkung, um die es den Franzosen allein zu thun ist und die sie, unübersetzbar, Emotion nennen. Selbst ihre Geschichte ist nur eine der Emotionen, ein großer Feuilleton-Roman, bei dem es sich fortwährend um die Frage handelt, was nun kommen wird.

Wir besonnenen Deutschen sind viel gründlicher, auch im Roman. Eine einzige Situtation ist uns eine ganze Geschichte und wir entlassen sie nicht gerne früher aus unserer Betrachtung, als bis sie nach allen Seiten und in allen Tiefen erschöpft wurde. Darum

hat der Feuilleton-Roman mit seinen sich überstürzenden Ereignissen in Deutschland wohl Schriftsteller aber nicht Erfolge gefunden.

Versuchen wir es mit der Feuilleton-Novelle. Das Feuilleton ist die Causerie; die Novelle des Feuilletons muß sich daher von jeder anderen dadurch unterscheiden, daß sie mehr die im harmlosen Hinplaudern erzählte als kunstgemäß angeordnete ist. Der Freund, der sich in traulicher Nachmittagsstunde an unsern Kaffeetisch setzt, dies und jenes besprechend, was er erdachte oder in der Welt vernahm, soll uns doch wohl nicht ergreifen, erschüttern oder wohlgesetzte Parlamentsreden halten? Es ist genug, wenn er uns unterhält, und hat er eine kleine Begebenheit mitzutheilen, so erwartet er nicht athemlose Spannung damit hervorzubringen, oder daß man auf Ungeheuerliches rechnen werde, was keinem Vernünftigen begegnen kann. Das Feuilleton ist dieser Freund und wenn es etwas erzählt, wenn es eine Novelle bringt, so will es nicht eine Begebenheit durch hundert dreispaltige Straßen athemlos verfolgen, bis sie, ihm endlich ihr wahres Gesicht zuwendend, seine Neugierde befriedigt, sondern es will ruhig bei den einzelnen Zügen der Geschichte verweilen. Das Gemüth wirft seinen Reflex, die Betrachtung wirft ihre Reflexionen darauf und in diesem Lichte erscheinen zuweilen Dinge,

die gar nicht zu der Geschichte gehören, auf welchen aber nun auch das Auge verweilen kann, das ohne Hast zu Werke geht. So finden in der Feuilleton-Novelle das deutsche Gemüth, das sich gerne in die Gegenstände vertieft, und die deutsche Träumerei, die gerne mit ihnen spielt und sie verknüpft, ihre Befriedigung.

Der Feuilleton-Novellist ist nicht in Verlegenheit anzufangen, so wenig wie man, einen Freund besuchend, in Verlegenheit ist, wovon man sprechen soll. Das Zufälligste führt zum Beabsichtigten. Die Sonne scheint eben so verheißungsreich, so frühlingsgewiß. Ich blicke vom Papier fortwährend unwillkürlich zu dem Stückchen blauen Himmels auf, das mir lächelnd oder vielleicht auslachend, durch das Fenster herein zusieht. Ein kleines Wölkchen, ein beneidenswerther Müßiggänger, geht plötzlich flaniren im Blau. Was sieht es aus seiner Höhe, daß es mit einem Male sinnend stehen bleibt? Ob es nun diese Frage, ich weiß nicht wie, beantwortet hat, oder ob Traum und Erinnerung in mir sprechen, ich weiß nun gewiß, daß es auf den noch kahlen Garten Dorothea's niedersieht, der im Mai so wunderschön blüht und in welchem, als es Mai war, seine Besitzerin saß, die ebenfalls wunderschön blühte und in jenem Augenblicke, den ich im Sinne hatte, etwas Seltsames ausführte.

Man kann die Bemerkung machen, daß Männer von Geist sich nicht leicht in eine vollkommen schöne Frau, die es nach allen Gesetzen der Schönheit ist, verlieben. Sie bewundern und bleiben kalt; sie wünschen dem Marmor und der Farbe, daß sie sich damit zu schaffen machen, knüpfen jedoch den gleichen Wunsch nicht an das eigene Leben. Was reizt, gefällt; das Vollkommene aber reizt nicht mehr, es befriedigt und erfüllt seine ganze Aufgabe, indem es nur vorhanden ist, man kann ihm nichts geben, nichts mehr hinzuthun. Eine Liebe aber, welche dem Geist und der Phantasie nichts zu thun überläßt, ist nur für Männer, denen es an beiden fehlt. Die mediceïsche Venus würde, lebendig von ihrem Piedestal niedersteigend, mehr bewundert als geliebt werden.

Das Hübsche, das Reizende hingegen ist der Ausdruck einer gefälligen Unvollkommenheit. Es fehlt ihm die klassische Form der Schönheit, weil sie durch unregelmäßige Züge gestört wurde, die der lebendige Geist des Individuums in die Physiognomie prägte. Hier verliert sich die Phantasie in einem bezaubernden Irrgarten und der Verstand macht sich auf die Beine. In solchen Physionomien steht das Räthsel ohne seine Lösung aufgezeichnet, das Räthsel, daß die Liebe keine Ursache hat. Denn vernünftiger Weise sollte man nur das Vollkommene lieben, hier aber ist was

zur Vollkommenheit fehlt noch bezaubernder als diese selbst es wäre. Der also Gefesselte verfällt bald in die sinnreiche Täuschung, das was der Geliebten noch zur Vollkommenheit mangelt, wäre nichts als daß sie ihn liebte und die Befriedigung seiner Wünsche zugleich die Vollendung ihrer Schönheit.

Unsere Dorothea, wie sie da mit einer Handarbeit im Garten saß, war auch keine klassische Schönheit, und wenn man sie unbefangen betrachtete, was freilich einige Schwierigkeiten hatte, so entdeckte man das Hinderniß in einem Zug, der die untere Hälfte ihres Gesichts charakterisirte. Es war dies ein Zug der Unbefriedigung oder eines Verlangens, das seinen Gegenstand nicht einmal kennt. Und doch lag gerade in diesem Zug der ganze Zauber ihres Wesens, er war, ohne daß sie es wußte, eine Wünschelruthe, eine stumme Herausforderung an jedes fühlende Männerherz, das Opfermuthigste für sie zu vollbringen, ihr das Beste, Schönste, Tiefste an Empfindungen darzubringen. Und es geschah — aber der Zug blieb; er war wie eine Sphinx, die das Räthsel aufgab, was das Glück dieser Frau sein könnte und nicht früher verschwinden wollte, als bis die Lösung gefunden wäre. Und wie Viele bemühten sich, sie zu finden! Und Dora war doch nicht unglücklich, im Gegentheile heiter, lebenslustig, eine Feindin von

Sentimentalität und Romantik. Unbewußt hatte sich alle geheime Poesie ihres Wesens in diesen Zug, gleich einem Wunsch, der nicht ausgesprochen werden kann, zusammengedrängt.

Ihr Mann, der Doktor Marili, Arzt in einer Landstadt, ganz nahe an der Residenz, liebte seine Frau unaussprechlich, obgleich es nicht seine Art war, dies in zärtlichen Worten kund zu geben. Dennoch verleitete jener Zug in ihrem Gesichte auch ihn zuweilen, sie mit den süßesten Namen nach ihren Wünschen zu fragen und nicht genug konnte er sie auffordern, sich ja nichts zu versagen und die Freuden der Hauptstadt zu theilen. Er, schon im überreifen Mannesalter, sehr wohlhabend, blieb gerne in seinem Hause, spielte Whist, rauchte viel und neigte sich ganz einem idyllischen Landleben zu. Dora, die ihn zärtlich liebte, wußte, daß er es wie einen stummen Vorwurf aufnehmen oder sich aus seiner Bequemlichkeit aufreißen würde, wenn sie nicht auch ohne ihn mit ihren Verwandten in der Stadt Bälle und Theater besuchte. Sie brachte ihm alle Stadtneuigkeiten nach Hause und er freute sich kindisch in den Erzählungen seiner Frau mitzuerleben, woran selbst theilzunehmen ihm gar nicht behaglich gewesen wäre. Trotz seiner und ihrer Heiterkeit, hatte er einen besorglichen Gedanken, den er merken zu lassen sich wohl

hütete und dieser Gedanke hing mit dem Zug der Unbefriedigung, der Träumerei im Gesichte seiner Frau zusammen. Es schien ihm als müsse sie noch etwas Besonderes erleben, eh' der Zug verschwinden würde, etwas, das er ihr nicht zu geben vermochte und das ihn vielleicht unglücklich machen werde, wenn es eintritt. Er war indessen ein kluger Mann, er schwieg und wartete.

Sie saß im Garten und so liebenswürdig wir sie unseren Lesern erscheinen lassen möchten, können wir doch nicht behaupten, daß sie von dem blühenden Mai, von der glänzenden Vormittagssonne zu besonderer Schwärmerei wäre hingerissen worden. Sie genoß es ohne daran zu denken, ihre Gedanken waren anders beschäftigt. Ueberhaupt möchten wir behaupten, daß den Frauen im Allgemeinen, ebenso wie den Kindern, die natürlich aufgewachsen, der Sinn für die Schönheit der Natur abgeht. Sie sind dazu nicht genug zu Abstractionen geneigt und die moderne Erziehung verhindert außerdem beim weiblichen Geschlechte eine genauere Bekanntschaft mit dem Reiz von Wald und Berg, den man nur bei einsamen Spaziergängen und Fußreisen empfinden und begreifen lernen kann. So muß den Frauen der Reiz der Natur erst durch das Medium der Kunst oder der Menschenschönheit gegangen sein; in seiner ursprüng-

lichen Gestalt wird er ihnen höchstens zu einer angenehmen Staffage ihrer Gefühle und Verhältnisse.

Der Leser geräth vielleicht in Verzweiflung, daß die Handlung gar nicht weiter schreitet, daß sie im Gegentheil sitzt und zwar in der Gestalt Dora's noch immer im Garten. Wir schreiben eben keinen Feuilleton-Roman und man muß uns plaudern lassen. Aber dafür geschieht auch jetzt etwas Außerordentliches. Wenn man nicht umhin kann zu denken, daß der schöne Mai, der schöne Garten und die schöne Frau ganz geeignet sind die Phantasie zu einer Herzensgeschichte anzuregen, so wird man mit Interesse einen jungen Mann in den Garten treten sehen, einem Diener folgend, der ihn meldet. Und jetzt ereignet sich das Wunderbare. Dora hat kaum seinen Namen gehört, Benno von — so steht sie ruhig auf, geht gelassen dem jungen Manne entgegen und reicht ihm sehr ernst — den Mund zum Kusse dar. Benno küßt die Lippen der schönen Frau, spricht dann noch einige unbedeutende Worte mit ihr, aus welchen man wohl entnehmen könnte, daß sich die beiden Menschen zum ersten Male sprechen, empfiehlt sich dann ohne auch nur zum Sitzen eingeladen worden zu sein und Dora kehrt in das Haus zurück.

II.

Es gilt nun, die Bedeutung dieses Kusses zu erklären; denn wir schreiben keinen Feuilleton-Roman, welcher erheischen würde, daß wir jetzt von anderen Dingen erzählen und den Leser seiner kleinen Spannung überlassen.

In der Hauptstadt lebte eine Frau von Wegstein, welche bereits in jenem Alter der Frauen, das durch keine bestimmte Zahl ausgedrückt werden kann, und kinderlos, nichts in der Welt zu thun hatte und daher — wohlthat. Das Wohlthun war ihr Schooßhund, ihr Papagey, ihr Strickstrumpf oder was sonst die Liebe und Beschäftigung von Frauen ist, welche die Liebe selbst nicht mehr beschäftigt. Das Wohlthun ist freilich eine sehr einfache Sache, wenn man Geld und ein Herz dazu hat, in jedem andern Falle aber eine sehr verwickelte und schwierige Beschäftigung. Und da Frau von Wegstein durch Aufregung, Thätigkeit, Eifer und Sorge ihre Zeit auszufüllen strebte, so konnte man nicht verlangen, daß sie ihr eigenes Geld und ihr eigenes Herz in das Wohlthun gesteckt hätte. Sie löste die viel höhere Aufgabe, der geschickte Steuermann für Anderer Gelder und Herzen zu sein, und hatte sich zu diesem Zwecke

eine wahre Unermüdlichkeit in Besuchen und Briefschreiben angeeignet. Und da sie mit einem Gefühl zarter Bildung berechnete, daß die zerlumpten Kinder der Armen das Brot stoisch zurückweisen, das ihnen nicht von aristokratischer oder berühmter Hand dargereicht wird, so warf sie ihre Harpunen ausschließlich im Fahrwasser der vornehmen Welt und der Künstlerkreise aus. Mit dem Schlüssel des „wohlthätigen Zweckes" öffnete sie sich die exklusivsten Salons und die einsamsten Ateliers. Das gab natürlich zuweilen Gegenbesuche und noch öfter Gegenbriefe, und wenn sie des Abends einige eben so sehr bewundernde als neugierige Freundinnen und einige Herren, die seit vielen Jahren im Verdacht standen ihr den Hof zu machen und diesen Verdacht doch niemals zu einer unzweideutigen Gewißheit kommen ließen, um ihren Theetisch versammelte, so pflegte sie dieser kleinen Akademie der Medisance wohl die wichtige Frage vorzulegen: „Rathen Sie, wer heute bei mir war?"

Natürlich folgte hierauf eine allgemeine Rathlosigkeit, deren Unergründlichkeit mit nichts zu vergleichen war als mit dem ehrfurchtsvollen Erstaunen, in das sie sich auflöste, wenn es endlich hieß: „Der Graf So und So oder der berühmte Dichter B." Doch waren damit die Aufgaben noch keineswegs erschöpft, welche dieser gelehrten Versammlung vorge-

legt wurden; denn nun galt es zu ergründen, wie viele Stunden und Minuten der Besuch gedauert hatte. Es versteht sich von selbst, daß immer zu wenig gerathen wurde, und wenn man sich dann über die Großartigkeit des Zweckes wunderte, der eine so lange Conferenz in Anspruch nahm, so deutete ein halb verschämtes, halb siegreiches Lächeln der Präsidentin in diesem Kreise darauf hin, daß dies weniger durch den wohlthätigen Zweck, als durch die wohlthuenden Mittel bewirkt wurde, die sie hinsichtlich des Geistes und der Conversation dafür in Anwendung brachte.

Frau von Wegstein trug sich fortwährend sowohl mit Plänen zu Bällen, Concerten und Ausspielungen als mit den Billeten und Loosen dazu und war deshalb eine gefürchtete Erscheinung selbst bei wahrhaft Mildthätigen geworden, die nicht begreifen konnten, warum sich zwischen die Seligkeit des Gebens und Nehmens etwas so Unseliges, wie die Besuche und Briefe der Frau von Wegstein eindrängen sollte. Von dem Projekt, eine Brunnenfigur aus Erz, die in unerschütterlicher Lebensgröße in einer entlegenen Straße stand, zu Gunsten der Armen ausspielen zu lassen, war sie selbst durch die Ueberzeugung, daß sich der Gewinner seinen Treffer schwerlich nach Hause tragen werde, nicht abzubringen gewesen und erst die Umstände, die ihr die Veranstaltung eines Bazars er-

möglichten, drängten jenen Plan für einige Zeit in den Hintergrund. Alle Freundinnen mußten weibliche Arbeiten dazu liefern, die zierlich aufgestellt der haut volée zu fabelhaften Preisen angeboten wurden, in der Wohnung der Frau von Wegstein selbst, welche natürlich den Verkauf übernommen hatte. Bei dieser Gelegenheit fiel dem jungen Benno von — ein hübscher, kleiner Fußteppich auf, der das gestickte Bild einer Odaliske trug, die ihn mit ihren Augen von Wolle sehr verführerisch ansah. Er fragte nach dem Preise und nach dem Namen der Verfertigerin, bezahlte den ersteren und äußerte als er den letzteren erfuhr, daß er für einen Kuß von Dora Marili gerne das Dreifache geben würde.

Des andern Tages empfing Dora einen Brief von Frau von Wegstein, zu welchem sie die Stirn runzelte, selbst als ihr Mann, dem sie ihn mittheilte, so breit und herzlich über Styl und Manier dieses Briefes lachte, wie nur er zu lachen vermochte. Er bestand darauf, Dora dürfe die Armen nicht verkürzen und müsse der Briefschreiberin zustimmend antworten. Benno's Erstaunen war nicht gering als er plötzlich ein kleines patschulíduftendes Billet von Frau von Wegstein erhielt, welches ihn für seine frivole Aeußerung beim Worte nahm und ihn auffor-

dete, sich gegen die von ihm selbst bestimmte Gabe an die Armen den verlangten Kuß zu holen.

Das war die Geschichte des Kusses, welchen wir im Garten belauschten; es war somit ein todter, ein seelenloser Kuß, gleichsam nur die Leiche eines Kusses. Aber wurde diese Leiche auch begraben und vergessen und rang sie nicht vielmehr erst nach Leben?

Als Dora in das Haus zurückgekehrt war, sagte sie zu ihrem Manne, der rauchend im Fenster lag, das nach der Straße ging: „Es ist überstanden! Aber giebt es etwas Abgeschmackteres als ein solches Verlangen? Ich wollte das Haus gar nicht zum Zeugen dieser Thorheit machen und habe ihn deshalb im Garten empfangen.“

Damit war die Sache bei Dora zu Ende; bei Benno hingegen fing sie erst an. Es war ihm plötzlich unleidlich geworden nach der Stadt zurückzukehren und er verlor sich im Wald. Was er empfand war weder Befriedigung noch Verlangen, es war Reue. Er bereute den Kuß begehrt zu haben und es that ihm leid, daß er ihn bekommen hatte. Denn er sagte sich, diese Frau ist wunderschön. Sie hat etwas in ihrer Miene, daß man das Leben für sie lassen könnte, um ihr dadurch irgend ein unbekanntes Glück herbeizuschaffen. Welche Himmelswonne müßte es sein, wenn ein Kuß, den man ihr giebt, dieses Glück wäre!

Statt dem nur die blöde Form eines solchen Glückes ohne seinen Inhalt zu geben und zu empfangen, das ist eine bittere Verhöhnung. — Er war betrübt, er haßte Dora, daß sie es gethan hatte, er fühlte in seiner Seele diesen Kuß als etwas Schweres, Todtes, von dem er sich nicht befreien und das er nicht lebendig machen konnte.

Benno war ein beneidenswerther junger Mann, nicht nur weil er reich war, sondern auch weil er den Charakter besaß, der dazu gehört, damit der Reichthum ein Glück sei und welcher ihn höchst unglücklich gemacht hätte, wenn er nicht reich gewesen wäre. Er schätzte sein Vermögen nicht um der positiven Genüsse willen, die es ihm zu Gebote stellte, sondern wegen der Negation alles Unschönen und Rauhen, die es ihm erlaubte. Eine Wachskerze schien ihm nicht deshalb einer Unschlittkerze vorzuziehen, weil jene heller brannte, sondern weil sie ihn der Lebensmühe sie zu putzen überhob. Er fand den Reiz des Geldes nicht in dem, was man sich damit anschaffen kann, sondern in dem, was man damit vermeidet. Von Natur aus mäßig und delikat, hatte er nie zu viel gespielt, zu viel getrunken, zu viel geliebt oder gelebt, er hatte keine großen Laster, wie er auch keine großen Leidenschaften und keine großen Gedanken hatte. Geistreich, was man in der Gesellschaft so nennt, das

heißt fähig, den Geist jeder Gelegenheit in einem sinnigen Ausdruck, einem Bonmot, einem schönen Vers zusammenzufassen, dabei Meister jenes feinen Tones, welcher nicht erlernt werden kann, sondern einer zarten Natur angeboren ist, errang er leichte Erfolge im Salon und im Boudoir. Wo ihn aber eine große Situation erfaßt, wo der Ernst des Lebens ihn zum Denken, Sprechen und Handeln aufgefordert hätte, wäre er rathlos und unpraktisch gewesen wie ein Kind. Mehr liebenswürdig als der Liebe würdig, mehr graziös als männlich, bekam er unter Freunden zuweilen den Namen Fräulein Benno. Sein Glück war sein Reichthum, der ihm die Strenge des Daseins ferne hielt, in der er untergegangen wäre. Ein Weltkind, empfing er auch seine Grundsätze von dem, was man die Welt nennt, wenn man dabei auf das Körbchen mit Visitenkarten blickt, das auf dem Tische steht.

Wir machen unseren Lesern kein Geheimniß daraus, daß wir eine Existenz wie die Benno's beneiden. Müßiggang ist aller Laster Anfang, aber nur wenn man selbst erst am Anfang des Lebens steht. Wenn man aber einmal dahin gekommen ist, sich im Herzen den Ausruf Platen's zu wiederholen, als ob man ihn selbst gedacht hätte; „so viele Arbeit um ein Leichentuch," dann beginnt man erst — das Leben zu ge-

nießen. Es ist so schön auf der Welt zu sein, wenn Einem die Welt nur das Recht dazu einräumt weiter nichts zu thun, als auf der Welt zu sein. Eine Arbeit, die nicht der Menschheit dient, die nicht von einem großen Geistesziel getragen wird, die nur der eigenen Tasche gilt, verbaut uns die Welt und jede freie Aussicht auf sie und bringt uns stückweise um das Leben. Sieht man mit Ehrfurcht die Hände, die das tägliche Brot erwerben, so kann man nur mit Bedauern so viele Reiche sehen, die sich mühen, rein nur um einen Zweck, der schon zum Ueberfluß erreicht ist, und die nicht müßig sein können, weil sie sonst in sich und in der Welt nur eine unendliche Leere fänden.

Benno schritt weiter durch den Wald, der sich die Neuigkeit des Frühlings noch mit tausend fröhlichen Stimmen zu erzählen hatte. Anfangs schritt der junge Mann willenlos dahin, in die Gedanken an den seelenlosen Kuß verloren. Bald aber wurden sie von dem Zauber dieses sonnigen Maitages verdrängt und er ging mit tiefer Lust auf den verschlungenen Waldwegen. Sie führten ihn auf ein freies, nur von sanften Hügeln unterbrochenes Thal heraus und er überlegte nicht lange, ob er wieder durch den Wald nach der kleinen Landstadt zurückkehren sollte, wo der Wagen seiner wartete, sondern wanderte im Uebermuth

der Frühlingsluft auf das Dörfchen zu, das ihm mit dem Finger seines schmucken Kirchthurms zu winken schien.

Der Weg dahin war viel weiter als er glaubte, und als er sich endlich in der Laube des Wirthshauses nieder ließ, fühlte sich der Verwöhnte übermüdet. Nachdem er eine Erfrischung eingenommen, auf welche er die Liebe für das Ländliche keineswegs zu übertragen vermochte, erkundigte er sich nach einem Wagen, der ihn zurückbringen könnte. Man stellte ihm mehrere zu Gebote, die so behaglich eingerichtet waren, daß man darauf liegen konnte, im Heu ausgestreckt, aber nicht ohne Ungemach gesessen wäre. Das schreckte ihn nicht; als sich aber zum Gespanne des Fahrwerks zwei jener edlen Zugthiere mit bescheidenen Hörnerbeugen meldeten, welche einem Rennen mit Hindernissen noch niemals beiwohnten, sann Benno auf einen andern Ausweg. Er fragte nach den Eigenthümern der Landhäuser in der Nähe und man nannte ihm eine befreundete Familie.

Das Haupt derselben, den Baron A., fand Benno bereits in der Villa und ersuchte ihn vorerst, zwei Stunden auf dem möglichst bequemen Sopha des Hauses schlafen zu dürfen. Als dies in erquicklicher Weise geschehen war — und Benno unterscheidet sich dadurch von dem Helden eines Feuilleton-Romans

da ein solcher niemals müde wird und überhaupt keine irdischen Bedürfnisse empfindet, — fand Benno den Baron, von seiner ganzen Familie umgeben, auf dem Balkon. Er erzählte in heiterm Tone ohne des Abenteuers mit Dora zu erwähnen, wie ihn eine plötzliche Naturbewunderung hierher geführt habe und ließ diese zugleich in eine andere Art von Naturbewunderung übergehen, indem er seine Worte zumeist an die reizende Tochter des Hauses, Clotilde, richtete. Man sah dabei auf die ferne Landstraße hin, die sich zwischen Wiesen und Anpflanzungen durchschlängelte, als Benno plötzlich in seiner Erzählung inne hielt. Ein mit zwei Poneys bespannter Phaeton rollte auf der Landstraße und Benno hatte Dora Marilli erkannt. Sie kam mit ihrem Manne, der Arzt des Hauses war, zum Besuch ihrer Freundin Clotilde.

Einen heitern Nachmittag im Frühling auf einer schönen Villa mit einer Gesellschaft zu verleben, die von den Herren mit Witz, von den Frauen mit Anmuth beflügelt wird, gehört gewiß zu den Genüssen des Daseins und Benno's gesellschaftliche Vorzüge hätten sich daran im vollen Maße entfalten können, ohne die Anwesenheit der schönen Frau des Doktors. Das Geschehene lastete wieder auf ihm, obgleich sie sich gänzlich unbefangen zu ihm verhielt und eine zarte Rücksicht machte ihn etwas verlegen. Er fühlte näm-

lich, daß er seine gewohnte schmeichlerische Art mit Damen zu verkehren Dora gegenüber beschränken müsse, damit es ja nicht den Anschein gewinne, als ob er aus dem Kuß ohne Seele die Anmaßung schöpfe, zuvorkommender mit ihr zu sein als mit Anderen. Dies entging jedoch Dora nicht und machte ihn ihr, ohne daß er es wußte, sehr liebenswürdig. Als der Doktor einen Augenblick zu ihr trat und über Benno des Lobes voll war, sagte sie: „Wahrhaftig, er ist zum Küssen!" „Ja, das hast Du bewiesen," erwiderte der Doktor lachend.

Der Kuß war also nicht mehr ganz todt; wenigstens eine Hälfte desselben begann sich zu beleben und zwar mit der Seele der Freundschaft.

Es war Abend geworden, der Doktor lud Benno ein in seinem Phaëton nach der kleinen Landstadt zurückzukehren. Während dieser angenehmen Fahrt lachte Dora herzlich wie ein Kind über einen Streit zwischen Benno und dem Doktor, der seinen Wohlgefallen an einem Menschen nicht anders äußern konnte, als daß er in komischer Art mit ihm zankte. Benno war bezaubert von diesem Lachen. Als sie Abschied genommen hatten, war Benno voll Jubel und zugleich voll geheimer Trauer. Er liebte. Und so seltsam täuscht sich das Herz, daß er jetzt den Kuß als eine unendliche Seligkeit empfand und sich einbildete, er

hätte ihn schon im Liebe gegeben. So hatte denn auch die zweite Hälfte des Kusses eine Seele bekommen, aber eine andere.

III.

Dora kam wie bisher oft nach der Stadt und traf jedesmal mit Benno zusammen. Das Verhältniß blieb sich äußerlich gleich. Benno, wenn er auch jetzt mit Entzücken des Kusses gedachte, fühlte dennoch den Zwang, den er ihm auferlegte, nichts zu äußern, was wie eine daraus geschöpfte Berechtigung erscheinen könnte. So verhielt er sich ruhig und verließ niemals die Grenze geselligen Gespräches, von einer zwar unbegreiflichen aber mit der Liebe immer verknüpften Hoffnung ermuntert Dora selbst werde ihm ein Zeichen geben jene zarten Grenzen überschreiten zu dürfen. Es geschah aber bald, was wie das Gegentheil einer solchen Aufforderung erscheinen mochte: Dora wich ihm aus, sie vermied es mit ihm zu sprechen, und er, nicht gewöhnt in die Tiefe der Seelen zu blicken, war weit entfernt gerade darin jene Aufforderung zu finden. Er fühlte sich vielmehr verletzt, er zählte die Wunden seiner Eitelkeit und — schwieg. Nur mit der Psyche brennender Liebe, die er dem Kuß anfangs gegeben hatte, ging eine Wand-

lung vor, er empfand ihn jetzt nur mehr als einen Kuß des Verlangens. In schwachen Naturen verhungert die Liebe, wenn die Eitelkeit keine Nahrung bekömmt.

Eine Wandlung sollte der Kuß auch bei Dora erleben, bei der er bis jetzt der Ausdruck traulicher Freundschaft gewesen war. Seit einiger Zeit bemerkte der Doktor eine Veränderung im Wesen seiner Frau und glaubte sie selbst äußerlich wahrzunehmen. Der Zug unbefriedigter Sehnsucht, der ihrem Antlitz so viel Leben gab, während er ihm zugleich so viele plastische Schönheit raubte, trat stärker und öfter hervor. Dora war dabei voll seltsamer Unruhe, sie fuhr zuweilen plötzlich nach der Stadt, in einer Hast als würde sie ihr Lebensglück versäumen können, und kehrte unerwartet rasch wieder zurück und war traurig, als hätte sie es bereits versäumt. Ihrem Manne gegenüber saß sie oft schweigend und ernst in tiefen Gedanken; sie richtete dann ihren Blick auf ihn, als hätte sie ihm Wichtiges zu sagen, er betrachtete sie erwartungsvoll, sie begann zu sprechen und es war — von den gleichgiltigsten Dingen. Der Doktor ahnte einen schmerzlichen Kampf in ihr, aber lebensweise genug, um zu wissen, daß es Konflikte giebt, die erst mit dem gesprochenen Worte nicht mehr zu beseitigende Wirklichkeit bekommen, in der verschwiegenen

Brust aber ungeboren erstickt werden können, hütete er sich wohl auch nur durch einen besorgten Blick in ein ihm noch verschlossenes Vertrauen dringen zu wollen.

Es war im Juni, dem eigentlichen Mai unsres nordischen Klimas. Die Sterne brannten in dem tiefdunkelen aber wolkenlosen Himmel mit einem fast innigen Lichte und schienen damit den Duft der Blumen an sich zu ziehen, so stark und berauschend erhob er sich in die Luft. Dora saß am offnen Fenster, sie ließ ihr Zimmer unerleuchtet, wie um den Eindruck des Sternenlichtes rein zu empfangen. Sie gab sich aber dem Zauber dieses Abends mehr unbewußt hin und empfand ihn nicht unmittelbar. Ihre Gedanken behaupteten eine Herrschaft über ihre Seele, die unabhängig von ihrem Willen war, und sie folgte ihnen immer widerstrebend und doch machtlos zu dem Augenblicke zurück, der damals so todt und gleichgiltig, so ohne Sinn und Inhalt war, zum Augenblicke der ersten Zusammenkunft mit Benno. Seitdem hatte sie ihn so oft gesehen, ohne daß irgend ein äußeres Zeichen, ohne daß auch nur ein Wort oder ein Blick jenem Augenblicke eine tiefere Bedeutung gegeben hätte. Und doch kehrten ihre Gedanken seit kurzer Zeit immer wieder dahin zurück. Was war geschehen? Sie verlor sich in stumme Träumerei, die so wenig wie ein

Duft in Worte gefaßt werden kann. Aber jener verhängnißvolle Kuß irrte jetzt qualvoll in ihrer Phantasie umher, wie nach einer Seele ringend; sie überredete sich, daß es noch immer nichts sei als ein Zeichen der Gleichgültigkeit, der Geringschätzung, allein er begann in ihrem Busen zu brennen wie ein Gewissensbiß. Sie dachte dann wie schuldlos vor aller Welt Augen sie gehandelt habe und der Kuß — mußte von Neuem nach seiner Seele irren. Plötzlich schlug Dora ihre Hände vor das Gesicht, als hätte man in der Nacht die tiefe Röthe ihrer Wangen seh'n können, ja es rang sich ein halblauter Schrei aus ihrer Brust, sie fühlte plötzlich, sie wußte es, der Kuß lebte — und er lebte mit dem Herzschlag der Leidenschaft.

Wenn wir einen Feuilleton-Roman schrieben, so müßten wir uns schämen das zuletzt Erzählte für ein großes Ereigniß ausgeben zu wollen. Was ist in jenen Französischen Geschichten häufiger als die Frau eines braven Mannes, die sich in einen andern Mann verliebt? Dieser Umstand wird dort als eine Kleinigkeit abgefertigt, von der gar nicht viel zu reden ist. Erst was unausbleiblich daraus entsteht, Schmerz, Unglück und Verbrechen, knüpft die dramatische Verwickelung und giebt die Anregung zu den interessanten, von Kapitel zu Kapitel sich häufenden Ereignissen.

Was wir erzählen, steht jedoch dem wirklichen Leben näher und in diesem ist zum Glück eine unberechtigte Leidenschaft, schon an sich und ehe sie noch als eine That sich geltend macht ein schmerzliches Ereigniß, gegen welches die Seele ankämpft und über welchem sie zuletzt öfter Sieger bleibt, als dem Roman brauchbar wäre und als er uns glauben machen will.

Dora verbrachte eine schlaflose Nacht und weinte in ihr Kissen. Sie beweinte, daß es dahin mit ihrem Herzen kommen mußte und suchte dem neuen Gefühl den bisherigen Frieden ihres Hauses und ihres Lebens wieder abzuringen. Daß nichts in der Welt im Stande sein werde, sie zu einem äußern und noch so geringfügigen Ausdruck dieser Leidenschaft hinzureißen, das war nicht ein Vorsatz, den sie erst zu fassen hatte, das fühlte sie vielmehr als eine ihr natürliche und über allem Kampf stehende Gewißheit. Aber dies gab ihr noch keinen Trost und keine Rechtfertigung. Die Existenz der Leidenschaft selbst bekümmerte sie und dafür suchte sie eine Erklärung und eine Sühnung. Sie gehörte nicht zu den Frauen, welche den Spruch „Gedanken sind zollfrei" dahin ausdehnen, daß auch unausgesprochene Gefühle der Nemesis keinen Zoll mehr zu entrichten hätten.

Würde sie ihren Mann nicht herzlich geliebt und aus Ueberzeugung verehrt haben, sie hätte sich freier

gefühlt in ihrem Sitten und Handeln; würde ihr Mann nicht die Persönlichkeit an ihr geschätzt haben, sondern nur den Rang seiner Gattin und würde dieselbe Schätzung auf jedes Weib übertragen haben, das zufällig seine Gattin geworden wäre, der Kampf hätte eine andere Gestalt angenommen und vielleicht einen andern Ausgang gefunden, den sie sich zuletzt als Tugend hätte anrechnen können. Allein sie war nicht blos vor der Welt sein Weib, sie war seine Freundin und ihr Doppelleben war stets ein von der innigsten Uebereinstimmung getragenes gewesen. So kam ihr endlich der Gedanke, daß selbst diese neue, phantastische Liebe, von der sie so plötzlich übermannt worden, jene Uebereinstimmung nicht zerreißen müsse, wenn sie nur den Muth gewinnt aus dieser Liebe, die sie von ihrem Manne zu trennen droht, ein neues Band mit ihm zu schlingen, sie in seine Hände legend, daß er mit der Einsicht darüber walte, an der sie sich so oft freudig emporrichtete. Dieser Entschluß stärkte sie und sie entschlummerte ruhig.

IV.

Der Doktor rauchte seine Morgen-Cigarre. Er besaß die Kunst zu rauchen in ihrer geheimsten Virtuosität, eine Kunst, deren Gesetze erst entwickelt werden

müssen, obgleich sie wie jede Kunst ein angeborenes Talent voraussetzt und nicht eigentlich erlernt werden kann. So wenig wie die bloße Abfütterung und Stillung brutaler Magenforderung den Schönheitsdienst des Essens ausmacht, kann das gedankenlose Verbrennen von mehr oder minder duftigem Kraut, womit das Bedürfniß einer Gewohnheit befriedigt wird, Rauchen genannt werden. Rauchen ist ein stummes Phantasiren, das nicht Dur und Moll eines Instrumentes, nicht Arabesken und verschlingene Namenszüge, wie sie eine Bleifeder auf Papier zeichnet, und nicht des lauten Wortes zu seinem Ausdruck bedarf, es ist das Athemholen der Träumerei. Die Phantasie ergeht sich ohne Gegenstand in ihrem eigenen Zauber, ein Auge, das sich selbst sieht. Wie die Wölkchen aus dem Munde strömen und rasch wieder vergehen, in ein unbekanntes Element fliehend, denn selbst die Luft ist nur ein Durchgang für sie, wie unerschöpflich die neuen dasselbe Loos suchen, ein zweckloses kurzes Dasein, umspinnt uns liebend ein Symbol des Lebens ohne daß wir daran denken; denn der Gedanke wäre als Abstraction schon eine Störung dieses ruhevollen Schwelgens. Es umspinnt uns nur dumpf und unmittelbar als Gefühl der Reiz zu leben, der so unerforschlich ist und unzugänglich dem Verstand wie der Reiz des Rauchens, es umfluthet uns fühlbar

die Lust am Dasein ohne Inhalt, wie das Rauchen ohne Inhalt ist. Das ist die Mystik der Cigarre, und wem sie erst erklärt werden muß, dem kann sie nicht erklärt werden.

Nicht Jeder, der sich eine Cigarre in den Mund steckt, ist ein solcher Rauchkünstler, wie nicht Jeder, der die Geige zur Hand nimmt, ein Virtuose ist. Es gehört ein Talent, eine besondere Beschaffenheit des Gemüthes dazu. Aber auch nicht aus jeder Cigarre läßt sich so viel Genuß entwickeln, und wir meinen damit keineswegs die Qualität der Cigarre. Die Güte des Instrumentes ist hier keine so wesentliche Bedingung für den Künstler. Das Meiste hängt von der Zeit ab, in der geraucht wird. Im Laufe des Tages, während der Geschäfte, bei der Arbeit ist es nur ein Duft, eine Würze, ein immaterieller Schleier, der die harte Wirklichkeit mehr poetisch umflattert, als zweckdienlich bedeckt. Nur in den Stunden, wo die Prosa noch nicht oder nicht mehr an uns herantritt, am Morgen und am späten Abend kommt die Cigarre zur Bethätigung ihres Geistes und Wesens. Am Morgen besonders ist sie das im Voraus genossene Bouquet des Tages, ein Wachschaukeln der halb noch dem Schlaf angehörenden Seele und noch vermischt sich nicht mit ihr der Geruch des Comptoirs, des Bureaus, des Ateliers.

Der Doktor Martti, der ein Lebemann war, nicht ein Genußjäger, der jeder Minute ihre Bedeutung zu geben wußte, so daß er ihren ihr eigenthümlichen Inhalt an Vergnügen erschöpfte, frühstückte täglich allein, mit gutem Grunde, so wie ihn nichts dahin gebracht hätte, allein sein Abendbrot zu nehmen. Die ersten Eindrücke sind entscheidend für die Stimmung während des Tages und selbst für die Fähigkeit die Pflichten zu erfüllen, die er uns auferlegt. Die Gedanken, Pläne und Vorsätze sind durch die Erquickung des Schlafes wie mit frischem Morgenthau bedeckt, den auch die gemüthlichste Geselligkeit nicht sicher ist sanft genug von ihnen abzuschütteln. Die Seele sammelt noch still ihre Truppen für den Feldzug des Tages. Durch ein Gespräch, durch einen unnöthigen Auftritt, durch eine zwecklose Aufregung können ihre Kräfte vergeudet werden, eh' sie ihren eigentlichen Dienst angetreten haben. Darum brummte der Doktor kaum „guten Morgen," wenn Dora, die sich seine Liebe und Sanftmuth und — ihren eigenen Willen dadurch sicherte, daß sie auf ihres Mannes kleine Besonderheiten mit dem sorgfältigsten Verständniß einging, ihm schweigend die Cigarre anbrannte und auch schweigend sich zu ihm setzte. Er spürte ihre Gegenwart wohlthuend, während er sich gar nicht darum zu kümmern schien.

Diesmal jedoch trat eine unsichtbare Störung ein, deren Grund er nicht anzugeben gewußt hätte. Dora's Nähe athmete nicht wie sonst den Frieden, der ihm seinen stillen Morgen immer beseelt hatte. Er entdeckte endlich eine forschende Unruhe in ihrem Blick, wie wohl oft seit einiger Zeit, aber noch niemals hatte eine traurig umflorte Miene jenem Blick so sehr entsprochen, eine Frage gleichsam herausfordernd. Er legte die Cigarre hin und sagte: „Sprich mit mir."

Dora sah ihn fest an, wie um aus seinen milden Augen den Muth zu schöpfen, dessen sie in diesem Augenblicke bedurfte. Dann sagte sie: „Ja, es ist etwas vorgefallen, etwas Schreckliches und das wollte ich Dir gestehen."

Der Eindruck dieser Worte auf den Doktor war tiefer als Dora selbst erwartet hätte. Er wurde bleich und blickte starr vor sich hin. Dann erhob er sich, ging einige Male im Zimmer auf und nieder und als er zu Dora zurückkehrte war seine Miene verändert. Er lächelte und sagte: „Etwas Schreckliches kannst Du doch nicht begangen haben!"

„Fritz," erwiederte sie, „es steht ein Dritter zwischen uns und zerreißt die Einheit meines Gefühls. Ich weiß nicht, was es ist, Thorheit, Wahnsinn, Leidenschaft, ich bin unglücklich."

Stückweise entriß ihr der Doktor das ganze Ge-

ständniß. Als sie den Namen Benno's gestammelt hatte, lag sie weinend zu seinen Füßen, aber nicht wie eine Schuldbewußte oder Büßende, sondern nur von der inneren Bewegung gebeugt, nur wie eine Unglückliche, die dort um Hülfe bat, wo sie instinktmäßig fühlte, daß sie ihr kommen müsse.

Der Doktor richtete sie auf, trocknete mit seinem Tuch ihre Thränen, schlang ihren Arm in den seinen und ging mit ihr hinab in den Garten. „Nicht wahr, Du hast mir Alles gesagt," flüsterte er ihr zu, freundlich und lächelnd.

„Alles!" erwiederte sie ernst, „ich mußte. Du bist mein geliebter Freund. Hilf mir von diesem Schmerz, von dem Sturm und der Sehnsucht in meinem Gemüth. Mußt Du mich aber verachten, dann ist es gewiß auch verdient, ich will dann Dein Haus verlassen, Dein schönes Stillleben nicht stören, von dem ich ein Theil war, zu dem ich jetzt ein Gegensatz wäre. In der Einsamkeit werde ich Dich segnen für jede Stunde, die wir zusammen verlebten."

„Und Du hast Niemand etwas gesagt?" fragte der Doktor, „Benno weiß nichts, ahnt nichts?"

Erstaunt ließ sie seinen Arm los, blieb stehen und ihre Augen verwundert auf die seinen gerichtet, rief sie aus: „wie wäre dies möglich?"

Dem Doktor schien es lieb zu sein, daß sie ihm

so fest in die Augen sehen konnte, er verlängerte diesen Blick und rief dann plötzlich: „Magst Du mich noch?“

„O von ganzem Herzen!“ sagte sie und umschlang ihn. Er drückte sie innig an sich und nahm dann sie loslassend seine scherzhaft böse Miene an. „Du bist eine grundschlechte Person,“ rief er, „hast etwas Liebes im Herzen und Gedanken und küssest mich, einen andern Mann? Aber Du verstehst Dich selbst nicht, komm her, ich will Dich mit einem Frauenzimmer bekannt machen, das Du bisher nur dem Namen nach kennst, und dieser ist Dora Marill.“

Sie setzten sich in den Schatten und der Doktor begann: „Als ich Dich von Deinen Eltern zum Weibe begehrte, nachdem Du mir gesagt hattest, daß ich Dir so lieb bin wie jeder Andere und daß Dir zufällig kein Anderer lieber ist, warst Du meine fünf und zwanzigste „erste Liebe.“ Meine Bequemlichkeit seit ich verheirathet bin oder Dein Verdienst ist Ursache, daß noch keine sechs und zwanzigste nachkam. Ich aber, liebes Kind, ich war nicht Deine erste Liebe, denn Du hattest eben noch gar nicht geliebt, mich auch nicht. Du warst mir herzlich gut, ohne dabei an Appetit etwas einzubüßen. Du seufztest zwar als Du mir einen Tabacksbeutel sticktest, aber nur über die langweilige Arbeit. Du hättest damals keinen

andern geheirathet als mich, aber nur weil Du sahst, daß mein Glück davon abhing, hätte ich aber z. B. die Frau von Wegstein geliebt, so würdest Du mir mit dem größten Vergnügen zur Frau von Wegstein verholfen haben. Das begriff ich schon damals vollkommen, aber meine Leidenschaft beredete mein Gewissen, Du hättest in Deiner ruhigen Neigung zu mir gerade das rechte Ehe-Temperament und ich würde schon dafür sorgen, daß Du mir immer gut bliebst. Und der Beweis, daß mir dieß nicht mißlang ist, daß Du mich heute wo Du wirklich liebst, nicht um einen Gran weniger lieb hast als am Tag unserer Hochzeit. Als Du nun meine Frau warst und einen gewissen verwünschten Zug in Deiner Miene, der immer nach mehr Glück zu verlangen schien, als ich Dir geben konnte, nicht loswurdest, überfiel mich oft genug die Angst, die Leidenschaft würde Dich doch einmal holen und den rothen Hahn auf mein friedliches Dach setzen."

„Die Leidenschaft ist nun wirklich gekommen, aber was ich ausstudirter Doktor erst erfahren mußte, das ist, daß einer braven Frau bis in ihre reifste Zeit etwas Jungfräuliches bleibt und daß ihre Liebe nur um so reiner, je größer sie ist. Ich kenne Dich, ich weiß, daß es Dir unmöglich ist, mich unglücklich und ehrlos machen zu wollen. Du schauderst, daß auch

nur ein solcher Gedanke sich mit Deinem neuen Gefühl verknüpfen könnte. Warum sollte ich Dir es also mißgönnen? Habe ich fünf und zwanzig Mal geliebt, warum Du nicht Ein Mal? Hege und pflege diesen schönen Traum von Benno tief in Deiner verschlossenen Brust und drängt es Dich davon zu sprechen, so sprich mit mir. Glaube mir, wenn ich wüßte, Du würdest mit ihm glücklich — ich wäre im Stande, das Tollste dafür zu versuchen. Allein, ich weiß, Du hast schon alles Glück dahin, das Dir Benno gewähren kann: und das ist Deine schöne Phantasie von ihm. Auch eine Wirklichkeit hat sie gefunden in dem Kuß, der Anfangs nur ein Zufall war. Laß ihn jetzt immerhin einen Kuß brennender Liebe sein. Er enthalte die ganze Poesie Deines jungen Lebens — ein zweiter wäre der Anfang für Kummer, Reue und Enttäuschung gewesen. Mich aber wirst Du lieb behalten."

Der Doktor schwieg und Dora weinte an seiner Brust aus Rührung und aus Freude.

Ein Zufall fügte es, daß am Tage nach diesem Auftritt Benno auf dem Wege nach dem Landgut des Baron A. beim Doktor einsprach. Er wurde eingeladen, auf dem Rückweg seinen Besuch zu wie-

derholen, und da brachte er selbst nebst einem Brief von Clotilden die Nachricht, daß er sich mit ihr verlobt hatte.

Ein Jahr später brachte Dora eine Woche in der Stadt zu, im Hause ihrer an Benno sehr glücklich verheiratheten Freundin. Sie hatte Gelegenheit Benno genau kennen zu lernen und konnte ihm nichts Uebles nachsagen. Und dennoch —

Als sie nach Hause kam, saß sie lange im Garten an der Stelle wo sie Benno geküßt hatte. Sie lächelte vor sich hin und begrub den Kuß — der wieder todt und seelenlos geworden war — in immerwährende Vergessenheit.

Neckarwelle.

Der Würtembergischen Staatseisenbahn nördlichster Ausgangspunkt ist Heilbronn; von hier aus kann man sich auf dem rasch zu Thal fließenden Neckar nach Heidelberg tragen lassen. Der schöne Strom ist ein Rheinreisender, er strebt gleich den meisten, die er hier auf dem Rücken hat, dem König der deutschen Flüsse zu und eilt gewaltig. Da er aber das Gute hat, was bei vielen Menschen das Schlimme ist, daß er trotz der eiligsten Geschäftigkeit doch nicht vom Flecke kann, so ließ ich ihn laufen, um mir erst Heilbronn zu Gemüthe zu führen, überzeugt, daß ich ihn auch dann noch an seiner Stelle finden werde. Man müßte nicht, wie die meisten Deutschen, mehr literarische als Lebenserinnerungen haben, um Heilbronn nicht schon zu lieben, bevor man es noch gesehen hat. Hier gehen Geister am hellen Tage um, es sind die Dichtergeister von Goethe und Kleist. Und Jeden lüstet's ein Wort mit diesen Geistern zu sprechen.

Was Kleist betrifft, so hat sich hier als einziges Beispiel in moderner Zeit das Verhältniß zwischen

Dichtung und Wirklichkeit umgekehrt, nicht die Poesie hat der Geschichte nachgearbeitet, sondern nachträglich will Geschichte werden, was nur Poesie war. Die guten Bürger von Heilbronn haben ein altes Haus auf dem Markte ausfindig gemacht, in welchem das „Käthchen von Heilbronn" das Licht der Welt erblickt haben soll, bevor sie in dem der Romantik erschienen ist. Und so widerfährt dem Dichter die Ehre, daß seine Erfindung von einem Livius des Städtchens dem Weltgeist untergeschoben wird und ein künftiger Niebuhr ihm wieder zu seinem Poetenrecht zu verhelfen hat. Uebrigens wäre es interessant zu wissen, wie viele Familienväter von Heilbronn den Witz machten, ihre Töchter Käthchen zu nennen.

Goethe gegenüber hat die Stadt mehr historische Wahrheit für sich, doch statt die Dichtung zu adoptiren, nach welcher Götz von Berlichingen seine letzten Worte: „Himmlische Luft, Freiheit, Freiheit!" in Heilbronn gesprochen haben soll, durfte die Volkssage in dieser Stadt dem „Thurm Götzens" nur das Recht einräumen, den edlen Ritter gefangen gehalten zu haben. Die Burg, in der er wirklich gestorben ist, liegt zu weit von Heilbronn entfernt, obgleich ebenfalls am Neckar, um zur Stadt gezählt zu werden und zugleich zu nahe, um dem Volk unbekannt geblieben zu sein. Allein auch mit der Gefangenschaft

im Thurm ist es nicht Viel und mancher Tourist hätte sich eines Besseren belehren können, wenn er schreibt, daß Götz in diesem Thurme eine Zeit lang gefangen saß. Zwar hielt ihn Heilbronn in der That fast vier Jahre in Gefangenschaft, allein die im Thurme beschränkt sich nur auf eine einzige Nacht, wie man in des Ritters eigener Lebenschronik, die Goethe seinem Schauspiel zu Grunde legte, nachlesen kann; denn da heißt es: „und führten mich die Bündischen mit uf das Rathhaus und von dem Rathhaus in Thurm und mußt' dieselbe Nacht darin liegen. Und wie sie mich uf den Pfingstabend hineinlegten, mußten sie mich uf den Pfingsttag Frühe wiederum heraus thun.“ Der Schwäbische Bund zog ihm zu Hülfe, und da ist es denn ergötzlich zu lesen, wie die ehrsamen Rathsherren zu Heilbronn zu zittern begannen und den Ritter baten, er möge seine Frau hinaussenden, um bei Franz von Sickingen und Georg von Fronsberg ein gutes Wort für sie einzulegen.

Solche altreichsstädtische Erinnerungen ruft man gerne wach in den krummen Gassen, zwischen den Giebelhäusern und geschwärzten Thürmen, inmitten all der traulich gemüthlichen Spuren historischen Deutschthums. An sich selbst mag man erproben, ob man trotz aller kosmopolitischen Bildungsstoffe noch ursprünglich deutsches Blut hat, wenn man eine solche

ehemalige Reichsstadt wie Reminiscenzen eigener Jugend empfindet, als ob man im fünfzehnten Jahrhundert da gelebt und geliebt hätte. Ungerne sieht man sich durch die Bauten und die Regsamkeit der modernen Handelsstadt Heilbronn wieder in das neunzehnte zurückgebracht und wären die Dampfboote, die von hier nach Heidelberg gehen, nicht so klein und unbequem, als ob sie eine Erfindung des Mittelalters wären, so müßte man den Uebergang aus einem vielwinkligen Haus der alten Stadt in ein Dampfschloß der modernsten Industrie einen gar zu plötzlichen nennen.

Ich kam mit solchem Hunger auf das Schiff, daß ich besorgte, es werde, weil es ohnehin so klein erschien, nicht Vorrath genug haben, um ihn zu stillen. Mit Unterbringung meines Gepäcks beschäftigt, warf ich verdachtschöpfende Blicke auf die Mitreisenden, ob sie in gleicher Stimmung des Magens dem meinen nicht eine gefährliche Rivalität seien. Einem offenbaren Kampf möglichst vorzubeugen, war sodann mein erster Gang nach der Küche, die bei der klugen und ökonomischen Benutzung des Raumes nur Platz für den Herd und nicht für die Köchin hat. Diese mußte vielmehr größtentheils auf dem Verdeck selbst manipuliren, was dem Appetit bedeutend Eintrag thun könnte, ohne ihn zu befriedigen, wenn nicht zufällig

die Köchin so ausnehmend hübsch gewesen wäre, daß selbst mein Hunger, ein wahrer Sohn der Wildniß, leiser knurrte vor dieser Parthenia, die Kränze nicht flocht, sondern eben auflösete, denn sie waren aus Zwiebeln gewunden.

Mit einer Zärtlichkeit, welche einer besseren Frage würdig gewesen wäre, stellte die nach den vorhandenen Speisen und Getränken an den weiblichen Steward. Ich weiß nicht, ob sie, wenn die Zärtlichkeit sich wirklich anders geäußert hätte, eine ebenso befriedigende Antwort gegeben hätte, jedenfalls wollte ich es dabei nicht bewenden lassen. „Sie haben wohl die Fahrt schon oft gemacht?“ fragte ich. — „Seit ich verheirathet bin,“ erwiederte sie, „alle Tage, ich war seitdem noch nicht auf festem Boden und nicht unter eigenem Dach und so wird es wohl bleiben bis zum Winter.“ — „Und Ihr Mann?“ sagte ich. — „Der ist ja bei mir,“ rief sie lachend, indem sie die Arme einer Kellnerin mit einem Stoß Teller belud und, ihr mit Weinflaschen und Gläsern voranschreitend, sich entfernte. Auf diesen Dampfbooten bedienen nur Frauen; die ich für die Köchin gehalten, war eigentlich die Pächterin der Wirthschaft, ich hätte gar zu gerne ihren Mann gesehen, noch lieber aber die Kotelets, die ich bestellt hatte.

Die letzteren wurden endlich sichtbar, ich ver-

kehrte sie in der Nähe der Küche, um die schöne Proviantmeisterin von Zeit zu Zeit geschäftig an mir vorbeihuschen zu sehen. Einer schönen Frauensperson zu begegnen ist überall angenehm, auf der Reise ist das für sich allein schon ein Abenteuer, besonders wenn sie nicht ebenfalls auf der Reise ist, was sie zerstreut, unruhig und beschäftigt macht, und wenn sie nicht von vornehmem Stande ist, weil in diesem Zeit und Leben zu genau abgegränzt sind, um so leicht für etwas Unerwartetes, Phantastisches Raum zu haben. Einer Frau aus den sogenannten unteren Klassen gegenüber glaubt man als Reisender, als Einer der im fernen Lande zu Hause ist, ein Interesse bieten zu können, welches möglichst auszubeuten Niemand so leicht verschmäht. Aber ertappe ich mich hier nicht auf einem unheimlichen und höchst lächerlichen Bestreben mich zu entschuldigen, daß mir die schöne Köchin gefiel? Sie ließ mich durch den unnennbaren Reiz ihrer Erscheinung, die etwas reichsstädtisch Bürgerliches hatte und meinen eben erlebten Genuß an den alterthümlichen Theilen Heilbronn's gleichsam ergänzte, an die Gegend und die Reise vergessen. Ich blieb sitzen wo ich war, obgleich an keinem Punkte, der eine freie Aussicht gestattet hätte, und nachdem mein Hunger gestillt war, trank ich meinen Schoppen leer, damit mir die Wächterin einen

neuen, oder vielmehr damit mir der neue die Pächterin bringe.

„Aber wo ist denn Ihr Mann?“ fragte ich, da sie einen Augenblick in meine Nähe kam. — „Er steht am Feuer“ rief sie und eilte davon. Ich erhob mich und ging in die Küche, um den Mann am Feuer zu sehen. Wahrscheinlich ist er Koch, dachte ich, und wenn man auf eine schöne Frau Eindruck machen will, muß man erst sehen, mit wem man zu rivalisiren hat. In der Küche aber befand sich kein menschliches Geschöpf und einen Koch gab es auf dem Schiffe gar nicht. Ich kehrte zu meinem Sitze zurück.

Es ist merkwürdig zu betrachten, welche Fluth von Lebensmitteln sich aus dem so engen Küchenraum eines Dampfbootes ergießt und noch merkwürdiger war, daß diese ungeheure Fluth in der verhältnißmäßig geringen Anzahl Passagieren hinreichend Mund und Mündung fand. Endlich schien der Tiger gesättigt zu sein, es wurde ruhiger in der Nähe der Küche und meine holde Wirthschafterin verweilte länger am Herde. Diesen Augenblick hielt ich für günstig wieder ein Gespräch anzuknüpfen, als sie abermals, eine glimmende Kohle auf einer Tasse tragend, sich entfernte, indem sie wie entschuldigend zu mir sagte: „Jetzt geh' ich meinem Mann die Pfeif' anzünden.“

Ich war begierig das räthselhafte Wesen von Mann endlich kennen zu lernen und folgte ihr. „Wie heißen Sie denn?“ fragte ich — „Käthchen.“ — „Da sind Sie gewiß von Heilbronn?“ — „Ja.“ — „So hätte es Kleist nicht schöner finden können“ rief ich unwillkürlich. — „Mein Mann,“ sagte sie, „heißt nicht Kleist, sondern Urban Mäulé und ist Maschinist auf dem Schiff und da ist er.“ Sie blieb vor einer Luke stehen, an der sich jetzt das behartete und geschwärzte aber männlich treuherzige Gesicht des Maschinisten zeigte, der freilich am Feuer gestanden, aber an einem andern als ich gemeint hatte. Er steckte die kurze Pfeife in die Höhe und sie legte mit zwei Fingern rasch die Kohle darauf, dann schloß er passend den Deckel, wobei er ihr eigenthümlich liebevoll und gutmüthig zublinzelte. Sie erwiederte mit einem kurzen hellen Lachen, als ob er das Komischste von der Welt gesagt hätte und er verschwand in seinem unterirdischen Raum. Beide hatten kein Wort gesprochen, wozu sie Keines die Zeit hatten, aber ich fremder Junggeselle konnte nicht verstehen, was sie sich mit Blinzeln und Lachen gesagt hatten. „Mein Mann ist eigen,“ sprach sie als sie zur Küche zurückgekehrt war, wohin ich ihr natürlich folgte, und sich jetzt zu einem Korb mit Kartoffeln setzte, die sie schälen wollte, — „er hat unten Feuer genug und es schmeckt

ihm nicht, wenn er nicht an einer Holzkohle anbrennt."

Es lag in diesen Worten eine gewisse verschämte Verhüllung des Gefühls, das dies harmlose Anzünden der Pfeife beiden Menschen so wichtig machte, und indem mir Käthchen durch diese Keuschheit einer berechtigten Liebe nur noch liebreizender wurde, büßte ich zugleich jeden frivolen Gedanken ein, mit dem ich sie früher vielleicht betrachtet hatte. „Sind Sie schon lange verheirathet?" fragte ich. — „Vierzehn Tage," sagte sie, „und immer auf dem Schiff, das wir recht wie die Schnecken ihr Haus immer mit uns herumtragen."

„Sie müssen mir sagen, wie es zugegangen ist, daß Sie gerade einen Maschinisten genommen haben."

Käthchen sagte lachend: „es geht immer so zu, wenn sich zwei vom Herzen gern haben," fügte jedoch ernsthaft hinzu: „ein Wunder ist es freilich und ich begreif's heut noch nicht recht, daß wir uns wirklich bekommen haben." Ich fragte hierauf, ob es denn so viele Hindernisse gegeben habe. „Mein Vater," sagte sie, „ist der Feilenhauer Kimler in Heilbronn, die Mutter ist lange todt, ich mußte die Wirthschaft führen; denn die Schwester war noch ganz klein, wie ich mich im Stillen mit Urban verlobte."

„Und dann,“ fuhr sie fort, „der Vater hat den Urban wohl leiden mögen, so lang er Gesell war bei uns, wie er aber in die Maschinenfabrik nach Eßlingen gekommen ist, hat der Vater, der noch an der alten Zeit hängt, nichts mehr von ihm wissen wollen. Das wär' Alles Teufelszeug, sagte er, und ein rechter Mann müsse, wenn er einmal von der Wanderschaft zurück ist, zu Hause und bei'm Handwerk bleiben; der Vater ist denn auch, seit er Meister geworden, nicht mehr von Heilbronn weggewesen. An Wochentagen arbeitet er von Früh bis Nacht in der finsteren Gasse, wo unser Haus und Werkstatt ist, dann trinkt er seinen Schoppen Neckarwein, Sommer und Winter in derselben Wirthsstub'. Die öffentlichen Biergärten mag er nicht, es wär' eine Schand' Bier zu trinken, wo viel und guter Wein ist. Sonntag nach der Kirche geht er zu seiner Sonntagshalben vom guten alten Rothen und Nachmittag sind wir Töchter immer mit ihm spazieren gewesen, niemals aber auf der Eisenbahn oder mit Dampfschiff, dahin brächt' man ihn mit Gewalt nicht, das ist eine neue Mod' sagt er, die auch wieder bald vorüber sein wird.“

Ich lachte über diese Ansicht von der Gegenwart und fand Behagen an dem Bild eines guten, alten, reichsstädtischen Bürgers, das mir Käthchen entworfen

hatte. „Und in der Zwischenheit,“ fragte ich, „haben Sie von Ihrem Urban nichts gehört?“

„Er hat mir ein paar Mal geschrieben,“ erwiederte sie, „und gemeint, ich wär' nicht umsonst Käthchen von Heilbronn und sollt' es machen wie die, von der im Buch steht, das er mir vorgelesen und von der noch das Eckhaus auf dem Markt zu sehen ist; denn die ist ihrem Grafen nachgelaufen und wenn er kein Graf ist, so hat er mich dafür gleich von Anfang an gern gehabt. Ich hab' ihm aber geschrieben, daß in dem Buch nichts davon steht, wie sich ein alter Vater behilft, wenn ihm die Tochter davon gelaufen ist und die andere die Wirthschaft noch nicht übernehmen kann. Die Schwester ist aber doch zuletzt groß geworden und da ist er eines Tages selber gekommen, staatsmäßig angezogen, und sagt zum Vater, der ihn von oben bis unten anschaut, daß er jetzt sein Glück gemacht hat, daß er Maschinist geworden ist auf einem von den Dampfschiffen, die nach Heidelberg fahren und jetzt ein Weib haben muß und sich auch schon eine ausgesucht hat. So? sagt der Vater, der wohl gewußt hat, wo das hinaus will, „„willst ledig und verheirathet zugleich sein? Ein verheiratheter Mann muß bei seinem Weib zu Haus bleiben und darf nicht mehr fort. Ich hab' mein Lebtag nicht gehört, daß Einer, der noch alleweil auf der Wanderschaft

ist, schon heirathen thät." " — Damit wär es für diesmal aus."

„Und Sie haben sich willig gefügt?" fragte ich. — „Ich muß sagen," erwiederte sie, „daß es mir auch nicht recht war, daß mein Mann immer den ganzen Sommer von mir fort sein sollt', ich wär' mir, wie der Vater sagt, nicht ledig und nicht verheirathet vorgekommen, mein Haus wär' nur ein halbes gewesen und im Gedanken hätt' ich's schwanken gespürt wie das Schiff auf dem Wasser. Das sagt' ich auch Urban. Der ging im Winter wieder nach Eßlingen und sagte, ich soll' ihn nur machen lassen. Und richtig, bevor's Frühjahr war, bracht' er selbst die Nachricht, daß er die Wirthschaft auf dem Schiff pachten könnt', wenn er eine Frau dazu hätt', die sie führt und daß wir dann doch auch im Sommer beisammen bleiben könnten. Mein Vater sagte: und wenn ich am Sonntag meinen Schoppen in meinem Schwiegersohn seinem Haus trinken will, so ist das Haus indessen spazieren gefahren mit Dampf und wenn mich Einer fragt, wo meine verheirathete Tochter wohn', so werd' ich sagen, ja, ich weiß nicht, wo das in dem Augenblick grad' ist, aber irgendwo mitten im Neckar wird's schon sein."

Jetzt kamen die Mägde mit Kaffeegeschirren und unterbrachen Käthchen's Erzählung, alle Welt schien

plötzlich Kaffeedurst bekommen zu haben. Ich fand nur einen Moment, um zu fragen, wie es dann dennoch gegangen sei. Sie erwiederte rasch, indem sie Milch und Sahne in die Kannen goß: „der Vater hat lange nicht gewollt. Da nahm mich Urban einmal bei der Hand und sagte: Vater, wir wollen gehorsame Kinder sein und ohne Euren Willen nicht heirathen. Der Vater sah dem Urban kurios in die Augen, sagte aber weiter nichts als: Das ist brav und schön. Urban d'rauf: Ja, aber damit uns das möglich wird, Vater, müßt Ihr uns auch einen Gefallen thun — Und das wär'? — Ihr müßt halt wollen; denn seh't, Vater, wenn Ihr nicht wollet, dann wär's nicht möglich, daß wir nicht auch ohne Euren Willen heiratheten, das ist fest bei uns ausgemacht. — Und so hat es wohl gehen müssen," schloß sie mit einem halb schelmischen, halb glücklichen Lächeln.

Ich bestellte mir Kaffee nach der anderen Seite des Verdecks, wo die Passagiere auf tragbaren Feldstühlen und unter aufgespannten Plachen sitzend in die Ufergegend hinaussahen. Es war gut, daß Käthchen keine Zeit mehr hatte, wenn ich noch irgend einen Ertrag an landschaftlichen Reizen von der Reise ziehen sollte. Bisher hatte ich nur manchmal einen verstohlenen Blick in die Gegend hinausgesendet, mein tou-

„U
Urban
bei un
Eßling
der al
wollen.
ein re
Wande
werk b
geword
An W
der fin
dann t
und W
Biergä
zu tri
nach d
guten
immer
der E
man i
sagt e
Ich
und sa
reichsst

... bekommen zu lesen ...

... Sie ...

... ist!
... wen
... aus
... pfen
... Lande sie
... ltigkeiten, wi
... und für sie
... mmensetzung nur
... keinen Sinn vo
... er. Träumerischen fü
... sind jene Mannig
... so viele immer ande

ristisches Gewissen wegen des etwa Versäumten mit dem Gedanken beschwichtigend, daß ja die Fahrt sechs volle Stunden dauert und nicht gleich im Anfang, hinter Heilbronn, ihr Schönstes verschwenden werde. Mit dem Wartberg, den man hier am rechten Ufer nur vom Ansehen kennen lernt, war ich ohnehin bereits in nähere persönliche Berührung gekommen, als ich von Weinsberg zurückkehrte. Jetzt aber erschien links Wimpfen am Berg, eine liebliche, kleine Stadt, die wie Käthchen eine kleine Schwester unter sich hat, nämlich Wimpfen im Thal, dabei aber Römischen Ursprunges ist und stolz und malerisch zugleich im Schatten ihres viereckigen Thurmes daliegt, (welchen Gustav Schwab nicht ohne Resultat nach Alterthümern durchforschte.) Sie hat zwar noch andere Thürme, man wendet aber die Augen nicht von jenem als dem interessantesten ab, so wie man Wimpfen im Thal ganz übersieht wegen der hohen, kühnen Felsenwand, auf der Wimpfen am Berg liegt. Den heimischen Wanderern ist das im Thal viel interessanter und unzählige Schaaren solcher zum „Kirschenpeter" dahin ziehen, zum also benannten Jahrmarkt nämlich, der zur Zeit der Kirschen, am Peter- und Paulstag dort abgehalten wird. Dies ist dasselbe Wimpfen, von der die Schlacht zu Anfang des dreißigjährigen Krieges ihren Namen hat, in der Tilly

über den Marggrafen von Baden siegte. Nicht das Bedauern die einst so blutige und heute wahrscheinlich vom friedlichsten Grün überkleidete Stätte nicht sehen zu können, stimmte mich wehmüthig, als wir an den beiden Städten vorüberschossen; es war ein anderes Empfinden.

Die Leute reisen so viel, seit die Welt durch den Dampf kleiner geworden ist, daß sie bald in Verlegenheit kommen werden, mit dem wohin, in der Meinung, daß ihnen gar nichts Neues mehr zu sehen übrig bleibt. Und dennoch ist das Leben beinahe zu kurz, um auch nur ein einziges Land vollständig zu bereisen; denn man kennt ein Land nicht, bevor man nicht darin heimisch ist, und wie lange braucht man, ehe man auch nur in seiner Stube heimisch ist! Die gedankenlosen Menschen sind zu beneiden, wenn sie reisen, aus ganz allgemeinen Eindrücken, aus dem Anblick der hervorragendsten Punkte schöpfen sie das stolze Bewußtsein, in diesem oder jenem Lande wirklich gewesen zu sein. Die Mannigfaltigkeiten, die ihnen auf jedem Schritt begegnen, sind für sie nur eine zufällige kaleidoskopische Zusammensetzung von immer gleichen Stoffen, die weiter keinen Sinn für sie hat, ein Spiel für Müßiggänger. Träumerischen oder poetischen Menschen aber sind jene Mannigfaltigkeiten der Begegnungen eben so viele immer anders gefärbte

Fensterchen, aus welchen gesehen die Welt immer wieder einen neuen Anblick gewährt. Sie möchten alle Städte in den Ländern, alle Straßen in den Städten, alle Häuser in den Straßen bewohnt und alle Menschen in den Häusern gekannt haben. Im Widerspruch damit reißt mich der Dampf mit seiner empörend gleichgiltigen Geschwindigkeit an den Städten und Menschen am Ufer vorbei, so daß es für dieselben eine wahrhafte Beleidigung ist und ich nur erröthen werde, wenn man mich zu Hause fragt, ob ich denn wirklich in Schwaben gewesen bin.

Aus diesen Betrachtungen riß mich eine von Käthchen's Mägden, die den Kaffee brachte und mich fragte, wo sie mir ihn hinstellen solle. Die Tische auf dem schmalen Verdeck waren alle voll besetzt, und wie auf der vornehmen, ersten Klasse in solchen Fällen gebräuchlich, rückte Niemand um meiner Tasse Raum auf dem Tische frei zu geben. Ich erspähte ein leeres Eckchen und nahm davon Platz, einen Herrn zur Rechten, eine Dame zur Linken, die beide meinen Gruß mit der üblichen Fremdheit erwiederten, die bei solchem Anlaß für schicklich gilt. Die Dame saß am vergitterten Rand des Verdecks, mit dem Rücken zum Wasser und zum linken Ufer und die Augen mit nichts weniger als mit der Gegend beschäftigt, während der Herr um so unverwandter in dieselbe hinaus starrte

mit den wasserblauen Augen im länglichen Gesichte. Sie hatte ein naturellfarbiges Seidenkleid und einen Shawl, den sie läßig von den Schultern gleiten ließ. Er war von Kopf bis zum Fuß grau gekleidet, eigenthümlich reisepraktisch und elegant-solid, ohne überflüssigen Luxus mit Ausnahme des Hemdenkragens, der eine wirklich überflüssig hohe Feindschaft gegen die Ohrläppchen schneidend an den Tag legte. Ich schlürfte meinen Kaffee und betrachtete mir diese beiden Menschen.

Einige Minuten blieb ich im Zweifel, ob sie zusammen gehörten oder sich fremd seien. Als ich aber wahrnahm, daß sie sich gegenseitig niemals ansahen, wußte ich, daß nur eine augenblickliche Trennung zwischen ihnen herrschen könne; Fremde, die sich so nahe gegenüber sitzen, müssen sich schon aus Neugierde zuweilen betrachten, wenigstens hätte dann der Herr diese schöne schlanke Frau öfterer Blicke gewürdigt. Meine Vermuthung bestätigte sich; denn sie nahm das Fernrohr, das er nach häufiger Benutzung auf den Tisch gelegt hatte, und tändelte damit, ohne hindurch zu sehen, indem sie es auf und zuschob. Nach einiger Zeit zog sie den Handschuh ab und drehte einen einfachen, ganz neu glänzenden Trauring an ihrem Finger; ich warf einen Blick auf die Hand des Mannes und entdeckte einen gleichen. So führt mich denn

heute das Schicksal, dachte ich, zu nichts als Ehestationen, und zog Jahn's illustrirtes Reisebuch aus meiner Handtasche.

Die Dame warf einen, wie es mir schien, sehnsüchtigen Blick auf das Buch, der mich jedoch nicht berechtigte ihr es anzubieten. Zufällig ließ ich es fallen und eine starke Bewegung des Schiffes brachte es auf ihre andere Seite, so daß ich es nicht selbst aufheben konnte. Sie bückte sich gefällig darnach und als sie es mir überreichend aufmerksam hinsah, bot ich ihr es an. Sie dankte mit einer stummen Verbeugung und nahm es zur Hand. Dies schien dem Gemahl eine Veranlassung zu sein zum ersten Male in meiner Gegenwart ein Wort zu sprechen. „C'est inutile," sagte er zu der Dame trocken und kalt. Wenigstens kein Engländer, dachte ich, nicht nur weil er Französisch spricht, was ein Engländer selten thut, wenn er nicht muß, sondern auch weil er ein Reisehandbuch für unnöthig erklärt. Uebrigens schloß ich aus dem Umstand, daß er Französisch sprach, er müsse ein Deutscher sein. Er erhob sich plötzlich und schritt nach der entgegengesetzten Seite des Schiffes, wenn ich ihn richtig errieth, um nicht durch seine Anwesenheit die Frau zu einem Gehorsam zu zwingen, den sie durch Weglegung des Buches nur hätte zur Schau stellen müssen.

Die Dame warf ihrem Manne einen scheuen Blick nach, und blätterte zerstreut in dem Buche. Endlich schien sie ernstlicher etwas darin zu suchen, ohne sich zurecht finden zu können. „Ich will Ihr Guide im Guide sein," sagte ich, gewohnheitsmäßig in deutscher Sprache; bis ich mich besann, daß sie eben Französisch angesprochen worden, und nun in derselben Sprache hinzufügte: „wenn Sie den Weg suchen, den Sie zu machen gedenken" — „Nein," unterbrach sie mich im reinsten Deutsch, — „den Weg, den ich eben zurücklegte; ich weiß nicht einmal die Namen aller Städte, an welchen wir vorbeikamen." — „Von wo sind Sie ausgegangen?" — „Von Basel; wir gingen über Zürich, St. Gallen nach dem Bodensee und von Friedrichshafen mit der Eisenbahn nach Stuttgart und Heilbronn." Ich schlug das Buch an den entsprechenden Stellen auf und sie verfolgte mit großer Freude ihre bisherige Reise, indem sie erst schüchtern, dann muthiger ihre Eindrücke erzählte.

Es giebt nicht nur eine Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, sondern auch noch eine lohnendere, zwischen den Worten zu hören. Die Unbefangenheit, mit der eine Frau aus dem Volke wie Käthchen mir den kurzen Inhalt ihres Lebens genetisch mitgetheilt hatte, durfte ich bei der in der Gesellschaft höher gestellten und darum von Bildungsformen einge-

zwängten Frau weder voraussetzen noch verlangen. Allein die Jugend neigt in allen Ständen zur Offenheit, ein unschuldiges Leben theilt sich gerne und unwillkürlich mit. Binnen einer halben Stunde, die der Gemahl auf der anderen Seite des Schiffes im Gespräch mit einem Manne verbrachte, der ein mir bekannter, reicher Handelsherr war, lernte ich die Schicksale dieser jungen Dame, ihren Charakter und den ihres Gatten so genau kennen, als ob ich Zeuge von jedem Tag ihrer Existenz gewesen wäre und ohne daß sie selbst ahnte, wieviel sie mir davon verrathen hatte. Die Kunst mit Menschen umzugehen, ist im Grunde nur die Kunst, den geheimen Sinn gewöhnlich lautender Worte zu dechiffriren, dieses Verständniß bestimmt die Art unseres Benehmens und macht uns in den meisten Fällen milde und angenehm.

Es war ein an Spalieren gezogenes Frauenleben, was ich vor mir hatte, Alles sollte daran voraus berechnet sein, Erziehung, Verheirathung, mögliche Schicksale; jeder willkürlichen Entwickelung, jeder freien Selbstbestimmung war vorgebeugt worden. Tochter eines Großraths von Basel hatte Corona B. ihr ganzes Leben schon in der Wiege vorgezeichnet erhalten. In einer Mädchenpension lernte sie neben dem Französischen und Englischen auch das Deutsche, das zwar ihre Muttersprache war, in dem verdorbe-

nen Dialekt jedoch, den die Schweizer daraus machen, kaum dafür gelten konnte. Sie selbst belustigte sich darüber und gab mir das Räthsel auf, wie man in der Schweiz mit vier Buchstaben ausdrücken könne, daß man Thee getrunken habe. Die Schweizer sagen nämlich in diesem Falle: J. H. T. K. (J ha Te Ka) was in's Hochdeutsche übersetzt lautet: Ich habe Thee gehabt. Musik, Tanz, Broderie, etwas Geographie und Geschichte waren die übrigen Bestandtheile einer Erziehung, welche die Töchter „gebildeter Stände" wie in den Annoncen des Pensionats zu lesen war, hier wie anderwärts genossen. Die Phantasie bleibt natürlich in unbeobachteter Freiheit, die Gedanken sind nirgends so zollfrei als in einem Pensionat, wo ihr Vorhandensein, insofern sie nicht durch die „Aufgaben" manifestiren, ganz ignorirt wird, und so gehörte die gute Natur Corona's dazu, daß sich Phantasie und Gedanke bei ihr zu keinem excentrischeren Ziel verstiegen, als die Pension baldmöglichst zu verlassen und als selbstständige Frau an einem eignen Herd zu walten.

Die Richtung bekamen ihre Wünsche durch den Umstand, daß sie sich insgeheim bereits verlobt wußte, nicht etwa durch eigene Wahl, sondern durch den Willen ihres Vaters. Die Aristokratie des Adels wird in der Schweiz durch die Aristokratie des Geldes

überwogen. Die gleiche Zahl der Tausender im Vermögen von zwei jungen Menschen hat dieselbe Bedeutung wie sonst wohl die gleiche Anzahl der Ahnen, sie macht sie für einander geeignet, mögen ihre persönlichen Neigungen und Eigenschaften auch nicht zu einander stimmen. Der Unterschied ist nur, daß diese Verschiedenheit zuweilen durch den Kultus ausgeglichen wird, welchen die Aristokratie der Geburt höheren Ideen und historisch gewordenen Tugenden widmet, während die Aristokratie des Geldes auf einem Materialismus beruht, welcher durch seinen gänzlichen Mangel an Ideen einer Einigung der Gemüther von keiner Seite hilfreich wird.

Corona hatte ihren Verlobten nur ein einziges Mal gesehen, da sie ein Kind von sieben und er ein Knabe von sechszehn Jahren war. Während sie sich in der Pension befand, vollendete er seine kaufmännischen Studien und machte die für unerläßlich geltenden Reisen. Es ist nämlich Sitte, daß diese jungen Männer aus der Großhandelswelt der Schweiz ihre Jugend in den Freuden von Paris und London verprassen, alle ihre schönen Illusionen loswerden, den letzten Rest von dem bischen Poesie, das ihnen vielleicht der Himmel verliehen, an die unwürdigsten Geschöpfe vergeuden, damit, wenn dann die Welt so kahl und nüchtern vor ihnen liegt, wie ein wohlru-

bricirtes Contobuch, das nur Werth erhält durch die Ziffern, die sie hineinschreiben, wenn ihnen Alles „dummes Zeug" geworden ist, was nichts trägt, damit sie dann ernüchtert und ausgetrocknet, oder wie man es nennt als gesetzte Männer ein Mädchen in der Heimath mit ihrer Hand — beglücken. In diesem Zustand befand sich Achilles M. als er acht und zwanzig Jahre alt die neunzehnjährige Corona zum Altar führte. Corona fühlte sich ganz glücklich darüber; denn um zum Altar zu gehen, mußte sie ja nothwendig die Pension verlassen. Gleich Käthchen und ihrem Maschinisten waren sie ebenfalls erst vierzehn Tage verheirathet und verbrachten wie es von England aus Mode geworden den „Honigmond" auf Reisen.

Der junge Handelsherr Achilles hatte sich überhaupt nach Englischen Formen gebildet. Man kann an vielen jungen Leuten bemerken, die ihre kaufmännischen Studien in England machten, daß sie eine übertriebene Bewunderung für die Sitten des Insellandes durch eine unpassende Nachahmung derselben an den Tag legen. Manieren, die sich unter gewissen nationalen Bedingungen von selbst ergeben, werden von diesem Boden losgerissen zur Karrikatur. Achilles heuchelte eine Ruhe, wo er bewegt oder begeistert sein sollte, die ein junges Gemüth zur Ver-

zweiflung treiben konnte, und hegte eine Verachtung für Alles was nicht Englisch, die keinen Genuß an Menschen und Dingen aufkommen ließ, die nun einmal so verstockt waren sich nicht im Parlament der vereinigten Königreiche vertreten zu lassen. Daraus mußten sich denn manche Konflikte mit einem so jungen Geschöpf ergeben, das ohne Vorurtheil und voll Empfänglichkeit gleichsam erst auf die Welt kam. Corona verrieth nur unbewußt, daß ihr Gemahl vor vierzehn Tagen beschlossen hatte, sie erst nach seinen Begriffen zu „erziehen" und fortwährend gegen ihre Pensions-Anschauungen polemisirte. Sie sollte sich keines Reisehandbuchs bedienen, sondern nur betrachten, was er für „der Mühe werth" erklärte, sie sollte überhaupt hochmüthig, vornehm, exklusiv sein, nicht so leicht in Bewunderung ausbrechen und was ihr neu war mit einer Miene aufnehmen, als ob sie es schon längst ausgenossen hätte.

Corona sah sich hilflos einem fremden Wesen überantwortet, dessen Forderungen sie nicht begriff und das ihr doch in ihrer Unerfahrenheit als das einzige gerechte und natürliche erscheinen mußte, so daß sie nur sich selbst schalt, wenn sie ihm nicht immer entsprach. Da sie aber die Räder noch nicht kannte, auf welchen die Natur ihres Mannes lief, so mußte sie fortwährend ohne es zu wollen und zu wissen gegen

die künstliche Maschinerie seines Wesens verstoßen. So ahnte sie auch nicht, was ich leider mit großem Mitleid voraussah, welcher Sturm über sie ergehen werde, daß sie sich mit einem Unbekannten, ihr nicht förmlich Vorgestellten in ein wenn auch harmloses doch ziemlich belebtes Gespräch eingelassen. Er schien in diesem Augenblicke nicht darauf zu achten und doch mochte er inwendig knirschen und voll Ungeduld den Moment erwarten, wo er losbrechen könne. Eine von mir unabhängige Verstimmung herrschte ohnehin schon zwischen ihnen, wie ich gleich Anfangs, da ich mich am Tische niedergelassen, bemerkt hatte. Den Grund dieser Verstimmung zu erfahren, um sie wenn möglich zu heben und zugleich der jungen Frau nicht durch die Bekanntschaft mit mir eine unangenehme Scene zu erwirken, erforderte einen strategischen Plan, den ich auch sogleich entwarf. Der geehrte Leser mag mir geduldig folgen, denn ich will ihm nur eine Reisenovelle bieten, was die Aufgabe ausschließt, durch irgend eine romantische Combination zu spannen und zu fesseln und nur die Pflicht auferlegt, in die Schilderung von höchst wirklichen Gegenden und Ländern eine Staffage von Menschen aufzunehmen, wie sie nicht minder wirklich an Ort und Stelle zu finden sind.

In Folge meines Planes verließ ich plötzlich die

schöne Frau und näherte mich dem alten Handelsherrn, mit dem ihr Gemahl sprach. Wie ich voraussehen konnte, kehrte dieser in demselben Augenblicke zu seiner Frau zurück und ich bat nun den alten Herrn, mit dem ich auf der Silberburg bei Stuttgart bekannt geworden, mich so schnell als möglich dem jungen Ehepaar mit aller gebührenden Förmlichkeit vorzustellen, denn es wäre „Gefahr im Verzuge" und dabei meine Verbindung mit einem höchst angesehenen Wiener Handlungshause in feiner Anspielung zu erwähnen. Der alte Herr wußte, daß ich poetische Vagabundennatur in dieser Beziehung nur eine sehr entfernte Verwandtschaft geltend machen könne, schien jedoch, wie mir sein schlaues Lächeln verrieth, nicht abgeneigt, den eben so langbeinigen als langweiligen jungen Kaufherrn aus Basel ein wenig zu dupiren, besonders in seinen theuersten, nämlich kaufmännischen Interessen. Die Vorstellung fand demnach statt und gerade zur rechten Zeit, um daß zwei Thränen, welche die Augen Corona's zu feuchten begannen, noch siegreich zurückgedrängt werden konnten. Herr Achilles schüttelte mir mit lederner Höflichkeit die Hand und erkundigte sich dann sogleich nach verschiedenen Oesterreichischen Zoll- und Handelsverhältnissen, wobei ich die erdenklichste Mühe hatte, die von meinem Gesicht Besitz ergreifende Miene, als ob ich von dem Allen kein

Wort verstünde, mit einer gegentheiligen, höchst gescheidten zu vertauschen.

Die herrlichsten Uferlandschaften kamen mir bald zu Hilfe, um das Gespräch von diesem für mich sehr wankenden Boden zu entfernen. Auf dem rechten Ufer, das überhaupt das schönere ist, wurde mein Retter sichtbar in Gestalt eines Thurmes, der schon von weitem das Schloß Hornberg verräth, in welchem Götz von Berlichingen lange 16 Jahre als Gefangener auf seinem eigenen Grund und Boden saß, wo er seine Lebenschronik schrieb und wo er auch starb und nicht weit davon begraben wurde. Bevor wir noch daran vorbeikamen, konnte ich von dem Thurm Veranlassung nehmen über Deutsche Geschichte und Poesie, über Götz und Goethe mich auszulassen und nun mit der stolzen Berechtigung, die mir die Vorstellung gab, zu Corona, oder wie sie ihr Mann nannte, Cora zu sprechen, den komerziellen Geist mit etwas Romantik zu versetzen, indem ich von den Gewissensbissen des edlen Ritters erzählte, als er, der durch Handgelübde gebunden war, sich einst zufällig einige Schritte über die Grenzen seiner Besitzung hinaus entfernt hatte. Der Hornberger Wein ist einer der besten Neckarweine und eine Flasche davon, die uns der alte Handelsherr empfahl, verknüpfte das Mittelalter der Burg auf das Anmuthigste mit der

Gegenwart. Ich fühlte mich Herr des Momentes und beschloß innerlich die Zügel nicht aus der Hand zu lassen, bis ich den steifen Achilles in etwas Leben und Bewegung hineingerissen haben würde, so daß er in diesem Taumel den letzten Tropfen Galle, die er gegen seine Frau hegte, verschütten müsse. War es der Wein, war es meine gute Laune, er thaute so weit auf, daß er meinen Enthusiasmus für das Reisen zu wiederlegen begann und indem er Argumente dafür herbeiholen mußte, allmälig sich genöthigt sah, mir einiges Vertrauen zu schenken. So kam er dem Streitpunkt immer näher, der zwischen ihm und seiner Frau herrschte, wie ich gleich Anfangs bemerkt hatte.

„Glauben Sie mir," sagte Achilles, „wenn das Reisen keinen bestimmten Zweck hat, so hat es überhaupt keinen. Das Reisen für nichts und wieder nichts ist eine Sache der Müßiggänger. Unser Jahrhundert ist ein praktisches und darum hat es die Eisenbahnen und Dampfschiffe gebaut, nicht um zu reisen, sondern um das Reisen zu vermeiden und möglichst geschwind an Ort und Stelle zu bringen. Meine Frau soll das schnell erledigen, weil sie noch nichts gesehen hat. Ich habe ihr ein Stück Süddeutschland gezeigt, sie wird nun Frankreich und England kennen lernen. In zwei Monaten ist das ab-

gethan, dann kann sie sagen, sie hat die Welt gesehen, und das sagen zu können, ist doch im Grunde die Hauptsache. Ich bin da überall zu Hause und zeige ihr was nothwendig ist. Ich will darum nicht, daß sie Bücher darüber lese, das hält nur auf, macht ihr den Kopf warm, verleitet sie da und dort länger bleiben zu wollen, als es mit meiner genau nach Tagen berechneten Reisezeit verträglich ist. Die ersten zwei Monate nach der Hochzeit mag ein Ehepaar auch solche Dinge verwenden. Aber sollten Sie es glauben, meine Frau sehnt sich jetzt schon nach Hause. Sie will nicht nach Paris, sondern geraden Weges von Mannheim nach Basel zurück. Nicht wahr, Cora, Du wirst mir nicht mehr widersprechen und Dich in das Unerläßliche fügen?"

Ich erkannte bald die Ursache der scheinbaren Inkonsequenz in Corona's Laune, daß sie über die Schnelligkeit des Reiseflugs klagte und dennoch nicht erwarten konnte wieder nach Hause zu kommen. Sie legte die höchste Empfänglichkeit für Alles, was sie sah, die größte Lust am Reisen an den Tag, allein die Art, wie ihr Mann sie am Leitseil führte, mußte ihr Lust und Empfänglichkeit verderben. Sie sollte nur sehen, was er ihr unter die Augen rückte, seine vorgefaßte Meinung davon bestätigt finden, gemessen und kalt an den Dingen und den Menschen vorüberschreiten.

Mit ihrer beweglichen Jugend verstieß sie oft gegen diese Weise und fühlte sich unglücklich darüber, da sie den Wunsch hatte ihrem Manne zu gefallen. So mußte sie denn hoffen, das gewohnte Geleise des häuslichen Lebens werde diese kleinen Konflikte beseitigen und sehnte sich deshalb ungeduldig nach der Heimkehr. Was aber bewog ihn, der Alles schon ausgenossen hatte, der zu dem gegen müßiges Reisen eingenommen war, dem Wunsch seiner jungen Frau nicht sogleich Folge zu leisten? Nichts als die englische Sitte, von der dieser so unabhängig und praktisch sich dünkende Mensch sich beherrschen ließ; er hätte es als Schande betrachtet vor Ablauf der Honigmonde zurückzukehren. Dazu kam, daß er seine Geschäfte darnach geordnet hatte eine bestimmte Zeit abwesend sein zu können und sie abzukürzen hätte ihm die berechnete Regelmäßigkeit seines Lebens gestört.

Ich entnahm bald, daß er die Reise wenigstens dazu benützte, Cora seinen Geschäftsfreunden vorzustellen, als indirekten Hinweis auf die Vortheile, die sein Handelshaus aus der verwandtschaftlichen Verbindung mit dem ansehnlichen seines Schwiegervaters offenbar ziehen mußte. Die unerfahrene naive Frau merkte dies natürlich nicht und er wollte, daß sie dankbar sei für das Opfer an Zeit, das er ihr durch die Reise brachte, und schalt es unbegreifliche Weiber-

laune, daß sie bald entzückt sei von den fremden Eindrücken, bald wieder trübselig nach Hause verlange, wie ein verwöhntes Kind nach dem Schooß seiner Mutter.

Hier offenbarte sich mir eines von den kleinen Zerwürfnissen im wirklichen Leben, die viel zu gewöhnlich, viel zu wenig tragisch sind, um einen Romanschriftsteller oder Novellisten zu begeistern und an welchen doch oft die edelsten Herzen zu Grunde gehen. Wer könnte hier helfen, womit könnte man solchen Menschen das gegenseitige Verständniß aufnöthigen, das sie über den Konflikt zu heben vermöchte? Die Fehler seiner „praktischen" Befangenheit erschienen ihr nur als ihre eigenen Ungeschicklichkeiten, während er, sich in der rechten Einsicht glaubend, von den kleinen Qualen nichts ahnte, die er ihr zufügte. Dieser Ehemann, wie es viele giebt, wenn auch nicht in Romanen, war von einer Aufmerksamkeit für seine Frau, die man für die rührendste Sorgfalt hätte halten können. Ihre Schönheit, ihr Teint, die Weiße ihrer Hände — das lag ihm sehr am Herzen. Er hatte jeden Augenblick zu wehren und zu mahnen und immer eine Bemerkumg dagegen zu machen, wenn sie den Hut abnehmen, den Shawl weglegen wollte. Bei einer solchen Gelegenheit riß mir unparteiischem Beobachter zuletzt die Geduld und

nachdem ich schon beschlossen hatte, Cora dazu zu verhelfen, von Heidelberg aus nach Basel zurückzukehren, wollte ich auch dem Herrn Achilles eine Bemerkung nicht schenken.

Der Neckar windet und verengt sich zuweilen auf der Fahrt, so daß er wie ein gefangener See zwischen den Bergen liegt und man neugierig nach dem Steuermann sieht, wo er einen Ausweg für das Schiff finden werde. An einer solchen Stelle war es, wir befanden uns auf dem Fluß, wie abenteuernde Seefahrer, als wären wir nach einer fremden Welt versetzt; Einsamkeit und Stille rings, keine Spur von Menschen und Häusern, dichte Wälder, die nie schienen betreten zu werden und der Strom zu einem See gerundet und abgeschlossen. Ungern vernahm man das Arbeiten der Maschine, man hätte hier gerne den Anker ausgeworfen, um zu bleiben und Stunden lang den Anblick zu genießen. Das machte Cora empfinden als sie sich freudig bewegt erhob und ihr Gesicht den gerade auf sie fallenden Sonnenstrahlen ohne Schirm aussetzte. Als der Herr Gemahl nun seine Ermahnungen dagegen erhob, und nichts Absonderliches an der Gegend finden wollte, bemerkte ich, sobald wir aus der Krümmung heraus waren und der Strom wieder in ganzer Länge vor uns lag, Dörfer sich an den

Ufern zeigten und die Landschaft eine völlig andere geworden war:

„Es ist unmöglich zu bestimmen, welchen großen Gewinn für das ganze Leben man aus einem einzigen, scheinbar unbedeutenden Moment ziehen kann. Wie der Strom sich hier so seltsam schlängelte, mag dies eine sympathetische, geheime Sprache für manche Seele sein, die nur diese vernimmt. Wer möchte nun die Verantwortung auf sich nehmen, diese wonnige geheime Sprache verstummen zu machen durch das Unterbrechen mit eigenen Bemerkungen? Nirgends muß man einen Menschen, mag man sonst auch sein Leiter und Führer im Leben sein, so viele individuelle Freiheit lassen als auf der Reise. Besser daß er etwas übersieht, als daß er es nur mit fremden Augen sieht. Die Welt will mit dem Reisenden ganz unmittelbar verkehren und sprechen, sie hat für Jeden etwas, das nur er allein versteht, sobald er sich eines Dolmetschers bedient, der ihm sagt, wo und wie er genießen soll, redet die Welt nur mehr in gebrochener Sprache zu ihm. Von der Reise trägt man nur als sichern Besitz nach Hause, was man sich selbst erwarb, nicht was Einem geschenkt wurde. Sonst brauchte man ja nur in Büchern zu lesen, wie Andere reisten."

An Städten und Burgen ging es vorbei. Wir

schwiegen Alle, nachdem ich jene Worte gesprochen; die Fahrt ist eine der herrlichsten in Deutschland und kann mit jeder Rheinfahrt wetteifern und manche durch den Charakter reizende Traulichkeit übertreffen. Ich war bemüht, jede Schönheit gleichsam auf das Verdeck zu heben und auszugenießen, ehe sie von einer neuen abgelöst wurde. Da begegeniet man Stolzeneck mit seinen Trümmern, Eberbach, Hirschhorn, eine Stadt, die der Burg gleichen Namens zu Füßen liegt, und endlich kündigt das überaus schöne Neckarsteinach die Nähe Heidelberg's an, dem es zu einem vielgesuchten Ziel der Spaziergänger dient. Die Romantik der Fischerhütten und der Schifferkähne liegt zwischen Städtchen und Strom. Noch mächtiger aber ist die mittelalterliche Romantik der vier Burgen, vier alte Schwestern, die über Neckarsteinach hausen und sich zu gleicher Zeit dem Auge des Vorüberfahrenden vorstellen. Die älteste wird vom Volke das Schwalbennest genannt, eine andere, die „Mittelburg", hat sich ein reicher Besitzer zu einem modernen Wohnsitz komfortable eingerichtet und die Aussicht auf den Strom hinab muß noch viel schöner sein als die vom Strom hinauf. Ohne Neid aber denkt man an den Glücklichen, der hier wohnen kann, weil es eine eben so große als seltene Freude ist, einen Reichen zu finden, der seinen Reichthum zu genießen versteht.

Von Außen ist diese Burg Mittelalter; von Innen soll sie das ganze Behagen der neuen Zeit bieten.

Die rothen Steinbrüche zeigten sich, die bis zum Rhein laufen und aus welchen, wie man sagt, die Rheinischen Städte zum Theil erbaut wären. Stift Neuburg war nahe, ein Besitzthum des Rathes Schlosser. Gleich mußte der am rechten Ufer liegende Theil Heidelberg's erscheinen; es war hohe Zeit, daß der Streitpunkt zwischen dem jungen Ehepaar zu einer wenigstens für Cora angenehmen Entscheidung gebracht werde. Ich fragte demnach, ob ich Hoffnung habe, daß wir uns auf dem Wege gegen Basel, den ich nun einzuschlagen gedächte, wieder begegnen werden. Cora sah bittenden und gespannten Blickes auf ihren Mann. Er betrachtete sie und ihre Miene hatte etwas, das ihn rühren mochte. Dennoch schienen seine „Grundsätze“ wieder die Oberhand zu gewinnen; denn er sagte endlich und zwar wie immer wenn er freundlich scheinen wollte in Englischer Sprache: „Ein Ehestreit soll nicht durch einen Dritten entschieden werden, weil es aber zwischen uns, ich bin davon fest überzeugt, wie es der erste ist, so auch der letzte sein wird, so mag eine Art Gottesurtheil richten. Das erste Ehepaar, das wir in Heidelberg treffen und das nicht länger als wir verheirathet ist, soll entscheiden; es mag ein armes sein, das die Kosten

einer Reise in den Flitterwochen nicht erschwingen kann; wenn nicht beide Theile mir Recht geben, daß es ein beneidenswerthes Glück ist, die erste Zeit unabhängig und frei mit der Besichtigung fremder Länder zubringen zu können, statt sich gleich in die Enge des häuslichen Faches zu sperren, so will ich gerne Cora's Willen thun und nach Basel zurückkehren."

„Das trifft sich prächtig," sagte ich, „ein Ehepaar, wie Sie es zum Richter wünschen, brauchen Sie nicht erst in Heidelberg aufzusuchen, es ist eines mit uns auf dem Schiffe." Beide musterten rasch die ganze Reisegesellschaft und blickten mir dann ungläubig in's Gesicht. Da gab es Herren und Damen genug, aber nicht zwei Zusammengehörende, bei welchen sich eine neu eingegangene Ehe hätte voraussetzen lassen. „Auf dem zweiten Verdeck vielleicht?" fragte Achilles. — „Nein," erwiederte ich, „da sind blos Auswanderer und die machen eine zu weite Reise, um daß sie nicht allzu parteiisch zu Ihren Gunsten stimmen würden. Ich werde Ihnen sogleich eine liebliche junge Frau vorstellen sammt ihrem Manne, ein Ehepaar von vierzehn Tagen; das holde Geschöpf ist bewunderungswürdig für Jeden, der nicht gewohnt ist to think it a sign of wisdom to refuse to admire." Cora lächelte bei diesen letzten Worten selt-

sam und ich ging, um Käthchen und ihren Mann zu holen.

Sie schien eben sehr zufrieden zu blicken, daß die Nähe Heidelberg's das Tagwerk für heute so ziemlich beschloß, als ich zu ihr trat. Ich fragte sie, ob sie mir einen Freundschaftsdienst erweisen wollte. „Gern," sagte sie, „rechtschaffen gern," indem sie ihre Hände an der Schürze trocknete, vielleicht in der Meinung, daß es etwas zu fassen oder zu tragen gebe, wie sich denn bei arbeitsamen Menschen aus dem Volke der Begriff eines zu leistenden Dienstes immer mit etwas Werkthätigem verbindet. „So suchen Sie Ihren Mann auf," bat ich, „und wenn er einen Augenblick von der Maschine weg kann, so kommen Sie mit ihm zu mir auf das Verdeck." Sie sagte, daß sie dazu sehen wolle, aber nicht glaube, daß er sich gerade jetzt werde losmachen können vom Dampf, ich sollte aber eine Weile warten, sie käme gewiß.

Sechs Stunden waren wir seit der Abfahrt von Heilbronn auf dem Neckar gewesen, als wir in Heidelberg landeten. Die Schloßruine sah auf uns nieder. Diese Trümmer setzen sich zu einer Krone landschaftlicher Schönheit in Deutschland zusammen und wer hier gestanden, mag er seitdem die Welt umschifft haben, vergißt niemals wieder, was er an diesem Punkte gesehen und empfunden hat. Ein Glanz des

üppigen Südens ist über das Ganze hingebreitet und aus der in allen Abstufungen des Grüns wuchernden Vegetation ragt so fremd und Sehnsucht erweckend für den nordischen Wanderer die Kastanie hervor. Heidelberg erfordert jedoch eine eigene Schilderung, die wir nicht in diese Zeilen mit einschließen können.

Schon leerte sich das Verdeck, die schweren Koffer, die eleganten Reisetaschen wurden nach der Stelle gebracht, welche an die Uferbrücke stoßen sollte und auch die Menschen drängten sich eilig dahin, ohne dankbaren Rückblick auf die Landschaft und das Schiff, als wäre mit jeder Minute früher am Lande ein Glück zu gewinnen. Endlich hörte das fortwährende Aechzen des Maschinenrades auf, das Schiff stand stille und in einem Nu war Achilles, Cora und ich die letzten Passagiere, verwundert angesehen von einigen Jungen am Ufer, die unser Gepäck zu tragen hofften. Ich hatte dem jungen Ehepaar die kleine Geschichte des anderen Ehepaares erzählt und endlich erschien Käthchen an der Hand ihres Urban. Sie hatte ein Tuch anmuthig um den Kopf geschlungen und der Maschinist sah auch gesäuberter aus als früher; man merkte Beiden die Lust des Feierabends an. „Da ist der Urban," sagte Käthchen, „was haben Sie zu befehlen?"

Achilles wäre trotz seiner Welterfahrung in Verlegenheit gewesen, die beiden naiven Leute in seinen

kleinen ehelichen Streit einzuweihen, wenn ich es nicht gleich übernommen hätte den Fall vorzutragen. Ich verschwieg, daß es sich um einen Zwist handle und sagte blos, daß ein Ehepaar von vierzehn Tagen ein anderes von gleich jungem Datum um Rath fragen wolle, ob es besser sei die erste Zeit, die Flitterwochen auf Reisen oder zu Hause zuzubringen und wie sie es selbst damit halten würden, wenn sie nach Belieben thun könnten. Käthchen sah gespannt auf Urban, der sich zu Achilles wendend, sprach:

„Wenn Einer erst vierzehn Tag' verheirathet ist und seine Frau lieb hat, so möcht' ich wohl wissen, wieso er noch wo anders hin zu reisen Lust hat, als von einem Arm seiner Frau in den andern? Uns ist's nicht so gut geworden und wir müssen reisen seit wir verheirathet sind, aber das ist gewiß, daß es nicht zu unserer Unterhaltung ist."

„Ach Gott!" sagte Käthchen jetzt muthig, „seit ich auf dem Schiff bin hab' ich oft gehört, daß vornehme Leute reisen, gleich nachdem sie Hochzeit gemacht haben; begreifen kann ich's nicht. Eine Frau ist ja nur verheirathet, wenn sie im Haus ihres Mannes ist, und wie möchte sie denn noch Monate lang nach der Hochzeit von ihm getrennt leben, wär' die fremde Welt zwischen ihnen auch noch so schön!" — „Später ging's schon eher an," setzte sie naiv hinzu.

Ich nahm Abschied von beiden Ehepaaren, um meinen Weg allein fortzusetzen. Das vornehme Paar kehrte wirklich nach einem Tag Aufenthalt in Heidelberg nach Basel zurück. Käthchen wünschte ich beim Lebewohl nichts als daß es bald Winter werde; Cora aber wünschte ich — Glück. Sie nahm es für einen Glückwunsch, weil es nach ihrem Willen gegangen war.



Ende des ersten Bandes.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

Am Kamin.



Erzählungen

von

H. Corm.

Zweiter Band.

Berlin.

Allgem. Deutsche Verlags-Anstalt.

1857.

Inhalt des zweiten Bandes.

Vereint und getrennt.

Zwischen Tannenwäldern und nackten, hohen, seltsam gestalteten Felsen, welchen die Einbildungskraft des Volkes oft treffend bezeichnende Namen gegeben, schlängelt sich eine zwar schmale, aber herrlich gebaute Straße, um einen Badeort mit einem der reizendsten Seen des österreichischen Alpenlandes zu verbinden. An einem hellen und heißen Sommernachmittage belebte diesen Weg nur eine elegante, mit zwei Postpferden bespannte Reiseequipage, deren künstlicher Mechanismus das Schwerfällige ihres Comforts zu entfernen erlaubte, wenn sie wie jetzt zu einer kurzen Spazierfahrt benutzt werden sollte. Es war eine träumerische Ruhe über die Landschaft gebreitet, kein Lüftchen regte sich, kein Vogel sang, und eine Menschenseele, welche gleich dem Wasser fähig ein Naturbild zurückzuspiegeln, hätte sich hier mit einer stillen, unendlichen Heiterkeit erfüllt.

Die zwei Menschen, denen es, behaglich in die

Kissen des Wagens gestreckt, vergönnt war, ohne die körperliche Bemühung des Gehens, so physisch ruhig wie die Gegend selbst ihren Zauber in sich aufzunehmen, schienen doch wenig geeignet, sich der Gegenwart hinzugeben, obgleich es für den einen, ein Mädchen von neunzehn Jahren, fast noch keine Vergangenheit, für den andern, einen Greis, auf dessen Haupte schon der Schnee des Lebenswinters lag, fast keine Zukunft mehr gab. Sie boten, wie sie schweigend und sinnend neben einander saßen, einen eigenthümlichen Kontrast von Jugend und Alter. Doch wenn die erstere in der jungfräulichen leicht hingelehnten Gestalt die lieblichste Personification erhielt, so stach deshalb die Erscheinung des alten Mannes nicht widerlich dagegen ab, sondern wies in ihrer Kraft und Hoheit die Schönheit auf, welche die Natur in jedes Lebensalter zu legen weiß.

Um die Lippen des Mädchens schwebte ein ernster Zug, der jedoch stets nur so lange anhielt, als ihre Augen am Teppich des Wagens hafteten. So oft ein im Vorüberfahren ihre Wangen streifender Zweig oder ein ihr auf den Schooß fallendes Blatt sie aus ihren, wie es schien, nicht heiteren Betrachtungen weckten, erhoben sich ihre Augen und glänzten, je länger sie auf der Landschaft ruhten, immer mehr von jener strahlenden Lebensluft, welche nur im Herzen der

Jugend sich so bereitwillig am kleinsten Freudenschimmer entzündet. Dann belebte wohl auch ein Drang nach Mittheilung ihre Züge, die aber sogleich wieder den Ausdruck des Ernstes annahmen, wenn sie einen Blick auf ihren schweigsamen Nachbar warf. Diesen konnte weder die herrliche Fahrt, noch die zum fröhlichen Mitgenuß auffordernden Bewegungen des Mädchens aus seiner brütenden Verstimmung reißen. Nur zuweilen wandte er den Kopf nach seiner schönen Gefährtin und betrachtete sie mit einem Wohlwollen, welches deutlich zeigte, daß sie, wenn sie vielleicht die Ursache seines Nachdenkens war, doch gewiß nicht die Schuld seiner Betrübniß trug.

Der Weg machte eine Biegung und enthüllte dadurch plötzlich den Anblik des Sees. Weithin ausgedehnt schimmerte sein blauer Spiegel, an manchen Sellen vom hereinfallenden Schatten der Felsen dunkel gefärbt. Am einen Ufer zog sich die enge Fahrstraße hin, während das andere Wiesen und Weideland und hie und da einen Hügel zeigte, dessen Spitze ein Krucifix oder eine kleine Kapelle trug. Wo er durch die sich verengenden Ufer zu einem schmalen Arm zusammengedrängt wurde, erhob sich ein waldiges Gebirge, an welches sich die Fischerhütten und zierlichen Häuschen des Dorfes lehnten. Das hervorragendste und zunächst am Ufer stehende war ein Stock-

werk hoch, mit einem Balkon versehen und konnte unschwer als der Gasthof des Ortes errathen werden. Den See selbst belebten schmale, langsam rudernde Kähne, aus welchen zuweilen ein abgebrochener jauchzender Ruf drang, als hätte die Gegend selbst Stimmen gewonnen, ihre eigene Herrlichkeit zu preisen.

Dies Schauspiel war wohl fähig, die beiden Menschen, die es genossen, mit Gewalt aus minder beglückenden Träumen und Gedanken zu reißen und sie einzig der Lust am Gegenwärtigen anheimzugeben. Der alte Herr zog aus einer Tasche des Wagens ein Fernrohr, aus einer anderen ein Reisetaschenbuch und die Augen bald mit diesem, bald mit jenem beschäftigend, begann er sich in der Gegend zu orintiren. Schon diese Art des Reisegenusses hätte den Engländer verrathen, wenn es nicht die Sprache gethan hätte, in der er seine Entdeckungen mittheilte. Von dem Mädchen wurden sie in demselben Idiom erwiedert, und je länger sie, was ihre unbewaffneten Augen an diesem Naturbild Reizendes fanden, darstellte und erläuterte, desto mehr nahm ihr Wesen den Ausdruck einer der Lust des Momentes ganz hingegebenen Fröhlichkeit an. Und konnte sie eine gleiche nicht in ihrem ernsten Begleiter erwecken, so bewirkte sie wenigstens, daß er,

was ihn bedrückt zu haben schien, endlich zur Sprache brachte.

„Seit wir Italien verlassen," sagte der Lord, „haben wir so Schönes nicht mehr gesehen."

„O theurer Vater", erwiederte das Mädchen, „wie viel schöner dünkt mich das Unerwartete und Ueberraschende, als was uns schon durch Schilderungen, Keepsakes und Kupferstiche zum Ueberdruß bekannt war. Wer hat uns auf diese herrliche deutsche Landschaft vorbereitet? Niemand. Ist es nicht, als ob wir die Ersten wären, die sie entdeckten? Als ob sich diese ganze Pracht für uns aufgethan, zum Dank daß wir diesen bescheidenen Winkel aufgesucht, der von Fremden nicht genannt und gekannt scheint und keinen Ruhm in der Welt hat. Ach! in Italien," fügte sie mit einem traurigen Ton der Stimme hinzu, „war ich von einem trüben, beängstigenden Schatten verfolgt, die Bewunderung ward mir zu einer täglichen anstrengenden Pflicht gemacht, Mr. Edgard zog gleich die Brauen wie ein Gewitter zusammen, wenn ich nicht dort entzückt war, wo sein hand-Book es vorschreibt oder ich an Dingen Freude hatte, deren es keine Erwähnung thut. Hier — "

„Du solltest, liebe Lucy", unterbrach sie der Lord, „Edgard's nicht unfreundlich gedenken. Er ist ein vortrefflicher Charakter, er kennt sein Vaterland und

wird zweifelsohne eine der ersten Zierden des britischen Parlaments bilden. Er wird zuversichtlich noch vor dem Schluß der Saison sein maiden-speech halten."

Lucy schien von diesen letzten Worten besonders betroffen, doch entgegente sie nach einer Weile unbefangen: „Sie wissen, wie ich Edgard schätze und liebe, wenn wir auch in Kleinigkeiten nicht immer harmoniren. Aber Sie sprachen davon, daß er schon sobald seinen Sitz im Parlamente einnehme. Meines Wissens kann er auf denselben nur durch den Tod seines Oheims gelangen und sollte dieser so nahe bevorstehen oder bereits erfolgt sein?"

Der Lord betrachtete seine Tochter halb lächelnd und mit einem forschenden Blicke, als ob er hinter dieser Frage eine Verstellung erriethe, die ihm nicht ganz unangenehm war. Als er aber in den auf ihn gerichteten, erstaunten Augen Lucy's nur Wahrheit und Unbefangenheit las, verschwand sein Lächeln und er erwiederte: „Ich glaubte, Edgard hätte Dich bei seinem Scheiden von Allem in Kenntniß gesetzt und vermied es deshalb bisher, mit Dir darüber zu sprechen. Da Du schwiegst, so wollte ich mich nicht in Deine Geheimnisse drängen."

„Wir hatten nie welche," versetzte Lucy rasch und beinahe hastig: „Edgard trat nie aus dem Rahmen kalter Förmlichkeit heraus und wenn ich von seinen

Absichten nicht durch Sie, mein Vater, unterrichtet wäre, ein Wart von ihm hat nie so viel Wärme gehabt, um sie mir zu erkennen zu geben. Ich bin ihm," fuhr sie sanft und heiter fort, „vom Herzen dankbar dafür, ich habe mir die herkömmlichen Rührungsscenen und den Herzensaustausch, wie dergleichen solchen Verhältnissen im Roman vorhergeht, stets sehr langweilig gedacht und bin froh, daß mir Edgard dies erspart hat und mich der Mühe überhob, anders gegen ihn zu sein, als ich bin. Denken Sie auch nur, wie leicht wir mit einander zerfallen wären, wenn ich nach einer offenen Erklärung zwischen uns eines Tages heiterer oder trauriger gewesen wäre, als mit seinen engbegrenzten Begriffen von Schicklichkeit und weltlicher Form verträglich! Wie gut von ihm, daß er mir meine volle Freiheit ließ!"

„Ja," sagte der Lord, „Edgard bewegt sich ein wenig streng in den Regeln einer Etikette, nach welcher er sein Leben ordnet und einrichtet. Doch darfst Du an seinem Herzen nicht zweifeln, nicht zweifeln, daß er Dich treu und männlich liebt. Er hat mir Beweise davon gegeben. Er hat keinen heißern Wunsch, als Deine Hand zu besitzen, woran freilich das Versprechen, das er seiner Mutter noch im Moment ihres Todes gab, einigen Antheil hat. Wie sehr, wie lebhaft ich diese Verbindung wünsche, welch' nieder-

schmetternder Schlag es für mich wäre, ein nicht zu überlebender, wenn noch jetzt — und der Lord preßte die Lippen wie im krampfhaften Schmerz zusammen — ein Zwischenfall sich ereignete, der — —; ich bin seiner gewiß, aber auch Deiner?"

Lucy legte den Kopf an die Brust ihres Vaters und den Arm auf seine Schulter und dies stumme Zeichen kindlicher Zärtlichkeit beruhigte ihn. Heiterer fuhr er fort: „So weißt Du also nicht, was Edgard so plötzlich von uns entfernte? In München traf er Briefe, die ihm die gefährliche Erkrankung seines Oheims, Sir Gordon Lussingham, melden, er theilte mir sie mit. Mein Brustleiden, das die milde Südluft nicht gänzlich weggehaucht, gestattete nicht, daß wir ihn auf einer also schnellen und anstrengenden Rückreise begleiteten, wie er sie nun antreten mußte. Er schied, und wir reisten, wie früher beschlossen worden, hieher zur Molkenkur. Hier warte ich nur die zugesagten Briefe von ihm ab und wir kehren dann nach England zurück. Es betrübt mich tief, daß diese Briefe, die schon vor acht Tagen zu erwarten gewesen, noch immer nicht kommen wollen. Da Du von all' dem nicht unterrichtet warst, so muß Dir meine andauernde Verstimmung räthselhaft erschienen sein. Ich bin in der That auf Schlimmes gefaßt, Sir Gordon ist oder war ein Sonderling und mag

letztwillige Verfügungen getroffen haben, die unsere besten Pläne durchkreuzen. Und Edgard hat sich Dir vor seinem Scheiden nicht anvertraut?"

„Mit keiner Sylbe."

„Und Du konntest ihn so ruhig uns verlassen sehen, ohne mich auch nur nach den Motiven zu fragen? Nun, wenn dies nicht der lobenswerthe Mangel an weiblicher Neugierde wäre, so wäre es ein ebenso tadelnswerther an Interesse und Herzlichkeit für Edgard."

Lucy erröthete. Der Wagen war jetzt bis an das Dorf gelangt und rollte einen steilen Hügel hinab, dem schon vorhin bezeichneten Gasthofe zu. Spielende Kinder flüchteten vor den Pferden zur Seite und glotzten verwundert in den Wagen, Bauern in ihrer geschmackvollen ländlichen Tracht gingen grüßend vorüber, überall regte sich geschäftige Lebenslust, und Lucy, auf's Heiterste davon ergriffen, rief aus: „Lassen Sie uns all' das Herrliche ganz genießen, und wenn wir Abends nach Hause kehren, finden Sie sicherlich die erwarteten Briefe, damit noch eine Freude den schönen Tag beschließe."

Wirth und Wirthin, von einem Rudel Kinder umgeben, traten an den Wagenschlag. Aber schon war John, der Diener des Lord, vom hohen Bock herabgesprungen und die Umstehenden mit gebieteri-

scher Wichtigkeit fortdrängend, half er dem Lord zu Boden, während Lucy, seinen Arm verschmähend, mit einem leichten Sprung den Wagen verließ. Sie hätte der inneren Fröhlichkeit, die sie hier überkam, dem Gefühl unendlicher Freiheit, welches sie hier von bedrückenden Verhältnissen und beengenden Stimmungen zu erlösen schien, gerne durch äußerliche Bewegungen, durch Laufen, Klettern, Singen, einen Ausdruck verliehen und konnte sich kaum genugsam mäßigen, um am dargereichten Arm des Vaters langsam aus dem innern Hof, in welchem sie abgestiegen waren, durch das Portal des Hauses hinauszutreten an das Ufer des Sees. Lange stand sie hier, die schlanke, schmiegsame Gestalt, an die hohe des alten Mannes gelehnt; den Hut abnehmend, die einfach gescheitelten Haare zurückstreichend, blickte sie in die blaue Tiefe hinab, der geheimen Anziehungskraft hingegeben, womit weit ausgedehnte Wasserflächen eine feingeartete Natur räthselhaft an sich locken. Doch war hier noch ein anderes Moment thätig, um ihre Seele in Lust und Sehnsucht vibriren zu machen. Sie hatte zwei Meere durchschwommen, die Alpen überstiegen, Europa's gepriesenste Schönheiten bewundert, ohne sich so ergriffen zu fühlen, wie auf diesem kleinen Fleckchen deutscher Erde, dessen ganze Zierde einige Hügel und Kapellen, ein waldiges Gebirge

im Rücken, ein ruhiger, leicht überschaubarer See in der Mitte. Aber unter all' jenen Herrlichkeiten hatte sie die fremde und unheimliche Nähe Edgard's wie eine Last bedrückt. Seine Erscheinung, seine Worte, sein Wesen, — das Alles warf Schnürbänder um ihre Seele, unter welchen jeder freie Trieb, jede begeisterte Regung zu ersticken schienen, so daß die Pracht des Bodens, über welchen sie wandelte, nur der verhöhnende Schmuck eines düstern, wenn auch unsichtbaren Kerkers wurde. Unter dem Druck, der ihre Psyche gefangen hielt, rang sich nur hervor, was auch ohne dieselbe gesagt und gethan werden kann, im täglichen Leben und im gewöhnlichen Lauf der Dinge. Wenn Edgard neben ihr hinschritt, wenn sie vom Bewußtsein zusammengepreßt wurde, daß er zum Ausgangs- und Endpunkt ihres eigentlich entfalteten Daseins bestimmt, war es ihr, als ob eine düstere Zukunft in ihm ihren Schatten vorauswerfe über ihr Herz.

Und diese Zukunft schien ihr eine unvermeidliche; ohne Kampf, ohne mühseligen Entschluß hatte sie sich an den Gedanken, Edgard anzugehören, wie an eine zu erfüllende Pflicht gewöhnt, von welcher abzukommen sie auch in ihren Träumen nie versucht hatte. Ja, gewissermaßen liebte sie Edgard, oder wenn sie sich selbst darum betrug, so wußte sie sich mindestens

keinen verständigen Grund anzugeben, warum sie ihn nicht lieben sollte. Er war wohlgestaltet, fast bis zur Pedanterie zierlich und elegant im Aeußern und in Manieren, voll Bildung und Kenntnissen, selbst liebenswürdig in jenem Grade, welchen die große Welt vom gesellschaftlichen Verkehr fordert, und wenn sein schweigsamer Ernst auch mehr Angewöhnung und Selbstgenügsamkeit zu sein schien, als der Schleier einer Seelentiefe, die in Worten nicht erschöpft werden könnte, so konnte ihm dies doch nicht zu einem also argen Vorwurf gemacht werden, um ihre Vereinigung mit ihm zu hindern. Ach, sie hätte auch einen wirklichen Fehler, ja selbst eine Schuld, wenn sie dergleichen an ihm entdeckt, nicht als Hinderniß gelten lassen, so undenkbar schien es ihr, einen Plan zu stören, von dessen Erfüllung die letzten frohen Lebensstunden und das ruhige Sterben ihres Vaters abhingen. Wenn sie diesem gegenüber Manches an Edgard zu rügen nicht unterlassen konnte, so fühlte sie sich nur durch das Bewußtsein dazu berechtigt, daß sie dadurch an ihrer Bestimmung nicht zu rütteln beabsichtige und am unwandelbaren Gang ihres Geschickes nichts ändern wolle. Dennoch gab es Augenblicke, in welchen sie heimlich und verschwiegen den Glauben liebkosete, es müsse dem entscheidenden Schritt in das ihr angewiesene Leben ein Ereigniß

oder doch wenigstens eine Stimmung vorhergehen, welche ihr jugendliches Recht auf Glück befriedigen, ihren Freudenantheil am Dasein mit sich bringen würden. Seit Edgard nicht mehr der Begleiter ihrer Reise war, ging diese Hoffnung in Zuversicht, ja zum Theil schon in Erfüllung über; der leichtbewegte Strom ihrer Seele fühlte sich von einer fesselnden Eisdecke befreit, ungehindert spiegelten sich darin die Reize der Schöpfung, und was aus seinem Grund emportauchte, gehörte mit dazu, als ein frischer lebendiger Theil ihres Wesens und erstarrte nicht mehr am Hauch eines ihr fremden und fast feindlichen Elementes. In diesem Augenblicke, als sie über den See hinblickte, schienen sich alle niederdrückenden Lasten von ihr abzulösen, ihre Natur begann sich frei und ursprünglich aus allen beengenden Hüllen zu heben und, mit geistigem Auge betrachtet, wäre sie als das schleierlose, schöne Weib erschienen, wie es, der Sage nach, von Zeit zu Zeit aus den Fluthen des Sees steigt.

John hatte indessen das ganze Haus in Allarm gebracht, um ein kleines Mahl bereiten zu lassen, zu welchem er die hauptsächlichsten Ingredienzien und zum Theil selbst die Geräthschaften mitgenommen und aus dem Wagen geholt hatte. Die Beiden wandelten nun das Ufer entlang, bis sie einen kleinen, in

den See hinausragenden Hügel erstiegen hatten, der oben breit und abgeflacht mit einer Art von Rasensitz versehen war, dem einiges schattiges Gesträuch fast das Ansehen einer wenn auch dachlosen Laube gab. Der Lord ließ sich hier nieder, sah aufmerksam prüfend in das Wasser hinab und dann nach dem Himmel, dessen frühere reinere Bläue sich mit trüben und schwülen Wolken zu umlagern begann. Lucy äußerte ihre Besorgniß, daß ihnen der heitere Tag durch einfallenden Regen gestört werden könnte, der Lord aber lächelte vergnügt, als wäre ihm jetzt erst die rechte Freude aufgegangen, die ihm der Ausflug nach dem See zu bieten vermochte. „Das Wetter ist gut,“ sagte er, „und ganz geeignet, mir in einer alten Leidenschaft behilflich zu sein. Ich will sehen, ob John eine Angelschnur mitgenommen; auf unserer ganzen italienischen Reise bot sich keine Gelegenheit, eine zu brauchen, aber ich erinnere mich, daß ich noch in London John Befehl gab, eine im Wagen unterzubringen, und es müßte das erste Mal sein, daß er einem Auftrage nicht nachgekommen wäre.“

Mit diesen Worten nahm der alte Mann Lucy's Arm und schritt sichtlich erheitert den Weg nach dem Gasthof zurück. Hier war indessen auf dem Balkon ein Tisch mit den Erfrischungen bedeckt worden, für deren Herbeischaffung John gesorgt hatte, der schon

wartend hinter dem noch leeren Stuhl seines Herrn stand. Dieser rief ihm sogleich entgegen, ob die Angelschnur nicht vergessen worden.

„Nein, Mylord!"

„So besorgt alles dazu Nöthige. Wir wollen dann damit auf jene Anhöhe hinaus."

Und der Lord setzte sich an den Tisch und aß mit solchem Behagen, und scherzte so vergnügt mit Lucy, die darüber in lautes und glückseliges Lachen ausbrach, und sprach so eifrig von seinem bevorstehenden Vergnügen, daß er ganz die nationale Eigenthümlichkeit verrieth, einer Lieblingsbeschäftigung, sei es nun Reiten, Fahren oder Angeln mit einer fast unbegreiflichen Lust hingegeben zu sein.

John entfernte sich, als das kleine Mahl verzehrt war und kam bald darauf mit vollständigem Apparat zurück, mit Angelstock und Schnur und mit einer kleinen Büchse von Blech, die den frischen Köder bewahrte. Nach einigen Unterhandlungen über das Vorhaben mit den Wirthsleuten, wobei John Gelegenheit hatte, seinen ganzen Vorrath an deutschen Wörtern eben so mühselig als gründlich zu erschöpfen und das grinsende Lachen der herumstehenden und neugierig zuhörenden Bauernkinder durch grimmige Blicke etwas zu bändigen, setzten sich der Lord und Lucy nach dem erwähnten Plätzchen in Bewegung,

gefolgt von John und dem Knaben des Wirths, der einen zur Aufnahme des etwaigen Fangs bestimmten Kübel auf dem Kopfe trug. An Ort und Stelle überreichte John seinem Herrn die Angel und die Büchse von Blech, damit er nach seiner Gewohnheit selbst den Wurm oder die Fliege daran befestigte, und nachdem dies Alles sorgsam vollbracht, der Kübel mit dem Wasser des Sees gefüllt und die in einem leichten Winde sich unruhig kräuselnde Fluth geprüft worden war, warf der Lord die Schnur aus, in den Mienen den ganzen Ernst, womit er das Geschäft betrieb und die Augen auf dem von den Wellen anfangs hin und her gerissenen Kork festwurzelnd. John, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, stand hinter ihm, in lauschender Aufmerksamkeit zum Steinbild geworden und vielleicht noch mehr als der Lord von der Wichtigkeit des Momentes erfüllt.

Lucy, erfreut den Vater durch eine Lieblingsbeschäftigung von besorglichen Gedanken abgezogen zu wissen, beobachtete ein Weile die für einen Zuschauer keineswegs unterhaltende Belustigung, dann schlich sie mit leisen Tritten fort und lief endlich mehr als sie ging nach dem Gasthofe zurück, um eine Unternehmung, die ihr unendlich reizend und beglückend schien, auszuführen. Sie nahm ihren Hut, ihr Tuch und eine kleine Zeichnungsmappe, und also ausgerüstet, entschloß

sie sich, den nahen Pfad in das den See begrenzende Gebirge aufzusuchen, und so lange emporzusteigen, bis sie die herrliche Uebersicht gewonnen, die ein erhöhter Punkt hier bieten mußte.

Das Gefühl ungestörten, unbeaufsichtigten Alleinseins durchdrang sie mit freudigem Schauer, sie genoß es als eine Begünstigung, die ihr nur auf der Reise und nur an diesem Orte zu Theil werden konnte, als die Rechtfertigung der unbestimmten Freudenempfindung, von der sie schon bei der Ankunft hier beseelt worden war. Sie hatte, von den ängstlichen Formen eingehegt, welche ein weibliches Wesen aus den sogenannten besseren Ständen stets mit Gesellschaft umgeben, stets schwächlich und schutzbedürftig erscheinen lassen, immer mit wahrhaftem Neide das Glück des Mannes bedacht, frei und nur von eigener Kraft und Geistesgegenwart geschützt, tagelang über die Berge wandern zu können und den reinen Hauch der Natur in der Einsamkeit auch rein zu empfangen. Und wie Kinder, was ihnen noch in der Wirklichkeit versagt ist, sich im Spiele mit rührend genügsamer Phantasie zueignen, mit derselben kindischen Lust dachte sie sich in die Rolle eines Wanderers hinein, der noch vor Abend einen weiten Weg über die Gebirge zurückzulegen habe.

Sie schritt durch den inneren Hof des Gebäudes

und betrat, diesen verlassend, einen freien Platz, auf welchem die Dorfkirche stand. Hier mündeten mehrere Wege theils abwärts zu den tiefer gelegenen Häuschen des Ortes, theils zu unbebauten, grasbewachsenen Anhöhen hinauf. Sie schlug die Richtung nach den letzteren ein und kam an Bäumen und vereinzelt stehenden Baulichkeiten, an Gemüsegärten und Hecken vorüber, oft nur einen schmalen Fußpfad gewinnend, wenn über die Furchen und Steine neben ihr der Arm eines Gebirgswässerchens heruntersickerte. Ueberall wurde sie als eine Fremde von den Mägden, die Enten vor sich her trieben, von den heimkehrenden Bauern oder von den Weibern, die, gesammeltes Reisig auf den Rücken tragend, emsig dahin schritten, mit Worten begrüßt, die sie zwar nicht verstand, deren freundlicher Ton aber sie zu dankbaren stummen Gegengrüßen aufforderte. Fremd und doch vertraut, wie ein zum ersten Mal Gesehenes aber hundertmal Geträumtes muthete sie die Wanderung mit ihren kleinen Begegnungen an und sie dachte nur, wie glücklich die Menschen sein müssen, die nie von hier fortgekommen und in dieser grünen Einsamkeit leben und sterben, während sie, so weit umhergetrieben und eine so weite Reise noch vor Augen, vielleicht nicht so viel Glück ereilen wird, als hier den Menschen ungesucht entgegenkömmt.

Endlich trat sie auf eine schief aufwärts gehende weite und üppige Wiese hinaus, die, ganz mit Feldblumen übersäet, unten noch im Sonnenstrahl smaragdgrün glänzte, während der Föhrenwald, der sich an ihrem obersten Saum hinzuziehen begann, sie zur Hälfte schon in den dunklen Mantel seines Schattens gehüllt hatte. Lucy wollte bis zur Schwelle des Waldes hinaufsteigen, um von hier aus auf das Dorf und den See hinabzublicken und das ganze ausgebreitete Bild sammt dem angelnden Vater in ihr Skizzenbuch aufzunehmen. Als sie aber nach raschem Klettern heißgeröthet auf der Anhöhe stand, sah sie die Täuschung: wohl konnte sie die Wege übersehen, die sie gewandelt war, selbst den Platz, auf dem die Kirche stand, der See aber war theils von den Häusern, theils von Bäumen und Anpflanzungen vollkommen verdeckt, obgleich sie sogar die Kapellen und kleinen Hütten wahrnahm, die sie schon von unten am gegenüberliegenden Ufer betrachtet hatte und es daher gewiß nur noch weniger Schritte aufwärts bedurfte, um auch den See überblicken zu können. Sie wandte sich deshalb nach dem Wald, in welchen ein schmaler aber gangbarer Pfad sich öffnete, und erquickt von der schattigen Kühle, die sie hier empfing und in welcher sie ihre heißen Wangen baden durfte, schritt sie, immer die steileren Seitenpfade wählend, getrost

weiter, der Stelle zu, wo der Wald, wie sie glaubte, sich lichten und die ersehnte Aussicht gewähren mußte.

Aber er lichtete sich nicht. Nur als sie einmal umsah und durch die Lücken des Waldes hindurchspähte, glitzerte ihr schon wie in unmittelbarer Nähe und als ob der Wald hart daran grenze, ein Stück des Sees entgegen. Davon ermuthigt, klomm sie noch eine Strecke aufwärts, bis der Pfad sich spaltete und einerseits in Windungen zur Spitze eines moosbewachsenen, den Wald fast überragenden Felsens, andererseits steil abwärts zu dichteren Baumgruppen und vom Sonnenstrahl nicht mehr erreichten Höhlungen führte. Außerordentlich erschöpft und ermüdet stand sie einen Augenblick still; aber ganz stolz und froh, so viel schon allein und muthig unternommen zu haben, wollte sie das Ziel der Wanderung, die freie Uebersicht nicht verlieren, und mit leichtem Fuße über Steine und Wurzeln wegkletternd, die eine Art von Stufen bildeten, betrat sie plötzlich den Gipfel des Felsens und stieß einen lauten Freudenschrei aus, als sie nun in der That auf das Dorf und den See in seiner ganzen Ausdehnung und noch weit auf die Kirchthürme anderer Dörfer hinuntersah. Der Pracht des Anblicks sich überlassend, erfreute es ihr in solcher Einsamkeit fremd angehauchtes Herz, endlich auch mit scharfen Blicken die Anhöhe zu entdecken,

welche den Vater zum Angeln verlockt hatte. Da war er noch immer zu sehen, wie er mit echt englischer Ausdauer regungslos auf das Wasser blickte, hinter ihm mit gleicher Aufmerksamkeit und Geduld der treu ergebene John. Sie jauchzte und wehte mit dem weißen Tuche, obgleich sie wohl wußte, daß sie unten nicht gehört und nicht leicht wahrgenommen werden konnte.

Die Sonne wandte vor dem Untergange ihre letzte Kraft nach der nackten schattenlosen Fläche des Felsens, und zwang Lucy, einen erquickenderen Ruheplatz zu suchen. Völlig beglückt, ein ihr so seltsam und kühn scheinendes Unternehmen ausgeführt zu haben, kletterte sie hinab bis zur Stelle, wo, wie oben bemerkt, der Pfad sich theilte und zu dichteren Waldungen abwärts leitete. Sie folgte der Senkung und fand sich bald von hohen Baumgruppen umringt, zwischen denen weiches Moos und noch vom letzten Herbst her aufgeschichtete Blätter lagen. Ihr Tuch darüber werfend, bereitete sie sich ein reizendes und bequemes Lager, auf welchem sie nur einige Minuten zu ruhen gedachte, um dann die Pfade, die so schwer zu erklimmen waren, ohne Anstrengung hinuntereilend nach dem Dorfe zurückzukehren. Sie lag wie ein vom Spiel ermüdetes Kind ruhig ausgestreckt, beobachtete durch die Zweige, wie weiße Wolken immer fester die blauen Stellen des Himmels verhüllten, sog den fri-

schen milden Duft des Mooses und der Tannennadeln ein, horchte auf des Rauschen des Waldes und auf von Zeit zu Zeit aus weiter Ferne herüberschallende Schläge der Holzaxt, dachte, wie erstaunt und vielleicht erzürnt Edgard wäre, wenn er von dieser einsamen Wanderung wüßte, die ihm sehr unschicklich erscheinen müßte, freute sich dem hierin minder strengen Vater davon zu erzählen, — immer verworrener mischten sich die Erscheinungen der Nähe und Ferne, und noch fühlte sie in der Seele den Entschluß, sich zur Rückkehr zu erheben, als es schon wie Blei auf ihren Augenlidern lag und die Bewußtlosigkeit des Schlummers erquickend auf das ermüdete Mädchen sank.

Ein feuchtkühler Windstoß, dem die Gebüsche rauschenden Widerstand entgegensetzten, strich über ihre Stirne und brachte sie zum Erwachen. Es war beinahe ganz dunkel geworden in dem von Bäumen eingehegten Raum. Lucy brauchte eine Sekunde Besinnung, dann sprang sie erschrocken auf, raffte ihr Tuch vom Boden und trat auf den minder baumumschlossenen Pfad hinaus, wo am Fuße des Felsens nach dem Untergang der Sonne noch eine sanfte Dämmerung herrschte. Doch war der Himmel düster und wolkenbelastet, die Abendkälte empfindlich, und Lucy, das Tuch fest um die Schultern ziehend, eilte entschlossen niederwärts.

Der Pfad führte immer abschüssiger, immer schmäler hinunter. Doch Lucy wußte sicher, daß er sich bald erweitern und dann aus dem Wald heraus auf die Bergwiese führen müsse, über welche sie heraufgekommen war. Sie wunderte sich nur, daß er kein Ende nehme und ihr so viel länger im raschen Hinabgehen erscheine, als da sie ihn mühsam emporgeklommen. Zuweilen blieb sie einen Moment stehen, um, soweit der nach und nach in Finsterniß übergehende Dämmerschein erlaubte, die Dinge umher zu betrachten, ob sie die nämlichen seien, die sie früher wahrgenommen. Sie vermochte nicht einen Unterschied zu erkennen. Rastlos eilte sie nun weiter, oft freudig aufblickend und rascher schreitend, wenn sie eine Lichtung entdeckte, die das Ende des Waldweges anzuzeigen schien, aber nicht entmuthigt, wenn sie aus einer solchen Lichtung tretend, sich getäuscht sah und der Pfad noch immer schmal und dunkel und ohne sichtbaren Ausgang vor ihr lag.

Sie hatte kein physisches Gefühl der Ermüdung oder Kälte mehr, als sie so dahin zog, allmälig nicht ohne banges Herzklopfen an die Angst des Vaters denkend, der seinen Fischfang längst aufgegeben und nach ihr gesucht haben müßte. Es war schon ganz finster im Wald geworden und vorsichtiger setzte sie den Fuß weiter, ohne ihn jedoch aufzuhalten; denn

sie spürte einzelne Regentropfen fallen. Unheimlich wie noch nie, wurde ihr zu Muthe, aber noch immer war sie der festen Ueberzeugung, daß der Pfad sich öffnen und sie auf die Bergwiese heraustreten werde.

Der Regen rauschte stärker und plötzlich wurde es vor ihr dämmerhell, ein sicheres Zeichen, daß sie die finstere Dichtung des Waldes zurückgelegt und eine freie Gegend vor sich habe. Sie fühlte sich unendlich beruhigt und angstfrei und freute sich, den Lichtschimmern aus den Häusern des Dorfes entgegen, wenn sie einmal die Wiese erreicht haben werde. Sie trat nun wirklich ganz aus dem Walde heraus, — was aber vor ihr lag, war nicht die ersehnte Wiese, sondern ein weites von fernem Gebirge abgegrenztes Thal, ohne Spur einer menschlichen Wohnung, von letztem Dämmerschein grau überkleidet und selbst ohne Zuflucht vor dem stets mächtigen Wettersturm. Lucy übersah dies Alles und konnte nun nicht mehr zweifeln, daß sie irre gegangen.

Das bisher so muthige Kind fühlte die Füße wanken und starrte halb bewußtlos nieder, unfähig zu denken, was weiter zu thun sei. An eine Birke gelehnt, deren silbern schimmernde Stämme ihr in der Ferne wie die weiße Mauer eines Obdachs erschienen waren, beugte sie das Haupt widerstandslos den Wettern, die darüber hinrauschten. Als die durch

die rasche Bewegung erzeugte Wärme des Körpers bald sich verloren hatte, überfiel sie ein Zittern aller Glieder, welches geeignet war, sie aus ihrem dumpfen, sinnberaubten Hinbrüten zu reißen. Sie versuchte die Regentropfen vom Gewande zu schütteln und ersetzte den unbrauchbar gewordenen Hut, indem sie das Seidentuch, das sie um den Hals trug, mit dem Battisttuch zusammenband und turbanartig um den Kopf schlang. Dann ging sie einige Schritte nach dem Walde zurück, um besser vor dem Wetter geschützt zu sein, und ließ sich, dicht in ihr großes Tuch gehüllt, auf dem in der Erde wurzelnden Pflock eines umgehauenen Baumstammes zu einiger Rast nieder.

Sie kam bald zur Ueberzeugung, daß es nicht gerathen wäre, den Weg weiter fortzusetzen und vielleicht die ganze Nacht irre zu gehen, ohne einer menschlichen Wohnung zu begegnen. Vielmehr wäre es rathsamer, dachte sie, den eben zurückgelegten Pfad durch den Wald wieder einzuschlagen, um den Leuten, die ihr Vater gewiß nicht ermangele, nach ihr auszusenden, so weit sie noch zu gehen im Stande, entgegenzukommen. Vielleicht daß sie, an dieser Stelle ziemlich geschützt vor dem Regen, sein gänzliches Aufhören abwarten und dann mit mehr Kraft ihre Wanderung nach dem Felsen wieder antreten könne. Die Füße an sich ziehend, die Ellenbogen auf die Knie,

den Kopf in die Hände gestützt, spürte sie wohl das lindernde Gefühl der Ruhe nach langer Ermüdung, aber eine Beklommenheit überkam sie, der sie nicht wehren konnte. Mit aufgeregter Phantasie malte sie die Bilder aller Schrecken und Gefahren, deren Menschen in solcher nächtlichen Einsamkeit ausgesetzt sein können, und als sie nebenbei an das angstvolle Leid dachte, das ihr Vater in diesem Augenblicke empfinden müsse, quollen heiße Thränen zwischen ihren das Antlitz verhüllenden Händen hervor. Mit unendlicher Innigkeit weinte sie fort; nicht nur das gegenwärtige, auch alles je empfundene und noch zu fürchtende Weh schien von diesen Thränen aus dem verborgensten Winkel ihrer Seele hervorgeschwemmt zu werden, um sich in Strömen zu ergießen. Krampfhaft schluchzte sie, ihre ganze Gestalt wurde von einem inneren Sturm hin- und hergebeugt, in welchen das im Walde brausende Wetter wie mit wild harmonischen Akkorden einfiel.

Plötzlich aber schrak sie auf, ein weißleuchtendes Feuer schien irgendwo zu glimmen, rasch strich sie die thränennassen Haare aus dem Angesicht, stand auf und blickte umher. Zwischen schwarzgrauen, zerrissenen Wolken fiel ein bleicher Strahl des sonst ganz verdeckten Mondes auf das Thal vor ihr nieder und wie angezündet glänzten die weißen Birkenstämme.

Sie fühlte sich von diesem Lichtschimmer wunderbar gekräftigt. „Nun keine Thräne mehr," sagte sie zu sich selbst, ihre Zaghaftigkeit belächelnd; „Muth und Geduld! Die Finsterniß mindestens ist vorbei und der Regen scheint auch vorüber; vielleicht ist das Schlimmste hinter mir."

Und sie wollte sich zum Weiterschreiten rüsten, um, wie sie vorhin bedacht hatte, den Weg, den sie gekommen, wieder zurückzugehen; aber noch lag eine unbesiegbare Müdigkeit in ihren Gliedern und sie nahm ihren Sitz wieder ein; ganz ruhig und fast heiter im Gemüthe, so gewitterhaft hatten die vergossenen Thränen ihr Inneres von aller Beängstigung gereinigt, überließ sie sich nun dem Eindruck des nächtlichen Naturschauspiels.

Es erhoben sich raschelnde, brausende, tönende Stimmen im Walde, vom Winde angeregt, der in den Bäumen und Schluchten sein übermüthiges Spiel trieb, aus dem Thale wurde das Rauschen des Wassers vernehmbar, von einem Bach oder vom Regen, den die Zweige abschüttelten; Lucy bekam fast Sehnsucht nach einer Menschenstimme und es fiel ihr ein, daß sie ja noch keinen Ruf erhoben habe, dem vielleicht eine Antwort geworden wäre. Anfangs befangen, dann muthiger, rief sie nach ihrem Vater, dann andere Namen, die ihr auf der Reise vorge-

kommen und von Freunden aus der Heimath; einmal kam ihr auch der Name Edgard's auf die Lippen, sie unterdrückte ihn aber schnell, als fürchtete sie, er könnte dem Rufe Folge leisten. Es erschreckte sie nicht, daß nichts, kaum ein Echo im Walde erwiederte, ja es beruhigte sie dadurch zu erkennen, wie unzugänglich und deshalb gefahrlos ihre Einsamkeit sein müsse.

Davon ermuthigt, begann sie sogar ein schönes italienisches Lied, zu welchem sie in Neapel selbst die Melodie erfunden, und das sie seitdem oft wiederholt hatte. Sie sang es laut, kräftig und heiter, und erst die Erinnerung, daß sie es noch am Morgen dieses Tages vor ihrem Vater gesungen, brachte sie in das unangenehme Bewußtsein ihrer gegenwärtigen Situation zurück. Das Mondlicht hatte indeß die dunklen Wolken immer siegreicher durchdrungen, bis sie nach langem Ringen zur Seite wichen, dann hartnäckig wiederkamen und endlich scheu den Horizont hinunterjagten. Es wurde trostreich hell. Je breiter sich der bleiche Schimmer über das Thal legte, desto nachgiebiger wurde es, ihm seine Schönheit zu enthüllen. In sanften Anhöhen stieg es zu den fernen, begrenzenden Bergen empor. Hie und da zerstreute Bäume ragten, den grauen Mantel, der sie bisher bedeckt hatte, jetzt als ihren Schatten zu Boden werfend, majestätisch auf und schmückten ihre Kronen mit den weißen Perlen

des geisterhaften Scheines. Er entlockte den Pflanzen und Gräsern jenen starken, ölgeschwängerten Duft, der, eingeathmet, so viele Sehnsucht weckt nach unbekannten Genüssen, nach einem zauberischen Zustand, der dem Zauber der mondbeschienenen Landschaft selbst entsprechen müßte. Die Natur feiert in solchem unbelauschten Lichtverkehr zwischen Mond und Erde, Sternen und Pflanzen mährchenhafte Feste, deren elensische Geheimnisse gänzlich mitzufeiern, der Mensch sich selber zu irdisch befangen erscheint und deshalb die geisterhaften Wesen der Elfen und Feen dazu erfindet. Lucy trat aus ihrem Waldversteck in das Thal hinaus, regungslos dem Anblick hingegeben. Das silberne Licht umfloß sie, wie Metall erglänzten darin ihre nassen Gewänder, der improvisirte Turban gab ihrer Stirne königliches Ansehen, und wie sie den Ausdruck begeisterten Staunens in den schönen Zügen ruhig dastand, gleichsam die Göttin des Thals in schimmernder Rüstung, hätte es nach eines Zuschauers bedurft, um den Reiz wahrzunehmen, den dies nächtliche Naturbild auf sie warf und den sie ihm hinwieder verlieh.

Als sie umherspähend selbst in so hellem Schimmer kein Haus, keine Hütte, keine menschliche Herberge entdeckte, blieb sie bei ihrem Entschluß, den Weg, den sie gekommen, wieder einzuschlagen. Sie schritt langsam immer tiefer in den Wald zurück, den sie früher

zu Ende zu gehen so sehnsüchtig getrachtet hatte. Mild, ernst und seltsam gehoben war ihre Stimmung.

Große Schicksale sind nicht immer zugleich große Ereignisse. Wohl müssen oft die rauhesten Stürme des Lebens an einem Charakter meißeln und was von Neigungen und Leidenschaften d'ran und d'rum hängt, in Stücke schlagen, eh' er sich in seiner angeborenen Eigenthümlichkeit rein, frei und groß erhebt, — noch öfter aber reicht dazu eine Geringfügigkeit hin, die an tausend Anderen spurlos vorübergeht. Aus dem Inhalt einer Sekunde, aus der gewöhnlichen Geschichte eines Werkeltages kann der umgestaltende Arm des Schicksals herausgreifen, von Keinem bemerkt und geahnt in eine menschliche Seele fassen, und im Moment sinkt von ihr ab, womit Erziehung und Gewohnheit, Herkommen und gedankenlos angenommene Begriffe sie erstickend umhüllt hatten und — mag der Leib, der sie trägt, auch viele Jahre alt sein — sie ist doch in solchem Augenblicke erst zur Welt gekommen. Ein verheerendes Feuermeer oder ein einfacher Sonnenstrahl kann sie zwingen, ihr sehendes Auge aufzuschlagen, das Außerordentlichste wie das Gewöhnlichste kann ihr zu einem großen Schicksale werden. Wer berechnet hier genau die Disposition einer Seele für die Wirkung äußerer Begebenheiten, wer belauscht solchen geheimen plötzlichen Entwickelungs-

proceß? Oft selbst der nicht, den es trifft. So wußte Lucy nicht, daß diese einsame Wanderung, dies Eindringen großartigen Naturgenusses, unter anderen Umständen ein Alltägliches, heute ein Schicksal für sie sein konnte, wenn es vielleicht von ihrem Innern abstreifte, was ihm nicht eigenthümlich, wenn vielleicht die hier unmittelbar auf sie wirkende sichtbare Natur auch die Unmittelbarkeit ihres natürlichen Wesens, für ihr ganzes übriges Leben bestimmend, zu Tage förderte.

Sie war langsam, aber unausgesetzt weiter geschritten, immer aufwärts, woher sie gekommen, keinem noch so lockenden Seitenpfade Folge leistend. Ein gewisses Vertrautwerden mit dem Walde und den mannigfachen Erscheinungen darin, eine furchtlose Ruhe, als ob sie nirgends sicherer sein könne, stellte sich allmälig bei ihr ein. Ihre Sinne und Gedanken geriethen in jene liebliche Verwirrung, wie sie die längere Andauer eines seltsamen und abenteuerlichen Zustandes hervorzubringen pflegt. Was ihr jetzt auch immer Ungewöhnliches begegnet wäre, es hätte sie nicht mehr befremdet und wäre ihr als ganz natürlich erschienen. Und es ereignete sich in der That ein Umstand, über welchen sie unter anderen Verhältnissen nicht genug hätte erstaunen können.

Als sie so dahin schritt, vernahm sie plötzlich in

ziemlicher Entfernung und ganz seitwärts von der Richtung, die sie eingeschlagen hatte, eine Stimme, männlich stark und tief, aber wunderbar klangvoll und süß. Es war erst nur das Anschlagen einer Note, in der Stille der Nacht und durch den Wald hindurch besonders melodisch tönend. Das wäre so erstaunlich nicht gewesen, aber nach wiederholtem Anschlagen einzelner Noten in immer kürzeren Zwischenräumen ging der Gesang anfangs nur wie präludirend, dann immer deutlicher in eine ihr bekannte Melodie über und es entwickelte sich zuletzt wort- und klanggetreu das Lied daraus, das sie in Neapel erlernt, das sie am Morgen vor ihrem Vater und vor einer Stunde in tiefster Einsamkeit am Ausgange des Waldes gesungen hatte. Wer konnte dies nirgends bekannte Lied, zu welchem ihr ein Fischermädchen die Worte gab und ihr die passenden Töne dazu finden half, hier anstimmen? Sie dachte nicht nach darüber, sie überließ sich ganz dem Zauber dieses märchenhaften Umstandes und lenkte ihre Schritte nach der Richtung, von welcher die Stimme stets inniger, stets schmelzender zu ihr drang. Die Stimme schien unzertrennlich an dem Liede zu haften, dessen Ende sie immer wieder mit seinem Anfang vermählte und sich in vielen Abänderungen scheinbar davon entfernend, doch zuletzt mit dem Ausdruck bald klagender Sehnsucht, bald

leidenschaftlicher Glut zu den Grundtönen der Melodie zurückkehrte. Die Stimme klang nicht näher, nicht ferner, wie Lucy ihr nachwandelte, was den Zauber vermehrte, wenn es auch nur bedeutete, daß der Sänger gleichen Schrittes mit ihr fortwanderte. So spannen sich die Töne als Ariadnefäden zu ihr hin, um sie aus dem Labyrinth des Waldes zu leiten, und es däuchte ihr, daß sie, so geleitet, bis an's Ende der Welt rastlos wandern könne. Plötzlich aber, wider Vermuthen, ohne Vorbereitung brach die Stimme ab, es wurde lautlos still, nur in zitternden Luftwellen glaubte Lucy mit aufgeregten Sinnen die Klänge fast unhörbar vibriren zu fühlen.

Der Richtung folgend, von woher der nun verstummte Gesang gedrungen war, wehte es sie nach einer Weile kalt an, und sie trat, dem Winde preisgegeben, vor welchem sie der Wald bisher geschützt hatte, auf eine ziemlich unwirthlich scheinende Haide heraus, die in ihrer Mitte mehr als vom jetzt ziemlich verhüllten Mondlicht, vom rothen, flackernden Schein eines, wie es schien, aus der Erde brechenden Feuers erhellt wurde. Diese unerwartete Veränderung der Landschaft rief Lucy aus der Art von gedankenloser Bezauberung, in welche die Stimme im Walde sie versetzt hatte, in die Erkenntniß ihrer Lage zurück. Sie wünschte lebhaft, hier endlich Menschen und einen

geeigneten Ort zur Erholung zu finden. Einen Augenblick verweilend legte sie die Hand als Schirm vor die Augen, um weniger geblendet von dem Feuer nach dem wahrscheinlichen Zwecke desselben aussehen zu können. Sie bemerkte nichts, was ihr zur Erklärung hätte dienen können, ja der Anblick wurde nur noch räthselhafter durch eine dunkle Gestalt, von der nicht zu erkennen, ob sie einem Menschen oder einem Thiere angehörte, und die bald rasch, bald langsam das Feuer umkreiste. Lucy empfand einige Scheu, die paar hundert Schritte zurückzulegen, die sie von dem etwas unheimlichen Gegenstand ihrer Betrachtung trennten. Erst als sie beim aufflackernden Schein hinter dem Feuer die Balken eines kleinen, rohgezimmerten Gebäudes wahrnahm und hier den Aufenthalt menschlicher Wesen vermuthen durfte, überwand sie sich dazu.

Ganz nahe gekommen, entdeckte sie in der früher bemerkten Gestalt am Feuer ein altes in Lumpen gekleidetes Weib, dessen Anblick grauenhaft häßlich war. Abschreckender als die flatternden weißen Haare, als die verwitterten Züge mit dem Ausdruck thierischer Blödigkeit, war der am Halse hervorquellende Kropf, das Erbtheil so vieler Gebirgsbewohnerinnen und so oft das Anzeichen des Cretinismus. Ein großes Stück Holz in der Hand rührte das Weib unablässig

in einem über einer Grube hängenden Kessel, in welcher ein starkes Feuer angemacht war. Vergebens suchte Lucy die Aufmerksamkeit dieses unglücklichen Geschöpfes auf sich zu lenken und ihr Bedürfniß einer Ruhestätte durch Zeichen verständlich zu machen. Das Weib schritt fortwährend im Kreise um den Kessel, und Lucy gewann es endlich über sich, ohne weiteres die Hütte zu betreten, welche die Wohnung dieser armen Kreatur zu sein schien.

Die nur angelehnte Thür aufstoßend, befand sie sich in einem kleinen rauchgeschwärzten Raum, den brennende, an den Wänden befestigte Kienspäne mühselig beleuchteten. Noch auf der Schwelle stehend, vernahm sie im dunklen Hintergrunde Geräusch, und als sie vollends eingetreten war, hatte sich schon aus einer Art von finsterem Verschlag die Gestalt eines Mannes hervorgearbeitet, der gleich darauf mit der Geberde namenloser Ueberraschung vor sie hintrat. Lucy, dadurch aufgehalten, sich sogleich auf eine an der Wand stehende Bank niederzulassen, stützte, ermüdet wie sie war, einen Arm auf den Tisch und den andern leicht in die Seite gestemmt, betrachtete sie aufmerksam und forschend die fremde Erscheinung. Der Mann stand noch immer wie gefesselt vor Erstaunen regungslos und ohne ein Wort zu sprechen. Je länger sie aber ihr prüfendes Auge auf ihm weilen

3*

ließ, desto fester und ruhiger wurde ihr Blick und sie empfand bald jene unbefangene Sicherheit, welche ein edles Weib selbst unter den abenteuerlichsten Umständen nicht verliert, wenn es einem Mann von Bildung gegenüber zu stehen glaubt. Und der Fremde besaß in der That für das kompetente Auge einer Engländerin Alles, was ihn einem wahren Gentleman ähnlich machen konnte. Ein mehr zierlicher als starker Wuchs wurde vom eng anliegenden Jagdgewand auf das Vortheilhafteste gehoben, der Ausdruck des sanftesten Ernstes in den dunklen Augen, eine hohe Stirne und auffallend schön gepflegte Hände gaben seinem Wesen den Anstrich von Eleganz und innerer Vornehmheit. Lucy vermuthete, daß es hier gelingen könnte, sich in einer anderen als der Landessprache, der sie nicht mächtig war, verständlich zu machen. Sie sprach ihn daher französisch an mit den Worten:

„Wie nennt sich diese Gegend? Wie weit ist es von hier zum See? Ich bin von dorther irre gegangen."

Der Fremde, der erst durch diese Ansprache aus seiner Versteinerung gerissen wurde, und sich nun seines fortgesetzten Erstaunens zu schämen schien, nahm die Miene der Gleichgiltigkeit an, nur daß er, wie unwillkürlich, die französische Rede in Lucy's Muttersprache erwiederte:

„Sie sind hier in einer Barake, Miß, in der die Gemsenjäger, bevor sie bei Tagesanbruch in's höhere Gebirge hinaufsteigen, eine Weile zu rasten und sich vorzubereiten pflegen. Nach dem See ist es für einen raschen Fußgänger, der die Wege kennt, nur eine Stunde, da es abwärts in's Thal hinuntergeht."

„Und glauben Sie, mein Herr," fragte Lucy, nun ebenfalls in ihrem Idiom, „daß hier Jemand aufzutreiben wäre, der sogleich nach dem See eilte, meinem Vater von mir Nachricht zu geben, oder für ein Fuhrwerk oder auch nur für ein Pferd sorgte, das mich hintrüge; denn ich bin zu erschöpft, um einen Schritt zu Fuße zu machen."

Und sie ließ sich auf der Bank nieder, in der Ruhe ihrer Mattigkeit erst recht inne werdend.

„Eine Fahrstraße giebt es hier nicht," entgegnete der Fremde; „auch ein Bote wäre kaum zu finden, die Jäger sind noch nicht heraufgekommen, dem Cretin, der ihnen draußen die Speisen bereitet, wäre nichts beizubringen; somit bleibt Niemand als ich selbst."

Der Fremde, der diese Worte halb zu sich selbst als das Resultat eigener Ueberlegung gesprochen hatte, griff jetzt rasch zu seinem rückwärts im Verschlag auf einem Bund Stroh liegenden Mantel und einem mit mannigfachen Federn geschmückten Hut, wie ihn die

Gebirgsschützen tragen. Dann vor Lucy hintretend, schien er ihres Auftrages gewärtig.

Lucy sann einen Augenblick nach; so erwünscht ihr ein Beistand kam, wie sie ihn hier im fremden Lande nicht hätte hoffen dürfen, hätte sie doch beinahe Bedenken getragen, so rücksichtslos darüber zu verfügen, wäre sie nicht von einer natürlichen Empfindung darauf geleitet worden, daß sie, was sich ihr so anspruchslos und ohne Umstände darbot, nicht besser als durch eine gleich freimüthige Annahme zu würdigen vermochte. Sie sagte daher in erregter Weise, die ihre dankbare Freude ausdrückte:

„Wollen Sie denn einen weiten Weg in so später Stunde nicht scheuen, so treffen Sie am See Lord L . . . . ton, meinen Vater. Es wird ihn aus einem schrecklichen Seelenzustande reißen, wenn er erfährt, daß ich ein, wie es scheint, gefahrloses Obdach gefunden und mit dem frühesten Morgen zu ihm zurückkehren werde. Will er Jemand senden, etwa den Diener John, der mich nach dem See hinabbegleite, so könnte ich früher noch aufbrechen."

Der Unbekannte verbeugte sich wie zum Abschied; als aber Lucy, da sie den Schutz, den sie kaum gefunden, wieder verlieren sollte, nicht ohne Aengstlichkeit umherspähte, und die Hand nach einer an der Wand lehnenden Flinte ausstreckte, holte der Mann

aus einem Felleisen eine kleine Kassette, und zog daraus ein Terzerol und eine Stichwaffe mit verziertem Griff hervor.

„Sie haben hier nichts zu fürchten, Miß, sagte er, und zum Ueberfluß lasse ich Ihnen diese Waffen hier, bequemer zu handhaben als die Büchse. Gestatten Sie jedoch, daß ich, ehe ich mich entferne, den Wirth dieses armseligen Hotels mache, wozu ich ja als der früher Angekommene verpflichtet bin."

Und mit Gewandtheit und Schnelligkeit bewegte sich nun der Fremdling in dem kleinen Raume; ehe Lucy sein Vorhaben erkennen konnte, hatte er schon den Mantel in die Form eines Sackes geknüpft, den er, mit dem Stroh aus dem Verschlag gefüllt, als ein nicht zu verschmähendes Ruhekissen auf die harte Bank warf, welche das müde Mädchen sitzend einnahm. Dann verschwand er im Verschlag, bis sie seine Schritte über ihrem Haupte knarren hörte; denn rückwärts führte eine hölzerne Treppe zu einem Dachboden hinauf. Von diesem holte er ein Kopfkissen und eine rauchhaarige Decke herab zur Vervollständigung des Ruhelagers. Der Lade des Tisches Brod, seinem Felleisen eine strohumflochtene Flasche entnehmend, stellte er Beides vor Lucy hin. „Essen Sie, Miß," sagte er, „und trinken Sie davon, es ist das einzige Erwärmungsmittel, das uns hier zu Gebote steht."

Dann den schweren Gebirgsstock ergreifend, verschwand er, ehe Lucy seine Bemühungen und seinen nickenden Abschiedgruß mit einem Wort des Dankes vergelten konnte.

Der junge Mann schritt mit der Sicherheit, welche ihm die volle Ortskenntniß gab, rasch dahin. In seine Mienen kehrte ein Zug jenes Erstaunens zurück, welches er der plötzlichen Erscheinung des jungen Mädchens gegenüber kaum hatte bewältigen können; doch war er jetzt von einem ununterbrochenen Nachsinnen begleitet, welches zuweilen in halben Worten, die über seine Lippen kamen, ein Resultat zu finden schien. Der Eindruck, der in ihm mächtig war, mußte ein mehr als gewöhnlicher und nicht blos durch die seltsamen Umstände hervorgerufener sein. Zwar hätte der überraschende Anblik Lucy's Jeden ergriffen, der desselben an solchem Orte und zu solcher Stunde nicht gewärtig sein konnte. Auch war ihre Schönheit, als sie sich in der Aufregung des Momentes ihrer natürlichen Anmuth ebenso unbewußt als ungezwungen überließ, in voller gewinnender Majestät hervorgetreten, ohne die künstliche Abgemessenheit, durch welche der Weltgebrauch die grazienhafte Freiheit der Bewegungen hemmt. Dazu kam die turbanartige Kopfbedeckung und das übrige Costüme, das, wie sie es zum Schutz vor dem Regen und zur Bequemlichkeit während des

Ganges verändert hatte, ihre Erscheinung noch fremdartiger und abenteuerlicher machte. Doch hätte all dies Aeußerliche auf einen Mann, der mit der Mannigfaltigkeit des Lebens vertraut schien, nicht so befremdend und nachhaltig zu wirken vermocht, wäre nicht noch ein anderes inneres Motiv dazu getreten.

Er hätte, dem Nachdenken hingebegen, fast den Zweck seiner Wanderung vergessen, wenn derselbe nicht mit dem Gegenstande seines träumerischen Hinbrütens so innig verknüpft gewesen wäre. Er beschleunigte daher seine Schritte und mochte sich nach einer halben Stunde in der Mitte des Waldes befinden, als er durch das Gezweige und die Baumlücken die rothen Lichter von Fackeln wahrnahm und rufende Stimmen hörte. Es war der Name „Lucy", der ihm von allen Seiten entgegenschallte, und ahnend, daß es der Name des Mädchens, nach welchem suchende Menschen ausgegangen, überkam es ihn seltsam, daß er ein Wort, welches ihm so kostbar schien und in das er wie in durchsichtigen Krystall, was unaussprechlich in ihm wogte, zu sicherer Festhaltung einfassen zu können vermeinte, zuerst von fremden Lippen laut und hallend und von vielstimmigem Echo des Waldes wie verlockend vernahm, als ob Welt und Natur sich geeinigt hatten, ihm ein Schicksalswort zuzurufen.

Er erwiederte nun den verschiedenen Stimmen und lockte die zerstreuten nach einem größeren freieren Rasenplatz im Walde, wo er, als er ihn erreicht hatte, die Entgegenkommenden erwartete. Ausrufungen der Verwunderung und der Freude in englischer Sprache drangen zu ihm, die er rastlos mit ermuthigenden Zurufen beantwortete; das Gestrüpp und Gesträuch zerbrach unter den nahenden Tritten und bald hatte sich, umgeben und gefolgt von fackeltragenden Bauern, ein alter Mann zu ihm Bahn gemacht, der mit den Worten: „Wo ist sie!“ angstvoll und forschend nach allen Seiten spähte.“

„Beruhigen Sie sich Mylord,“ sagte der Fremde, „Ihre Tochter ist vollkommen geborgen und wenn es Ihre Erschöpfung zuläßt, so können wir bald die Hütte erreichen, nach welcher sie sich verirrt hat. Ich war so glücklich, ihr dort zu begegnen und habe es übernommen, Ihnen von ihr Nachricht zu geben.“

Der Lord, angenehm überrascht, hier ein wohlklingendes Englisch zu vernehmen, staunte den Sprecher an und suchte beim Fackelschein seine Züge zu prüfen.

„Ich begrüße einen Landsmann in Ihnen, Sir?“ fragte er.

„Nein, Mylord, ich bin ein Deutscher, einige

Jahre Aufenthalt in Ihrem Lande haben mir die Herrschaft über Ihre Sprache gegeben."

„Ist es möglich, die Nacht in jener Hütte zuzubringen?"

„Es wäre nicht rathsam, das ziemlich ermüdete Mädchen heute noch den Weg zum See zurücklegen zu lassen, und es fehlt hier an jedem Transportmittel. Wollen Sie sich darum entschließen, Mylord, bis zum Morgen dort auszuharren, so wenig Komfort ich Ihnen auch versprechen kann."

Der Lord belohnte und verabschiedete nun die Bauern und hieß John, der den Fremden fortwährend mit offenem Munde anstarrte, nach dem See zurückzukehren, da der junge Mann erklärt hatte, daß der Zufluchtsort Lucy's nicht Raum genug biete, noch Jemand zu beherbergen.

„Wohlan denn," sagte der Lord, „lassen Sie uns rüstig fortschreiten, ich kann es nicht erwarten, das tolle Kind wieder zu sehen, das mir so viele Angst bereitet hat."

Und die Beiden stiegen durch den Wald aufwärts in's Gebirge, so eifrig, daß nicht zu entscheiden gewesen wäre, wer angelegentlicher wünschte an's Ziel zu kommen. Beide schwiegen, woran nebst dem athemraubenden Wege die nationale Scheu des Engländers die Schuld tragen mochte, mit einem Unbekann-

ten und nicht förmlich Vorgestellten, sich in ein mehr als durchaus nothwendiges Gespräch einzulassen.

Lucy hatte sich indessen, so gut es anging, in ihrer Einsamkeit zurecht gefunden. Sie empfand weder Hunger noch Durst, da das Bedürfniß nach voller Ruhe jedes andere verschlungen zu haben schien. Mit Behagen benützte sie das wunderliche Lager, das sie der schnellen Geschicklichkeit des jungen Mannes verdankte, doch strengte sie alle ihre Geisteskräfte an, um wach zu bleiben, da sie in der Unheimlichkeit des Ortes, noch gesteigert durch die Anwesenheit der schreckhaft anzuschauenden alten Frau, deren Bewegungen draußen sie manchmal zu hören glaubte, nicht in den bewußtlosen Zustand des Schlummers zu versinken wagte, als hätte sie alle Augenblicke gerüstet sein müssen irgend einer Gefahr entgegen zu treten. Auch gelang es ihr, weil ungewohnte physische Anstrengung eine Aufregung zurückläßt, welche den Schlaf lange fern hält. So lag sie, während die Eindrücke des Tages an ihrer Seele vorüberzogen, mit offenen Augen, die endlich immer länger auf den zierlichen Waffen haften blieben, welche eine unerwartete Begegnung ihr in die Hände gespielt hatte. Sie konnte es sich nicht verwehren, auf Schaft, Griff und Klinge nach eingegrabenen Buchstaben oder Zeichen zu suchen, um daraus auf den Namen oder Stand des Be-

fichers zu schließen. Allein während sie noch damit beschäftigt war, schreckten schwere Tritte sie aus ihrer Forschung und unter dem niedern Eingang das Haupt bückend, betraten drei Männer in der Tracht der Gebirgsschützen, den langen Lauf des Stutzens vor sich hertragend, die kleine Stube.

Das junge Mädchen erhob sich und nahm wieder ihre sitzende Stellung ein. Die fremden Besucher starrten überrascht auf die unerwartete Erscheinung und redeten zu ihr. Als Lucy einige englische Worte erwiederte und ihnen durch Mimik und Geberden zu verstehen gab, daß sie nicht von diesem Lande und auf einer Wanderung sich hierher verirrt habe, setzten zwei der Männer sich an den Tisch, während der dritte hinausging und dem alten Weibe half den Kessel vom Feuer zu nehmen und in die Stube zu tragen. Der Inhalt desselben wurde auf hölzerne Teller geschöpft, die bisher in Wandlatten gesteckt hatten, und auch die Cretine, die einen Krug mit Wasser gebracht hatte, dessen sich die Jäger gemeinschaftlich bedienten, kauerte mit ihrem Antheil in einem Winkel. Einer der Männer füllte seinen Teller zum zweiten Male und stellte ihn vor Lucy hin, die mit dankendem Kopfnicken davon aß. Dieser stumme Dank schien guten Eindruck zu machen; denn die Männer, die bisher laut gescherzt und gelacht hatten,

ten und nicht förmlich Vorgestellten, sich in ein mehr als durchaus nothwendiges Gespräch einzulassen.

Lucy hatte sich indessen, so gut es anging, in ihrer Einsamkeit zurecht gefunden. Sie empfand weder Hunger noch Durst, da das Bedürfniß nach voller Ruhe jedes andere verschlungen zu haben schien. Mit Behagen benützte sie das wunderliche Lager, das sie der schnellen Geschicklichkeit des jungen Mannes verdankte, doch strengte sie alle ihre Geisteskräfte an, um wach zu bleiben, da sie in der Unheimlichkeit des Ortes, noch gesteigert durch die Anwesenheit der schreckhaft anzuschauenden alten Frau, deren Bewegungen draußen sie manchmal zu hören glaubte, nicht in den bewußtlosen Zustand des Schlummers zu versinken wagte, als hätte sie alle Augenblicke gerüstet sein müssen irgend einer Gefahr entgegen zu treten. Auch gelang es ihr, weil ungewohnte physische Anstrengung eine Aufregung zurückläßt, welche den Schlaf lange fern hält. So lag sie, während die Eindrücke des Tages an ihrer Seele vorüberzogen, mit offenen Augen, die endlich immer länger auf den zierlichen Waffen haften blieben, welche eine unerwartete Begegnung ihr in die Hände gespielt hatte. Sie konnte es sich nicht verwehren, auf Schaft, Griff und Klinge nach eingegrabenen Buchstaben oder Zeichen zu suchen, um daraus auf den Namen oder Stand des Be-

sitzers zu schließen. Allein während sie noch damit beschäftigt war, schreckten schwere Tritte sie aus ihrer Forschung und unter dem niedern Eingang das Haupt bückend, betraten drei Männer in der Tracht der Gebirgsschützen, den langen Lauf des Stutzens vor sich hertragend, die kleine Stube.

Das junge Mädchen erhob sich und nahm wieder ihre sitzende Stellung ein. Die fremden Besucher starrten überrascht auf die unerwartete Erscheinung und redeten zu ihr. Als Lucy einige englische Worte erwiederte und ihnen durch Mimik und Geberden zu verstehen gab, daß sie nicht von diesem Lande und auf einer Wanderung sich hierher verirrt habe, setzten zwei der Männer sich an den Tisch, während der dritte hinausging und dem alten Weibe half den Kessel vom Feuer zu nehmen und in die Stube zu tragen. Der Inhalt desselben wurde auf hölzerne Teller geschöpft, die bisher in Wandlatten gesteckt hatten, und auch die Cretine, die einen Krug mit Wasser gebracht hatte, dessen sich die Jäger gemeinschaftlich bedienten, kauerte mit ihrem Antheil in einem Winkel. Einer der Männer füllte seinen Teller zum zweiten Male und stellte ihn vor Lucy hin, die mit dankendem Kopfnicken davon aß. Dieser stumme Dank schien guten Eindruck zu machen; denn die Männer, die bisher laut gescherzt und gelacht hatten,

betrachteten nun schweigend mit treuherziger Neugierde das junge Mädchen. Plötzlich bemerkten sie die Flinte, die der junge Mann zurückgelassen, untersuchten sie, sprachen eifrig mit einander und Lucy glaubte zu erkennen, daß sie sich vom Eigenthümer derselben unterhalten. Sie reichten nun Lucy die Hand zum Gutenachtwunsch und stiegen dann die Treppe zum Dachboden hinauf, nachdem sie die brennenden Kienspäne gelöscht hatten und gefolgt von dem alten Weibe, das den glotzenden Blick nie von ihnen verwandte. Bald hörte Lucy, wie sie sich oben auf eine Lagerstätte warfen, es war still und dunkel um sie her; sie streckte sich nun wieder auf die Bank, hüllte sich fester in die Decke und lauschte aufmerksam in die Nacht hinaus.

Der Luftzug, der durch die sich öffnende Thüre drang, entriß sie einem betäubenden Halbschlummer, sie hörte ihren Namen, von der Stimme des Vaters gerufen und lag einen Moment später mit einem Freudenschrei an seiner Brust. Sie erhob sich nicht davon, als der junge Mann bereits Licht angezündet hatte und auch der Lord war, wie seine zuckenden Mienen verriethen, mehr bewegt, als er in Worten gestehen vermochte. „Thörichtes Kind“ sagte er endlich, „hast Du mir entlaufen wollen? Bist Du auf Entdeckungsreisen ausgegangen? Und hast nicht ein-

mal die Zehrung abgewartet, die ich Dir aus dem See gefischt?"

„O es war sehr, sehr unrecht von mir," erwiederte Lucy, indem ein freudiges Lächeln wunderbar zu dem nassen Schimmer ihrer Augen stand; „aber es war so schön in so schauerlicher Einsamkeit, und ich habe mich nur wenig gefürchtet und war glücklich und jetzt ist Alles wieder gut."

„Was würde Edgard dazu sagen?" scherzte der Lord, während er sich niederließ und den kleinen Raum und die auf dem Tische liegenden Geräthschaften in Augenschein nahm. Lucy erzählte nun von den Gemsenjägern, die hier gewesen und eben zur Ruhe gegangen, wie freundlich sie mit ihnen verkehrt, sie erzählte von ihrer Wanderung und sprach endlich dem unerwarteten Beschützer, den sie gefunden, mit Wahrheit und Innigkeit ihren Dank aus. Der Lord stimmte ein und der Unbekannte, indem er die freundlichen Worte wie ein erfreuliches Geschenk aufnahm, erwiederte, daß sein Werk noch nicht zu Ende, indem es ihm noch zukomme, sowohl dem Lord als Lucy ein Nachtlager anzuweisen, was freilich bei der Enge des Raumes und Mangel an allen Bequemlichkeiten einige Schwierigkeit habe. Was ihn selbst betreffe, so werde er wachen und dann mit den Gemsenjägern des Mor-

gens in's Gebirge aufbrechen, was eigentlich der Zweck seines Hierseins.

Lucy, indem sie die Kissen, auf denen sie geruht hatte, in den Verschlag trug, drang in den Vater, sich dort zur Ruhe zu begeben; sie selbst sei vollkommen gestärkt und munter und werde den Aufbruch der Jäger auf der Bank abwarten. Der Lord willigte endlich ein und bald waren Lucy und der Fremde die einzigen Wachenden in dem kleinen Gebäude und saßen sich, nicht ohne den geheimen Reiz der Situation zu empfinden, stumm gegenüber.

Der junge Mann starrte lange gedankenvoll vor sich hin, und wenn er den Blick zuweilen auf Lucy ruhen ließ, schien er vergebens nach Worten zu ringen für das, was seine Seele bewegte. Lucy erkannte dies wohl und immer mehr überschlich sie die Gewißheit, daß endlich Wichtigeres von seinen Lippen kommen werde, als sonst eine zufällige Begegnung in sich schließt. Sie mochte es durch keine Ansprache ihrerseits fördern, um seinen vorbereitenden Gedankengang nicht zu stören. Zugleich empfand sie ein banges

Herzenklopfen und eine Befangenheit, wie selbst nicht in der Einsamkeit des Waldes, als sie Gefahren zu fürchten hatte. Dies hinderte sie jedoch nicht, den Mann vor ihr aufmerksam zu betrachten, mit jener natürlichen und arglosen Freiheit, wie wir sie einer fremden Persönlichkeit gegenüber mächtig sind, wenn wir wissen, daß uns dieselbe fremd zu bleiben bestimmt ist und bald wieder aus den Augen kommen wird. Doch verschwand die Fremdheit, je länger Lucy auf ihn sah, etwas Verwandtes und doch Verehrungswürdiges, Trauliches und doch durch den Reiz der Neuheit Anziehendes lag im Ausdruck seiner Züge und im Ernst seiner Stirne. Ihre Bangigkeit wurde nach und nach zu einer süßen Erhöhung des Zaubers, der sie umwob, und sie mußte an das Märchen denken, wie zwei Königskinder in einer unterirdischen Grotte bis auf die Augen versteinert einander gegenüber sitzen, und, während sie nichts zu thun, als sich in die Augen sehen, ein großes Dasein voll mannigfacher Freuden und unaussprechlichen Glückes mit einander zu erleben glauben.

„Wir haben uns für einen Augenblick gefunden,“ sagte der Fremde endlich in jenem flüsternden Tone, der deutlich und ohne Anstrengung für den vernehmbar ist, an den er gerichtet, und sonst für Keinen. „Wir haben uns für einen Augenblick gefunden, um

uns dann für ein ganzes Leben zu verlieren, nicht mehr an einander zu denken, von jenem Augenblicke nichts mehr zu wissen. Es ist dies etwas Alltägliches und doch sollten gerade solche Momente die inhaltreichsten sein!

„Sie würden dann aufhören, Momente zu sein," erwiederte Lucy, „sie bekämen dann eine Bedeutung, die in das übrige Leben fortwirkte. Ist es nicht besser an einem so kleinen Ereigniß wie an einer Blume vorüberzugehen, sie hat uns in dem kurzen Augenblicke des Vorbeigehens erfreut und ihren Zweck damit vollkommen erfüllt, auch wenn wir gar nicht mehr an sie denken."

„Es ist wahr, wir können dies nicht immer von Menschen und Verhältnissen sagen, die jahrelang unsern Weg zu begleiten bestimmt sind."

Lucy schwieg, als ob ein Pfeil sie geritzt hätte, und sie nachsänne, an welcher Stelle ihres inneren Lebens die Wunde blute.

„Ich glaube, fuhr Jener fort, wenn zwei Menschen sich treffen, die nie von einander gewußt haben und dann auch nie wieder von einander wissen werden, die sich einander unbekannt sind, selbst bis auf die Namen, zwischen denen kein noch so schwacher Verbindungsfaden einer gesellschaftlichen Beziehung, eines weltlichen Verhältnisses und die dennoch durch kleine,

unerklärbare Zeichen ihre Uebereinstimmung an Bildung und höherer Auffassungsweise der Dinge erkennen, ich glaube, daß solche zwei Menschen den flüchtigen Augenblick einer nie wiederkehrenden Begegnung mit dem ganzen geistigen Inhalt ihres früheren Lebens erfüllen müßten. Was können sie sich auch sonst gewähren? Kein irdischer Zweck verknüpft sie, keine materielle Pflicht! Keiner hat vom Anderen etwas zu erreichen, die Interessen der Alltäglichkeit herrschen nicht zwischen ihnen, wie reine Geister treten sie einander gegenüber. Wann ist das sonst noch im Leben der Fall? Wir haben noch einige Stunden vor uns, ehe wir uns trennen, Miß. Lassen Sie mich zu Ihnen sprechen, mir wird es genug sein, wenn Sie mich schweigend anhören, weil eben nichts Anderes Sie beschäftigt. Mindestens werde ich dem Drang Genüge gethan haben, einer reinen empfänglichen Seele meinem Innern nach so vertraut und bekannt zu werden, als ich ihr in allen äußerlichen Beziehungen fremd und unbekannt bin. Bald treiben uns ja unsere Bahnen nach verschiedenen Seiten, die gewiß nie wieder zusammenführen. Sie werden an diese Nacht zurückdenken, wie an einen unbedeutenden Traum, der sich von anderen Träumen nur dadurch unterscheidet, daß er wachend erlebt wurde. Ich aber habe vielleicht in dieser Nacht einen Lebenszweck er-

füllt, nämlich einen Moment wahrhaften Glückes gefunden. — Sind Sie glücklich, Miß?"

„Ich — ich bin nicht unglücklich und war nie glücklich, ich sehe ruhig den kommenden Dingen entgegen."

„Dann haben Sie noch nicht gelebt. Die Zukunft ist freilich dunkel und unsichtbar und wir sind blindlings ihren Zufällen und Schickungen unterworfen. In jedem Menschen aber wohnt eine Kraft, das Glück an sich zu bannen, deren er blos bewußt zu werden braucht und die Schicksalsmächte sind ohnmächtig dagegen. Was sich dann auch immer ereigne, er beugt sein Haupt darunter mit empfindungsloser Gleichgiltigkeit."

„Und wollen Sie mich diese Kraft kennen lehren? Ich gestehe, meine Zukunft ist mir nicht so dunkel und unergründlich, als daß ich nicht jetzt schon wissen sollte, wie sehr ich eines solchen Talismans bedürfen werde."

„Nun, ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn Sie mich für einen Zauberer oder für einen der Gnomen dieses Gebirges halten, die an freundlichen schönen Menschenkindern nicht gern vorüberziehen, ohne ihnen ein beglückendes Geschenk zurückzulassen. Aber wenn meine übernatürliche Macht auch so weit gehen sollte, Ihnen das Glück dienstbar zu machen, so ist

sie doch nicht im Stande zu ahnen, welche Art von Glück Sie wünschen, Sie müssen, was Ihnen fehlt und was Sie verlangen, ohne Scheu selbst aussprechen."

Lucy war, wie bereits einmal bemerkt worden, aus dem einsamen Naturleben dieses Tages, selbst in makelloser Natürlichkeit hervorgegangen; gereinigt von den Schlacken der Lüge, welche in dem Begriff weltlicher Sitte sonst ihre Sanction erhalten, schimmerte in Allem, was sie nun dachte und fühlte, das unverhüllte Gold ihres ursprünglichen Wesens. Eine Unruhe wogte in ihr, die nichts war, als der plötzliche Drang, die äußeren Umstände des Lebens dem lichten Morgen ihres Innern und der Klarheit und Freiheit, zu der sie gelangt war, anzupassen. Eine Befriedigung dieses Dranges war es ihr schon, ihre Entwicklung auch nur durch das bloße Wort zum äußern Dasein zu verhelfen, wo sie wußte, daß ihre Rede nicht unempfangen verhalle, wo sie vielmehr allmählich ein unsägliches Gefühl überkam, das Bewußtsein eines zweifachen und doch einigen Lebens, einer Doppelkraft, bestimmt auf ein gleiches Resultat hinzuwirken, als ob die Gegenwart des Andern der Quell ihrer neuen Belebung wäre, zu welchem alle hohe Wellen, die ihre Seele schlug, wieder zurückkehren müßten. Im Zustande solcher Erhebung konnte es keine Rücksicht mehr für sie geben, fähig zu ver-

hindern, daß sie ihr tiefstes Herz den daran pochenden Worten des nächtlichen Genossen gänzlich und unbedingt erschließe. So sprach sie denn nach einigem Nachsinnen, in welchem sie ihre bisherigen Erlebnisse mit dem gegenwärtigen Moment verglichen zu haben schien:

„Sie fordern mich auf, offen von mir selbst zu sprechen und ich will es gerne, obgleich ich nie früher das Bedürfniß nach Mittheilung empfand. Meine Jugend verfloß so einförmig und gewöhnlich, meine Mutter verlor ich, ehe ich sie kannte, mein guter Vater liebt an sich und an Anderen das Schweigen. Aber zwischen gestern und heute liegt unendlich viel. Sie werden lächeln, daß ich auf die Erlebnisse des heutigen Tages so großes Gewicht lege. Was war es? Einige Stunden im Freien, ein einsamer Spaziergang, etwas ganz Alltägliches, das Ihnen vielleicht so oft zukömmt, als es Tage im Jahre giebt. Aber ich war nie einsam, nie auf diese Weise einsam, nie so zur Einkehr in mich selbst gezwungen. Nun ist mir zu Muthe, wie einem Seefahrer, der nach wunderbaren Entdeckungsreisen heimkehrt und alle Dinge verändert findet, obgleich sie doch alle dieselben geblieben. Aber er sieht sie erst jetzt in einem neugewonnenen Lichte, er vergleicht sie mit den Dingen einer fernen, früher nicht gekannten Welt und ich —“

Lucy hielt inne, als ob sie im Begriffe gewesen wäre, zu weit zu gehen; dann aber fuhr sie mit lächelndem Ernste fort: „Sie haben Recht: Menschen, die sich nur einen Augenblick treffen, um sich dann für eine ganze Lebenszeit zu verlassen, sollten wahr gegen einander sein. Sie können sich ja sonst kein Vergnügen mehr in der Welt bereiten, als einen solchen aufrichtigen Blick in ihr menschliches Wesen. Und lieber als Jenen, an die ein täglicher Verkehr mich knüpft und die mein Vertrauen zu selbstsüchtigen Zwecken benützen können, entdecke ich mich einem Fremden, dessen Lebenskreis den meinen nicht mehr berührt und der mein Vertrauen zu mißbrauchen, keinen Vortheil und keine Möglichkeit hat. So will ich denn meine Selbstbekenntnisse fortsetzen, wie geringfügig auch ihr Inhalt sein mag."

Der junge Mann erwiederte nichts. Den Blick aber, mit dem er die Sprecherin betrachtete, die Bewegung in seinen Zügen, verriethen den freudigen Antheil, als er den Sinn, den er in dies nächtliche Zusammentreffen legte, von so lieblichen Lippen bestätigt hörte.

„Was ich unter Glück verstehe," sagte Lucy, „ist mir heute klar geworden, wo ich es wenige Stunden lang besaß. Ein Leben in Wahrheit und Freiheit müßte es sein. Ist der entzückende Hauch des Wal-

des, die überraschende Fernsicht von den Höhen, der Anblick des Sees nicht etwas Ungekünsteltes, Wahrhaftes, woran die Pläne und Absichten der Menschen nichts ändern können und keinen Antheil haben? Als ich am Rand des Waldes sitzend den Mond aufgehen sah, stahl sich mir mit seinem Licht die Erkenntniß in's Herz, meine heftig vergossenen Thränent rechnend, daß es auch menschliche Verhältnisse von so einfacher, ewiger Schönheit und so unmittelbar aus Gott selbst kommend, geben müsse, und mich einem so natürlich gestalteten Dasein mit derselben ungehemmten Freiheit überlassen zu können, mit der ich mich dem Naturgenuß hingeben durfte, wäre das Glück, das ich mir wohl von einem Berggeist herbeizaubern ließe. Aber ach! er müßte Unmögliches vollbringen, er müßte dies Glück mit Verhältnissen in Einklang bringen, die ihm keineswegs entsprechen würden und von denen ich mich doch nicht loslösen will, um Andere nicht unglücklich zu machen. Nach dem heutigen Tage, in solchem Augenblicke drängt es sich mir schmerzlich auf, die Zukunft, die vor mir liegt, ist nichts weniger als Wahrheit und Freiheit. Wollen Sie mich nun Ihren Talisman kennen lehren?"

„Er liegt in der Geschichte meines Lebens verborgen," erwiederte der Angeredete, „und wenn Sie die-

selbe zu vernehmen die Geduld haben, wird Ihnen der Zauber klar werden, über den ich gebiete."

„Mein Name ist Woldemar Stillreich. Ich bin der Sohn eines Kriegsmannes, der, nachdem er die Schlachten gegen Napoleon in Italien und Deutschland mitgekämpft, sich hier herum in der Gegend ankaufte und ein junges Weib nahm. Sie starb, eh' sie mir ihre mütterliche Pflege konnte angedeihen lassen und der Vater übernahm allein meine Erziehung."

„Welche Aehnlichkeit unserer Schicksale!" schaltete Lucy ein.

„Diese Erziehung war sehr einfach. Ich erhielt nebst dem nothwendigsten Unterricht auch den im Zeichnen und in mehreren Sprachen. Mein Talent für die Musik, zu deren Ausübung mir schon die Natur das Instrument an einer wohlklinden Stimme verliehen, mußte unkultivirt bleiben, bei der Abgeschiedenheit unseres Wohnortes, und da der Vater, mein einziger Lehrer, dieser Kunst nicht mächtig war. Dies mochte dazu beitragen, die Einsamkeit meiner Jugend noch ernster und stiller zu machen, ich hatte keine Genossen, keine Spielkameraden, selbst meine Zerstreuungen trugen den Charakter von Studien, und aus den Gesprächen meines Vater brach eine Melancholie, die sich mir allmählich einimpfte, und weil sie in meinem jugendlichen Gemüthe keinen Halt hatte, in Menschen-

scheu und Verschlossenheit überging. Sie werden denken, daß diese Eigenschaften sich längst verloren, weil ich jetzt so mittheilsam erscheine. Aber es mußten eben wunderbare Zufälle mich dahin bringen, daß ich heute zum ersten Male mit einem Menschen von meinem Leben spreche."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Welche Ursachen dem Sinne meines Vaters eine so anhaltende Düsterkeit einprägten, ist mir nie bekannt geworden. Nur soviel drang als Ahnung zu mir, daß meine verstorbene Mutter nicht unbetheiligt daran geblieben sein müsse. Doch lehrte er mich die Todte achten und lieben und unsere ernstesten Unterhandlungen wurden an ihrem Grabe geführt. Es war am Tage, da ich mündig wurde, als er mich ungewöhnlich früh am Morgen weckte und mich zum Grabe der Mutter ihn begleiten hieß. Nimm Abschied von diesem Grabe, sagte er, als wir an dem Hügel standen; denn Du wirst es lange nicht mehr sehen. — Verlassen wir unser Haus, diese Gegend? fragte ich erstaunt. — Nein, nicht wir, antwortete er, sondern blos Du, Du wirst noch heute Deine Reise in die Welt antreten. — Ich empfand Freude und Schmerz zugleich bei dieser Eröffnung. Mit tausend schimmernden, lockenden Räthseln lag die unbekannte Ferne vor meiner Phantasie, da ich nie über den Umkreis von einigen Meilen hin-

ausgekommen. Aber ebenso überwältigte mich das große Leid der Trennung von meinem Vater, von meiner Heimath und von einer Lebensweise, die nun aufgegeben werden mußte und ohne deren geregelte Ordnung mir das Dasein gar nicht möglich schien. Mein Vater wandte sich seitwärts, um mich ungestört meinen Empfindungen zu überlassen und als er nach einer Weile zurückkehrte, sprach er zu mir, was ewig in meiner Erinnerung haften wird. Es waren beinahe die letzten Worte, die ich von ihm vernahm und sie haben über mein Leben entschieden. Er sagte nämlich: Du hast nun soviel von mir gelernt, als nothwendig, um den Sinn und Werth des Menschenlebens zu begreifen. Nicht die Kenntnisse, die ich Dir beigebracht, reichen allein dazu hin, aber Herz und Charakter, die ich gebildet; Du hast in der Verwaltung und Bewirthschaftung unsres kleinen Gutes eine Thätigkeit gefunden, welche alle Deine Kräfte beschäftigt und Dir nicht Zeit ließ, an Bedürfnisse zu denken, deren Befriedigung nicht schon in Deiner Thätigkeit liegen würde. Mit dem stillen Schaffen und Wirken der Natur innig verknüpft, ist sie Dir ein Gegenstand der Arbeit gewesen, wenn Du mit ihr kämpfen mußtest, um ihre Schätze in Feld, Wald und Strom zu gewinnen, und ein Gegenstand der Bewunderung und Erholung, wenn Du nach der Arbeit ruhtest.

Und weil zur Herrschaft des Menschen über die Natur auch der Kampf mit dem Thiere und dessen Unterwerfung gehört, bist Du auch Meister geworden in Jagd und Ritt. Und so könntest Du nun weiter leben bis an Dein Ende, ein im Voraus geregeltes Dasein in beschäftigter Einsamkeit. Denn der einsame Verkehr mit der Natur allein ist das Glück; das Unglück kömmt nur von Menschen und ihren unnatürlichen Städten. Aber diese Einsicht würde ich Dir vergebens durch das Wort auf dem Wege der Lehre beizubringen suchen. Mit der Zeit wärest Du, so fortlebend, von unbestimmter Sehnsucht erfüllt und unglücklich. Du wirst jene Einsicht nicht eher besitzen, als bis Du sie selber gefunden auf dem Wege des Lebens. D'rum hab' ich Dich die Sprache verschiedener Völker gelehrt und damit und mit noch anderen Kenntnissen ausgerüstet; Du wirst nun mich und unser Haus verlassen und versuchen, ob Dir die Gesellschaft ein Glück aufbehalten oder ob Du zur Ueberzeugung kommen sollst, daß es hier in der Einsamkeit wohnt. Ist dies der Fall, dann wirst Du das Glück hier mit sehenden Augen ergreifen, von welchem Du nun blind und ohne Bedauern ausziehst; denn Du wirst es dann im Geiste zurückgewonnen haben. Aber vernimm! Du darfst dies Haus nur mit diesem Gewinn, nur mit der Ueberzeugung, daß

Du hier Dein letztes und einziges Glück fassest — oder gar nicht mehr betreten. Es bleibt der Einsamkeit gewidmet, — einem Leben, wie Du es bisher geführt. Bereitet Dir die Welt ein Verhältniß, welches Dir mehr und dauernder die Seele erquickt, in welchem Du Dein Dasein glücklich und abgeschlossen erkennst, dann hätte dieses Stück Erde keine weitere Bedeutung für Dich als die eines materiellen Besitzes, und da du der Welt genug zu bieten vermagst, daß sie Dich dafür ernähre, so wirst Du darauf verzichten können. Erst wenn Du in der Fremde vergebens nach dem Glück geforscht, oder, was noch leichter möglich, wenn es im Augenblicke, da Du es haschtest, in Deinen Händen, ein Nichts, zerronnen, wenn Du nirgends Dauerndes, Festbegründetes siehst, worin Du Dein Herz betten könntest in gesicherter Ruhe, wenn Du Dich dann von allem Trug gesellschaftlicher Bande losgerissen und eine Luft suchst, in die Du ungestraft Deine einsame Freiheit hineinjauchzen darfst; dann wird der Boden, der jetzt Deine Füße trägt, auch der Grund werden, auf dem Deine Seele fußt und nicht mehr blos Erde und Staub, auch ein geistiges Stück Deines Lebens sein. Du findest dann hier Deine Heimath und Dein Glück, und fest wird es stehen wie Dein Acker und die sättigenden Früchte tragen für Dein Herz. — So sprach mein Vater und noch

Vieles, um mir den beglückenden Geist der Einsamkeit begreiflich zu machen. Doch sollte dies nicht im Voraus meine Wahl bestimmen zwischen ihr und einem Leben in der brausenden Bewegung der Welt. Nur den Ernst seines Entschlusses wollte er mir versinnlichen, diese Räume vor der Entheiligung durch die Sorgen und Aufregungen eines gesellschaftlichen Verhältnisses geschützt zu wissen. — So verließ ich denn noch an demselben Tage das väterliche Haus mit dem Bewußtsein, daß ich in dasselbe nur um dort als Eremit mein Leben zu beschließen oder gar nicht mehr zurückkehren werde. In mir selbst fühlte ich noch keinen entscheidenden Ruf, der mich auf die eine oder die andere der mir vom Vater vorgezeichneten Lebensrichtungen gedrängt hätte; dem Reiz des Neuen und der jugendlichen Erwartung großer Abenteuer, die ich in der Welt bestehen sollte, wurde durch die Liebe für die Heimath und die Sehnsucht nach meinem Vater, der mir bis dahin die ganze Menschheit gewesen war, das nöthige Gegengewicht gehalten, so daß ich mich ziemlich unbefangen der Entscheidung durch Zufall oder Schicksal überlassen konnte. Ich hatte meinen Weg zuerst nach der Schweiz eingeschlagen, doch weil hier der Umgang mit einer großartigen Natur und wie ich die Gletschner besteigend ihre menschenfeindlichste Störrigkeit besiegte, bis sie mir

wie einem Eroberer ihre schauerlich süßen Schönheiten erschließen mußte, — weil dieser Umgang mit der Natur nur eine in's Ungeheure übertragene Fortsetzung meines früheren Lebens war, und ich doch eigentlich den Kontrast davon, Menschen und Städte kennen zu lernen, ausgegangen war, wandte ich mich nach Frankreich. Um mir die Freiheit der Natur, von der ich nun schied, durch die Freiheit des bürgerlichen Lebens zu ersetzen, überging ich Deutschland, an das ich durch meinen Vater nur mit Trauer und Erbitterung zu denken gewöhnt worden, und stürzte mich in den gewaltigen Wirbel der französischen Hauptstadt."

Woldemar schilderte nun, während die Stunden unbemerkt verrannen, seiner durch sein Wort stets mehr und mehr gefesselten Zuhörerin den Aufenthalt in Paris. Er verbarg ihr nichts von allen Einzelnheiten, die er gesehen und erfahren und malte ihr selbst die zwischen Laster und Elend sich bewegenden Lebenskreise einer großen Stadt, in die er von Zeit zu Zeit war hineingezogen worden. Denn seine einsame und natürliche Erziehung hatte ihm einen Ernst aufgedrückt, welcher der inhaltslosen Lust und den blos materiellen Beziehungen ohne geistigen Hintergrund stets unzugänglich geblieben war und ihn in einem Element von Keuschheit der Seele belassen hatte, welche ungezwungen mit der Jungfräulichkeit seiner

nächtlichen Gesellschafterin zusammenstimmte. So befriedigte er ohne Vorsatz und unwillkürlich alle Rücksichten, die man nur Lucy's Jugend und Geschlecht gegenüber hätte nehmen können und sie konnte seinen Mittheilungen mit Unbefangenheit und Verständniß folgen. Der selige Drang, mit dem er zu ihr sprach, die gänzliche Hingebung, mit der sie ihn anhörte und bald in Rührung vergehen mochte, wenn er die durch Unnatur erzeugten Leiden der Gesellschaft darstellte, bald in kindlicher Heiterkeit lächelte, wenn er mit Humor beschrieb, wie er seinen Lebensunterhalt gewann, — dies ungehemmte Geben und Empfangen schloß beide in einen Zirkel traulichster Innigkeit ein. Die Nacht war weit vorgerückt, als er die Erzählung seines Pariser Aufenthaltes beschloß.

„Mitten in den Aufregungen und Genüssen einer raffinirten Civilisation“ fügte er hinzu, „der jeder Gedanke näher zu liegen schien, als der eines idyllischen Landjunkerlebens, blieb doch die Erinnerung an mein heimathliches Asyl ein fester Ruhepunkt für meine oft wildbewegte Seele. Wenn ich mich in den Regionen luxuriösen Wohllebens umhertrieb, schienen mir die Vergnügungen, die da an mir vorüberrauschten, vielleicht mit Unrecht eine kümmerliche, wenn auch glänzend übertünchte Entschädigung der zum unnatürlichen Stadtleben Verurtheilten, und besuchte ich dann ihre Villen

und Landsitze, wie waren doch die Freuden, mit Mühe und Aufwand herbeigeschafft, nur arme, blasse, schwächliche Treibhauspflanzen gegen die naturfrische Luft, die meine Berge und Thäler mir boten. Trat ich aus dem Theater oder dem Concertsaal, erschüttert und begeistert, wie der ewige Weltgeist sich dem Menschen wieder durch den Menschen in künstlerischem Wort und Ton offenbart und schlug dann der profanirende Lärm der geschäftigen Stadt an mein Ohr, wie lechzte ich nach der freien Haide, wo nicht ein naturwidriges Leben der Gesellschaft mich aus der Sphäre reißen kann, in die ich versetzt worden. Das Brausen des Sturmes, das Rauschen der Welle, selbst der heisere Ruf des Raubvogels stehen besser als das Geräusch des Tages in Einklang mit der Harmonie der Kunst. Denn auch aus ihnen spricht der Weltgeist in rohen irdischen Grundtönen, welche Musik und Poesie geläutert, dem Verständniß des menschlichen Geistes verdolmetscht haben und welchen sie den Sinn und Inhalt des Ueberirdischen zu verleihen wußten. So lebte die Heimath immer in mir fort. Was ich täglich erlebte, schrieb ich alle Abende in wenigen ungeschmückten Worten auf und sandte es am Ende der Woche meinem Vater. Seine Antworten waren stets sehr kurz und fast nur eine Empfangsbestätigung; nie sprach er ein Wort der

Billigung oder des Tadels über meine Erfahrungen und Pläne, nie ertheilte er mir einen Rath, auf keine Weise suchte er meine freie Selbständigkeit zu regeln oder gar zu beschränken. Dem Bericht über sein Befinden folgte eine gedrängte Darstellung aller Vorkommnisse auf dem Gute. Ich wußte immer genau wie die Saaten stehen, wann die Ernte beginnt, wie viel Wild geschossen worden, welche Stellen von den Frühlingsgewässern verheert wurden und welche Ausbesserungen und sonstige Baulichkeiten eben im Gange. Doch durfte ich keine von den Anordnungen mehr erlassen, die mir sonst zustanden, mit der Wirksamkeit meiner früheren Jahre selbst aus so weiter Ferne nicht mehr in irgend einer materiellen Verbindung bleiben. Desto lebhafter wurde dadurch die psychische Beschäftigung mit der Heimath und in recht betrübten Stunden war sie mir, was dem frommen Christen das Jenseits und dessen Seligkeiten: ein letzter, Alles ausgleichender, sicherer Zufluchtsort. Doch schien ich mir, um ihn aufzusuchen, noch zu wenig gelebt zu haben, noch nicht tief genug unglücklich gewesen zu sein, während mich doch nur die Furcht, durch irgend eine Lebenswendung die Möglichkeit der an die Bedingung der Einsamkeit geknüpften Rückkehr zu verlieren, mehr noch als meine anerzogene Verschlossenheit, von näheren Verbindungen mit Menschen ab-

hielt, die mich unglücklich hätten machen können. Aber ebensowenig zeigte sich unter den mannigfachen Zufällen und seltsamen Begebenheiten meines Pariser Lebens irgend ein Ereigniß, eine Erscheinung von so nachhaltigem Eindrucke, um die Sehnsucht nach der Heimath zu ersetzen und kein Wunsch nach irgend einem Gegenstand oder Verhältniß tauchte in mir mächtiger auf, als der Wunsch, in das väterliche Haus zurückzukehren. Als ich mir die Abschiedsworte meines Vaters wiederholt in's Gedächtniß rief, begann ich mit Ernst darüber nachzudenken, welche Art von weltlichem Glück er im Sinne gehabt haben mochte, als er davon sprach, daß ich eines finden könne, groß und umfassend genug, um ihm ein von der Welt abgezogenes friedenvolles Dasein, von dem unendlichen Inhalt der Einsamkeit erfüllt, zum Opfer zu bringen. Ich erkannte nun bald, daß es nur jenes gesellige Verhältniß sein könne, welches geeignet wäre, einen gleich tiefen unendlichen Inhalt zu umschließen, also eine Einsamkeit in Zweien, welche dadurch ihr Mangelhaftes verliert, und indem sie alle Kraft gleichermaßen in Anspruch nimmt, dieselben dabei verdoppelt und ergänzt und ein zwiefach reiches Lebensresultat liefert. Was aber, dachte ich ferner, kann zwei Menschen nöthigen, sich gegenseitig die Freiheit ihrer Vereinzelung zu opfern, ohne deshalb

einen Zwang auf sich zu laden, ja mit noch erhöhterem Glück? Diese Nothwendigkeit können sie wohl nur auf dem Wege des Gefühles finden, nur eine gewaltige Neigung zu einander kann ihnen anzeigen, daß sie getrennt, die Hälfte ihres Glückes entbehren und erst vereint die Schätze des Daseins vollständig ausbeuten werden. Aber vermöchte ein Mann, wenn ihn noch so tiefe Freundschaft mit mir verbindet, die Selbständigkeit seiner Entwicklung an die meinige hinzugeben, seine geistigen Augen zuzuschließen, um fürder mit den meinen zu sehen? Der Mann ist dem Mann gegenüber auf die Vereinzelung hingewiesen, jeder Denkende bahnt sich seinen Weg selbst und allein und wird nie und nimmer jenen beschreiten, den ihm ein Anderer vorgetreten. Aber vermöchte er es, könnte ein Mensch sich mir opfern, sich willenlos an meine Brust legen, daß er in Zukunft mit meinen Füßen wandle, mit meinen Armen die Welt umschließe? Ich verlöre, wie er dadurch seine Mannheit verlieren würde, die Freundschaft für ihn, die Gewalt der Neigung, die ein Doppelleben knüpft. Wie anders, wenn ein Weib sich mir hingäbe, ihrer Seele Luft und Licht von mir zu empfangen! Ihre Natur gelangt erst zur vorbestimmten Vollendung durch solche Unterwerfung, wie die meine erst ihre lebendigsten Resultate erlangt durch die Herrschaft des Gebens und

Willens. Ich sah nun wohl, daß mein Vater an die Ehe gedacht haben müsse, als er mir noch ein anderes, denn das Glück der Einsamkeit in Aussicht stellte."

Lucy war bei diesen letzten Aeußerungen sehr bewegt geworden, sie stimmten zu sehr mit der Erkenntniß überein, die ihr an diesem für sie abenteuerlichen Tage aufgegangen und mit dem, was sie früher von der Wahrheit und Freiheit eines schönen menschlichen Verhältnisses gesprochen hatte und bildeten andererseits einen zu schroffen Kontrast zu der beängstigenden Wirklichkeit des Geschickes, welches sie an Edgard's Seite erwartete, als daß sie nicht jene Wehmuth hätte empfinden müssen, in der die Lust, einen Traum des eigenen Herzens von fremden Lippen zu hören, sich mit dem dann doppelt schweren Schmerz mischt, zum Aufgeben desselben verurtheilt zu sein. Ueberaus trostreich wurde ihr die Anwesenheit dieses Mannes, als ob mit ihm, der ihr wie der Herrscher ihrer Gedanken erschien und die Leyer ihres Gemüthes klingen machte, auch ein Stück jenes Traumes noch gegenwärtig wäre, ein Schimmer davon in dem seltsam süßen Augenblicke hereinwogen würde. „O wie schön", sagte sie „war Ihr Loos! So frei und herrenlos zu stehen, wie auf einem hohen Berg, die ganze Welt mit allen ihren Reichthümern zu Füßen und dann wählen zu

können, unabhänig, von keiner andern Pflicht geleitet, als von der gegen sich selbst. So königlich frei die Hände nach diesem oder jenem Gewinn des Lebens auszustrecken, und ihn damit auch schon zu besitzen! Sie müssen wohl sehr glücklich geworden sein?"

„Vielleicht nicht so, wie Sie es meinen, Miß," erwiederte Stillreich. „Sie mögen dies schon aus dem Umstande entnehmen, daß ich mich ja wieder hier in dieser Gegend befinde, wo, wie ich Ihnen sagte, das Gut meines Vaters liegt, und folglich in die Heimath zurückgekehrt bin. Ein wildes, leidenschaftliches Jagen nach dem Glück und schmerzliche Enttäuschungen folgten einander, als ich zu dem Entschlusse gekommen war, zu versuchen, ob die Verbindung mit einem Weibe die Wonne eines vereinsamten Daseins, das ich dafür aufgeben sollte, nicht nur aufwiegen, sondern tausendfach ersetzen könne."

„In Paris sind eigentlich nur die Frauen selbstständigen Charakters, während die Unvermählten in der Ehe nur einen heißersehnten Tummelplatz für ihre noch unterdrückte Freiheit zu finden wünschen. Meist nach einer gewissen gleichmäßigen Norm erzogen, treten die Mädchen aus der einförmigen und ungemüthlichen Strenge der Pension oder aus einer häuslichen Erziehung, welche ihnen fortwährend den beschränkten Standpunkt des Kindes angewiesen, mit

keinen anderen Wünschen und Idealen in die Welt, als welche die Entbehrung eines brausenden, glänzenden Lebens, dessen Klänge sie stets bald näher, bald ferner umrauschten, ohne daß sie sinnlich daran Theil nehmen konnten, in ihnen ganz natürlich erzeugen mußte. Darum werden auch größtentheils nur jene Eigenschaften an ihnen kultivirt, welche einem derartigen Weltleben zu Gute kommen, die anmuthige Präsentation, die Grazie des Ganges, die Feinheit des Geschmackes und alle geselligen Talente. Was sonst etwa an inneren Vorzügen noch vorhanden ist, Intensivität des Gemüthes, Geist und Phantasie, wird, wenn es nicht unbemerkt verloren geht, für den Weltgebrauch aufgeputzt, so gut wie jede äußerliche Fertigkeit. Und dem Pariser, dessen home nicht die einsame Stube, sondern eben ganz Paris ist, genügt dies vollkommen, es entzückt ihn und schmeichelt seiner Eitelkeit. Allein, obgleich ich manche derartige Erscheinung mit recht innigem Wohlgefallen betrachtete, in dem leichten duftigen Wesen und Bewegen, in der griechisch heiteren Weise des Lebensgenusses, die für den, der auch blos beobachtender Zuschauer dabei ist, selbst ein Genuß wird, eine göttliche Begabung nicht verkannte und obgleich ich mit Leichtigkeit und Geschick die Rolle des Parisers zu spielen gelernt hatte, welchem allein gegenüber jene Vorzüge

erst recht geltend gemacht werden; ich fühlte doch, daß ich nur eine Rolle spielte, die mit dem eigentlichen Kern meiner Natur nichts zu thun hatte, und die leichte Gunst, die sich nur hie und da verrieth, erschien mir nicht wie ein Verständniß, welches mir, sondern wie ein Beifall, welcher meinem geselligen savoir vivre gezollt wurde. Es befriedigte mich nicht. Auch hatte ich den Gedanken längst von mir gewiesen, eine Ehe in Paris zu schließen, als ich noch immer dort verweilte, um in den vielen und verschiedenen Kreisen, in denen ich mich bewegte, das Leben und den Werth der Ehe selbst kennen zu lernen. Ich gestehe aber, daß mich ein tiefer Ekel erfaßte, eine namenlose Verachtung und Bemitleidung menschlicher Unnatur, als ich in das innere Wesen jener ehelichen Verhältnisse drang, wie sie täglich geschlossen werden. Nur Verrath oder Unglück, Schlechtigkeit oder unendlich leidvolle Resignation nahm ich wahr; dazwischen lag der schmale rettende Weg der rücksichtslosen Wahrheit, der das Verhältniß gelöset hätte und diesen zu betreten fehlte der Muth, wenn nicht die Möglichkeit. Weltliche Vortheile knüpften eine solche Verbindung, während sie jedoch den materiellen Bedürfnissen bis zum Ueberfluß genügten, sättigten sie nicht den Drang nach den höchsten Menschenfreuden, dessen sich Jeder mehr oder minder bewußt wird und

dessen vollkommenste Befriedigung nur in der auf Gefühl und Erkenntniß gegründeten Vereinigung von Mann und Weib liegt. Auf andere Bedingungen gebaut, bekommt der Bund das Gewicht einer lastenden Kette, die fortwährend reizt, daran zu zerren und sich davon zu befreien. Gelingt es dem Einen, sich die Kette zu erleichtern, so drückt sie dem Andern um so tiefere Verletzungen ein. Kommen beide Theile überein, nur jenen Verpflichtungen des Bundes nachzukommen, die nöthig sind, um ihn vor dem Auge der Welt als noch bestehend erscheinen zu lassen, so verflüchtigt sich das Leben Beider in unfruchtbarem Taumel und inhaltsloser Zerstreuung, denn selbst der bloße Schein ist noch mächtig genug, dort zerstörend zu wirken, wo sie einen neuen tiefern Anhaltspunkt finden könnten."

„Sie sprechen von Paris," unterbrach ihn Lucy, „und dort ist vielleicht der Charakter der Nation für die Heiligkeit der stillen Gemüthsfreuden nicht empfänglich. Aber anders ist es in meinem Heimathland. Dort giebt es keinen häuslichen Heerd, keine fire-side, wo nicht wenigstens einmal das Fest der Eintracht zwischen guten Menschen, die Feier ehelichen Glückes wäre begangen worden."

„Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, Miß," entgegnete Stillreich, „ich zweifle nicht, daß Ihren Lands-

leuten der Sinn für Behaglichkeit, das Bedürfniß ruhiger Genüsse, ohne Lärm und Anstrengung, im Allgemeinen innewohnt, und daß, wo die Befriedigung dieser stillen Neigungen gesichert ist, innere Zerwürfnisse weniger fühlbar werden. In Menschen solcher Art setzt sich leicht die Macht der Gewohnheit fest, und selbst die Langeweile, die das gedankenlose Festhalten an einem Gegenstande mit sich bringt, bekommt dann für sie etwas Trauliches, ja sie kann ihnen zu einem unentbehrlichen Lebenselement werden. An die unruhige Natur des Franzosen ist freilich der Trieb nach dem Neuen geknüpft, der ihm bald auch das Liebenswertheste langweilig und dadurch unerträglich macht. Aber so wenig wie diese Flüchtigkeit erschöpft jenes gewohnheitsmäßige Vegetiren den eigentlichen menschlich-göttlichen Inhalt der Ehe; dieses Letztere ist vielmehr nur eine trügerisch heitere Sumpfdecke, über die innere Sterilität gebreitet. Was die Ehe hier wie dort zu einem Zerrbild ihrer wahrhaften Bestimmung macht, davon liegt die Schuld nicht im Nationalcharakter und selbst nur wenig in den einzelnen Individuen, sondern in den gesellschaftlichen Zuständen überhaupt. Diese mußten sich eben meinem Blick in ihrer ganzen grellen Unnatur aufdrängen, weil ich nicht von Jugend auf dazu gehörte, weil ich sie unbestochen prüfen konnte und weil ich

mich endlich jeden Augenblick davon lossagen und in meine ungesellschaftliche Einsamkeit zurückkehren konnte. Doch blieb mir nicht unbekannt, daß sich meinem Beobachtungseifer für eheliche Verhältnisse in dem ob seines innigen Familienlebens gepriesenen England angenehmere Ergebnisse bieten dürften. Eine äußerliche Veranlassung kam hinzu, um mich zur Reise dahin anzuregen. In der Nähe von Paris existirte dazumal eine Fabrik landwirthschaftlicher Geräthe und Maschinen, in welcher ich mich, vom Interesse beherrscht, eine solche vielleicht einst in meiner Heimath zu errichten, oft wochenlang aufhielt, und in dem Betrieb und der Konstruction der Werke klare Kenntniß zu gewinnen trachtete. Ein Vorsteher der Anstalt, ein Engländer von Geburt, ging mir dabei mit den genauesten Auseinandersetzungen zur Hand, gab mir eine Uebersicht der nothwendigsten Arbeiten und ihrer Eintheilung, die Berechnung der Kosten und wahrscheinlichen Erträgnisse und weihte mich im Ganzen wie im Detail in das vollständige Wesen dieses Industriezweiges ein. Es müßte ihn eine besondere Vorliebe für mich dazu bestimmen, da es nicht ganz mit seinen Pflichten harmonirte, in dem überall die Konkurrenz fürchtenden Paris einem Fremden so nützliche Eröffnungen zu machen. Mit nichts Geringerem konnte ich ihm meinen Dank an den Tag legen, als

indem ich nicht nur in Dingen, die mir wichtig waren, sondern auch in solchen, die nur für ihn Interesse hatten, ihm die theilnehmendste Aufmerksamkeit widmete. Er ermangelte denn auch nicht, mir von seinen persönlichen Schicksalen zu erzählen, und ich erfuhr, daß ihm eine Leidenschaft für eine junge Landsmännin auf der Seele brannte, die in London die Stelle einer Gesellschaftsdame bei einer alten Frau bekleidete und mit einer gleichen Gewalt des Gefühls für ihn eingenommen schien. Die Liebenden ertrugen die Trennung nur in dem Gedanken, daß sie ihnen die Mittel zu ihrer künftigen Vereinigung verschaffen werde. Diese zu ermöglichen wirkten sie, Jeder in seiner Weise, rastlos und ermuthigten sich gegenseitig dazu in einem Briefwechsel, der ihnen für den Augenblick jede Lebensfreude und eine noch ferne glückliche Zukunft ersetzen mußte. Dem jungen Manne war es bald Bedürfniß geworden, mir diese Briefe mitzutheilen, die gleich heißen Lavaströmen aus beiden Herzen brachen. Eine Unendlichkeit der Leidenschaft erschloß sich vor mir, von der ich bisher keine Ahnung gehabt. Es war ein ewiges Umarmen, ein Ineinandergehen zweier Gemüther, die in allen Dingen des Himmels und der Erde nur Nahrung für ihre Flammen suchten und fanden. In glühender Sehnsucht marterten sie ihre Seelen mit der unaufhör-

lichen Wiederholung des einen und desselben Bildes ab und bewahrten dabei eine so ungeheure Kraft des Gefühls, daß es fast wunderbar schien, wie dasselbe nicht über die physischen Hindernisse siegen konnte und daß sie nicht einmal, blos von den Flügeln der Leidenschaft über Land und Meer getragen, einander in den Armen lagen. Dachte ich an die endliche Vereinigung dieser beiden Menschen, so erschien sie mir nicht anders, denn als die Verwirklichung der höchsten Poesie, die ein Herz empfinden kann. Und sollte ich nicht selbst jenes weltliche, gesellige Glück erleben, von dem mein Vater sprach, so dachte ich in dem Bündniß der beiden Liebenden eines vor Augen zu haben, welches dem der Einsamkeit vollkommen die Waage halten kann. So mußte es mir denn selbst wichtig werden, den beiden Getrennten zu ihrem Ziel zu verhelfen. Ich unterstützte den jungen Mann in der Besiegung materieller Schwierigkeiten, stand ihm in seinen Unterhandlungen mit einem Londoner Etablissement nützlich zur Seite und hatte endlich die Freude, ihn in so gesicherter Lage zu sehen, daß er seine kümmerliche Stellung in Paris aufgeben und zu seiner Braut nach London eilen konnte, um mit ihr vor den Altar zu treten. Die Reise mit ihm über den Kanal, das Wiedersehen der Verlobten, das rein menschliche Glück, dessen Verkörperung sie am

Hochzeitstage zu sein schienen, werden mir unvergeßlich schöne Erinnerungen bleiben. Was darauf folgte, sollte diesen ersten Eindrücken nur zu sehr widersprechen.

Ich hatte mich anfangs von den Neuvermählten, sie ungestört lassend, zurückgezogen und nachdem ich mich mit der großen Stadt und ihren Merkwürdigkeiten ziemlich vertraut gemacht, Reisen nach vorzüglichen englischen Fabriksorten unternommen, um meine industriellen Studien fortzusetzen. Dabei hatte ich auch Gelegenheit, mich in mehreren wegen ihrer Landwirthschaft berühmten Grafschaften längere Zeit aufzuhalten und erst nach länger als einem Jahre kehrte ich nach London zurück. Mein Vater hatte diese Studien begünstigt, indem er mich mehr als in Paris, wo ich nur dem Vergnügen lebte, mit den Mitteln zu einer unabhängigen Existenz versehen. Dies nebst einiger Gewandtheit genügt in England, um die Gesellschaft von allen Seiten und Menschen aller Art kennen zu lernen. Viel Angenehmes und Erfreuliches wurde mir bereitet, nie aber trat irgend ein Erlebniß ein, dessen Vorübergehen ich nicht leicht verschmerzt, oder von dem ich gewünscht hätte, daß es statt einiger Stunden die ganze Dauer meines Daseins erfüllen möchte. Mit wahrhafter Sehnsucht dachte ich an das Verhältniß meines vermählten Freundes, wie ich

mich mit seinem gesicherten Glück freuen wolle und wie von seiner Seligkeit so viel auf mich übergehen werde, als mir auf Erden zu empfinden überhaupt gegönnt schien. Die Täuschung war grausam. Ich fand die beiden Menschen, die sich einst so sehr geliebt hatten, daß ihnen der Gedanke an ihre Vereinigung eine bis in den Himmel ragende Leiter schien, auf welcher ihre Phantasie tausend Freuden auf- und niedersteigen ließ, ich fand sie, gleichsam mit zerschmetterten Gliedern auf dem harten Boden des wirklichen Lebens liegen, krank, verdrossen, enttäuscht. Das angestrengte Ringen mit dem Bedarf streifte die Poesie von ihrem Dasein ab; wo sie blos von mühelos sprießenden Blumen geträumt hatten, mußten sie in schwerer Arbeit die Erde umwühlen, um die minder schöne aber sättigende Aehre zu ernten. Ich konnte ihnen diese Erkaltung nicht zum Vorwurf machen, sie hatten sich, so lange sie noch getrennt waren, in ihren Träumen zu hoch gehoben über alles Irdische, als daß der tägliche unangenehme Verkehr mit demselben der idealen Empfindung nicht hätte Eintrag thun sollen. So war diese Ehe ein umgekehrter Schmetterling: erst schwebte sie auf märchenhaft schönen Flügeln über tausend entzückenden Blumen; dann war sie zur ungestalteten Raupe, die schwerfällig und mühsam nach nährenden Blättern kriecht. Mich machte

diese Erfahrung anfangs unsäglich traurig. Allmählich aber schöpfte ich einen Trost aus ihr, einen Fingerzeig, wie das Leben und sein Glück aufzufassen sei. Ist es ein Naturgesetz, daß dem Glück nur die Existenzdauer der Ephemere gegönnt sei, so braucht es blos des starken Entschlusses, seinen Tod nicht abzuwarten, noch früher selbständig von dem Glücke zu scheiden, als es nur allzu schnell von uns scheidet, um es für ewig lebendig in der Seele zu tragen. Wie unwürdig des menschlichen Berufes, händeringend am Leichnam des Glückes zu stehen, mit der lebenslänglichen vergeblichen Anstrengung, ihn zum Regen und Bewegen zu bringen, ihm die Seele wieder einzuhauchen, die der Staub für immer verloren! Und jedes Eigenthum, nach dem wir trachten, Ruhm, Reichthum, Macht, der Besitz eines geliebten Wesens, es ist blos ein solcher Staubkörper, der noch die Züge, das äußere Ansehen des Glückes trägt, wenn er dessen wirkliches Leben längst nicht mehr inne hat. Ein Spottbild ist dann geworden, was als Wunsch und Traum, und im Moment des Erreichens der Inbegriff aller Seligkeit war. Das Glück ist dann nicht blos todt, auch entstellt und verzerrt, das schauerliche Gespenst seines früheren Lebens, eine Verhöhnung und eine Buße der Seele, die einst darnach gestrebt hat. Ja, ich wollte auch nach einem Lebensmoment des Glückes

streben, es sollte mir das schöne Antlitz irgend eines irdischen Besitzes zuwenden, aber nicht sterben wollte ich es sehen, das schöne Antlitz, nicht zum Todtenschädel geworden, mit schreckhaft leeren Höhlen, wo mir einst ein lebendiges Auge geleuchtet; nicht Ekel und Verdruß sollte mir bieten, was mich sonst mit himmlischer Lust erfüllte. Indem ich der Sehnsucht nachgab, irgend ein Entzücken, eine irdische Herrlichkeit zu erreichen, stählte ich mich zugleich mit dem muthigen Entschluß, den erquickenden Becher halb gesättigt hinzusetzen, bevor ich auf die Hefe gekommen. So, dachte ich, wird die sehnsuchtsvolle Erinnerung mir gleichsam den Wohlgeschmack des Glückes für immer auf der Zunge erhalten, weil ich nicht abgewartet, daß er sich in die Widerwärtigkeit des Ueberdrusses verliere. Und das ist der Talisman, von dem ich Ihnen gesprochen, den Sie von mir verlangten. Sie besitzen ihn, sobald Sie bereit sind, ihn anzunehmen. Er ist nichts als der Muth, die ohnehin so kurze Sekunde des Glückes noch um eine halbe zu verkürzen, um jene halbe, durch welche es an das Unglück grenzt. Was auch immer Ihre Bestimmung sei und wie wenig sie den Forderungen entspreche, die Sie an das Leben stellen, — geben Sie sich zufrieden, wenn statt des langen Lebens nur ein flüchtiger Augenblick diese Forderungen befriedigt, in soviel Zeit als zwei Lippen

brauchen, sich zu berühren. Mit dem Bewußtsein des Genossenen und — nicht Ausgenossenen und deshalb ewig Frortzugenießenden werden Sie den harten Pfad Ihrer zufälligen, äußeren Schicksale ruhig, gelassen und unempfindlich für seine Dornen wandeln. Haben Sie den Muth glücklich zu sein!"

Lucy schwieg nach dieser Eröffnung lange, nachdenkend und im Innersten betroffen. Sie hatte vielleicht erwartet, daß aus der Erzählung und dem Räsonnement ihres nächtlichen Genossen ein anderer Trost für ihre Zukunft hervorgehen werde. Das Seltsame dieser Nacht, die Abenteuerlichkeit des Ortes, dieser Austausch von Mittheilungen, zu welchem sie sich, sie wußte nicht mehr wie, hatte hinreißen lassen, das Alles hatte sie empfänglich gemacht, fast ein Unmögliches, ein Wunder zu hoffen, einen Talisman, der ihr in der That einen Ausweg erschließen werde, den sie auf natürliche Art nicht zu entdecken vermochte, einen Weg, auf welchem sich die Wünsche ihres Vaters mit ihrem eigenen Glück begegnen könnten. Aber sie ließ diesen Gedanken ohne Bedauern fallen, denn mächtiger fühlte sie sich von der spiritualistischen Richtung ergriffen, die ihr der Fremde als eine Rettungsbahn aus ihren inneren Conflikten aufzuschließen versucht hatte. Nicht die Wahrheit seiner Argumente konnte so rasch und lebhaft auf sie wirken, aber in dem Ton,

mit welchem er seine letzten Worte gesprochen, war eine innige Zärtlichkeit, fast eine weiche Bitte vernehmbar gewesen, wie um der geistigen Ueberzeugungskraft seiner Rede durch den Ausdruck des Gefühles zu Hilfe zu kommen. Als sie sich seine Betrachtung der Dinge im Stillen wiederholte, und daß er ihr rieth, nach einem flüchtigen Glück schnell und muthig zu haschen, und wenn es dann vorüber und das ihr bestimmte freudenlose Geschick sein Recht fordern wird, sich an dem ewigen Rosenduft zu erquicken, welchen Sehnsucht und Erinnerung für immer aus jenem Glück pressen werden — als sie bedachte, welcher Art dies Glück sein könne, stieg ihr die brennende Röthe in die Wangen und sie fühlte ihr Herz von einer unbekannten Fluth schäumen und zum Zerspringen voll. Denn gab der Ton, in welchem er gesprochen, seinen Worten nicht eine persönliche Bedeutung, eine Beziehung auf den gegenwärtigen Augenblick? Sie glaubte seinen Blick auf ihrem Gesichte zu fühlen, prüfend, ob er Antwort und Verständniß finden wird. Aber mußte dieser Mann mit solcher Anschauung des Lebens in seine weltentrückte Bergeinsamkeit zurückgekehrt, nicht schon aus diesem Grunde ein Glück längst gefunden und genossen haben, welches der rührende Klang seiner Stimme als ein erst zu erreichendes darzustellen schien? Mußte dieser Mann nicht vollständig

mit dem Leben abgeschlossen haben, als er sich entschloß, das Haus seines Vaters wieder zu betreten, und dadurch, nach dem Gebot desselben, auf jeden ferneren Zusammenhang mit der Welt zu verzichten? Sie dachte es nicht, aber sie empfand es schon dunkel, daß in diesem Falle kein Glück mehr für sie möglich, kein noch so flüchtiges Glück, an welchem er keinen Antheil haben sollte, von welchem er sich als ein Fremder, als ein mit dem Glück bereits Fertiger ausschließen würde. Und doch deutete ein Etwas in ihm, sein Blick, seine Sprache, seine Bewegungen darauf hin, daß er weit davon entfernt, so fertig und abgeschlossen zu sein, und daß der Talisman, welchen er ihr darbieten wollte, noch an ihm selbst seine Kraft nicht erprobt hatte. Hierin herrschte ein Räthsel, das sie sich klar machen mußte, sie sah unwillkürlich in seine Augen und sagte dann ohne Scheu und ohne den Ernst zu verbergen, den der Moment für sie hatte.

„Sie wollten mir die Geschichte Ihres Lebens erzählen und ich glaube, Sie haben das Wichtigste verschwiegen. Haben Sie jenen Lebensmoment des Glückes gefunden, nach welchem Sie strebten und eben so den Muth, das Gluck in seinem Vollgenuß zu verlassen, bevor es Sie verließ? Sie werden die Unbescheidenheit dieser Frage nicht mißbilligen; denn wenn ich eine Lehre aus ihren Mittheilungen ziehen

soll, so kann es wohl nur die sein, wie sich Ihre Ansichten an Ihnen selbst bewährt haben."

„O, wäre ich nie glücklich gewesen," erwiederte Woldemar, „ich müßte es in diesem Augenblicke sein, mein Gemüth ist tief bewegt von der Wonne, von dem unbeschreiblichen Wunder, Ihnen, Ihnen, Ihnen Alles zu sagen. Doch ich will zusammenhängend sprechen," fügte er ruhiger hinzu, als er Lucy von der Heftigkeit seiner Worte erschreckt sah, „die Nacht ist lang, kein anderer Gegenstand vermag Sie hier zu beschäftigen, Sie sollen aus dieser armseligen Hütte mit der Erkenntniß, was Sie zur Entwicklung eines Menschenlebens beitrugen, die Erinnerung an dasselbe mit forttragen. — Nachdem ich aus dem Mißgeschick meines vermählten Freundes das Resultat gezogen, mit dem beglückenden Gedanken an einen genußreichen Lebensmoment die Einsamkeit meines väterlichen Hauses zum Inhalt und Rahmen meines ferneren Daseins zu machen, hätte ich leicht in Zweifel sein können, nach welcher Gestalt des Glückes ich streben, wo ich es überhaupt aufsuchen solle; ja leicht hätte die vorherrschende Sehnsucht nach der Rückkehr mich betrügen und mich irgend ein erfreuliches Erlebniß von untergeordneter Bedeutung schon als das Glück selbst betrachten lassen können. Allein neben jener Sehnsucht war längst eine andere in mir er-

wacht, die bisher nur eine stille Regung gewesen, aber von dem Augenblicke an, als ich mich nach den Herrlichkeiten der Welt umsah, zur immer deutlichern Anzeige wurde, was meinem Leben noch fehlte, welche Befriedigung meinem Herzen zum Glück gereichen könnte. Ich kann dies Gefühl nicht anders bezeichnen, denn als eine Liebe, die noch ihren Gegenstand nicht gefunden. Ja, ich liebte, alle meine Gedanken schmiegten sich an ein Wesen, in Wirklichkeit noch nicht erblickt, aber ich wußte, es müsse bestehen in Hoheit, Glanz und Schönheit. Was ich meinem stillen Sinnen und Trachten an Gedanken, meinem Leben an Erfahrung und Bildung abgewonnen, das Alles lag vereinzelt, in unzusammenhängenden Theilen vor mir, es fehlte die harmonische Kraft, das Verschiedene, zu einem ganzen Menschen, zu einem ganzen Glück zu verbinden. Es erfaßte mich eine unendliche glühende Leidenschaft nach dem Weibe, nach der Ergänzung und Vervollständigung meines Daseins. Und doch besaß kein Weib von allen, die ich sah und prüfte, jene Macht, von der ich wußte, sie werde plötzlich mit dem Strahl aus einem Frauenauge über mich kommen, mich ganz durchdringen mit einem tiefseligen Bewußtsein der Befriedigung und ich werde meine Augen verhüllen vor der übrigen Welt und werde nach nichts lechzen und glücklich sein.“

„Die Saison ging zu Ende. London verödete, ich fühlte mich sehr allein; mein Alleinsein war jedoch nicht die sättigende Einsamkeit, welche mir die Heimath aufbehielt, sondern ein brennender Durst, und ohne ihn gelöscht zu haben, wollte ich die Rückkehr nicht antreten. Ich folgte einem Theil der eleganten Hauptstadt nach Brighton.“

„Zwei Tage nach meiner Ankunft, an einem noch sehr heißen Spätsommermittag, stand, den Sonnenstrahlen sich schutzlos aussetzend, ein Weib an einer schattenlosen Stelle des Meerufers. Sie stand regungslos, die Blicke ruhig in die unabsehbare Ferne des Wassers tauchend. Es war Niemand um sie her zu sehen, die Menschen hatten sich von der glühenden Luft in die Häuser zurückgezogen, sie aber schwamm beinahe in einem goldenen Schimmer des senkrecht auf sie niederfallenden Lichtes. Eine seltsame Erscheinung! Denn wie sie das Belästigende dieser sonnentrunkenen Luft, vor der die Uebrigen flüchteten, nicht zu fühlen schien, glich sie einem der Naturgeister der Alten, der nur in diesem heißen Element sich verkörpern und nur in ihm sich erhalten konnte. Ich fürchtete, aus weiter Ferne nur ihre Gestalt, nicht ihr Antlitz erkennend, sie werde beim Geräusch meiner sich nähernden Schritte auf unsichtbaren Flügeln enteilen. Ich blieb an einen Pflock gelehnt stehen, als

ich so nahe gekommen, daß ihr Profil in meinen Sehkreis trat. Sie hatte mich nicht gehört, sie veränderte ihre Stellung nicht und ich — ich fühlte meine ganze Seele im Auge konzentrirt, begierig den Geist dieser Züge einzusaugen. Es lag ein Ausdruck keuschen Ernstes darüber gegossen, ein Hauch beglückend jungfräulicher Reinheit, einer von den Einwirkungen der Welt gänzlich unberührt gebliebenen Selbständigkeit, als wäre dieses Weib in der That erst in diesem Augenblicke aus den reinsten Atomen entstanden und betrachtete mit sinnender Verwunderung ihr eigenes Dasein und das Meer und den Himmel. Mein Herz schwoll, meine Wangen brannten, ich bebte wie unter der Wucht eines ungeheuren Schicksals stehend, aber ich regte mich nicht, ich dachte nichts, ich sah nur. Plötzlich wendete sich die Gestalt, schritt langsam in meine Nähe und an mir vorübergehend verweilten ihre Blicke auf mir mit dem Ausdruck, mit dem man in Nachdenken versunken einen Gegenstand betrachtet, ohne ihn eigentlich zu sehen. Mit anderer Empfindung aber hatte ich in diese unsterblich süßen Augen gesehen. Ich folgte ihr besinnungslos, bald hatte sich Jemand zu ihr gesellt, einen Moment später schloß die Thüre eines Hauses sie von mir ab. Ich eilte an's Meer zurück, an die Stelle, wo sie gestanden, ich preßte meine Hände an die Brust, meine Liebe

hatte ihren Gegenstand gefunden; die ist es, sagte ich zu mir, die ich so schmerzlich gesucht habe."

Lucy hatte diese Worte gesenkten Hauptes angehört. Sie zitterte, was sie errieth und was die Rührung im Ton des Erzählers bekräftigte, auch in seinen Augen bestätigt zu finden. Er fuhr fort:

„Ich war glücklich, zum ersten Male glücklich. Die Vergangenheit lag als ein Todtes hinter mir, das keine Seele gehabt hatte, nur der gegenwärtige Moment lebte und seine Seele war die Liebe. Nicht zur lachenden Fröhlichkeit fühlte ich mich gestimmt, denn das wahrhafte Glück ist der ernsthafteste Zustand, aber es durchdrang mich eine ruhige Heiterkeit, es war mir innerlich die Offenbarung geworden über die Ursache meiner Existenz, ich verstand plötzlich Gott und die Schöpfung und jede meiner Bewegungen war ein stummes Zeichen meiner tiefen Befriedigung. Ich ließ mich in die weite See hinausrudern, kehrte dann zum Strande zurück, sah den Liebesgeist der Natur gelagert ob der Unendlichkeit des Meeres und dann im Raum eines Blumenkelches und empfand meine Einheit mit ihm, in meinem Athemzug war mir auf einmal der seine hörbar geworden, wie er als Ewigkeit durch die Brust der Schöpfung geht. So, jedem Vogel vertraulich zunickend, jedes Kind an meine Brust hebend, nahm ich Besitz von der

Welt, die mir mit diesem Tage erst ihren letzten vollendenden Schöpfungstag erlebt zu haben schien. In dieser schönen Welt wollte ich mich einrichten, ihren ganzen Geist verkörpert, ihren Zauber zusammengefaßt besitzend in dem Weibe, dessen Anblick mir die Pforten der Welt erst aufgethan. Sie wiedersehen, mich mit ihr vereinigen, war der einzige Gedanke, mit dem ich in später Nacht mein Zimmer betrat. Heiß und aufgeregt lehnte ich im Finstern meine Stirn an das Fenster. Der Sternenhimmel, sonst ein beseligender Trost für den Reisenden, für den der Heimath Entfremdeten, weil er das Einzige ist, das uns treu in alle Ferne begleitet und doch zugleich bei den geliebten Menschen, die wir verlassen haben, zurückbleibt, er sprach mir heute nicht, wie immer, zuerst und vor Allem von der Heimath, sein Schimmer war der Widerschein meiner neuen Sehnsucht und meines neuen Glückes. Als er endlich sein altes Recht geltend machte und mich an die Vergangenheit mahnte, sagte ich zu mir: So ist es denn entschieden, mein Vater, ich habe ein Glück gefunden, noch höher, als jenes, das du mir aufbehalten, seliger ist ein Doppelleben, als es jemals die Einsamkeit werden kann, welchen reizenden Tempel du ihr auch aufgebaut hast; ich verzichte auf das Recht zurückzukehren und will noch heute meine Schiffe verbrennen. Und im Ent-

schluß, meinem Vater noch in dieser Nacht die entscheidende Wendung meines Lebens anzuzeigen, zün-ich Licht und sah einen Brief von der Hand meines Vaters auf meinem Tisch liegen."

„Es befremdete mich, beim Oeffnen des Briefes, ihn länger zu finden, als alle die ich bisher erhalten und die nur Berichte von äußerlichen Dingen gewesen. Mein Vater erinnerte mich, daß nun Jahre seit meiner Trennung von ihm und unserer Besitzung verflossen und ich nun in jenes Lebensalter getreten, wo man sich nicht mehr willenlos fortschaukeln läßt, sondern den Arm erhebt und entschlossen ruft: Diesen Weg will ich fortan gehen. Er habe auf meine Bestimmung niemals Einfluß zu üben gesucht, seine eigenen Wünsche sorgfältig unterdrückt, um meiner Selbständigkeit nicht nahe zu treten. Auch jetzt würde er es noch vermieden haben, meine endliche Entscheidung auch nur durch eine Anfrage beschleunigen zu wollen, wenn er nicht fühlen würde, daß er meinen Entschluß bald vernehmen müsse, um ihn überhaupt noch vernehmen zu können. Er spüre den Todeswurm schon hörbar in seinem Marke wühlen, und wenn meine Entwicklung so weit gediehen, daß ich mit Ruhe und Besonnenheit einen bestimmenden Ausspruch über mein Schicksal fällen könne, so wäre es sein einziger Wunsch, ihn noch vor seinem Ende zu hören. Er

möchte wissen, wie ich gewählt habe. Sollte mich ein resultatloses Treiben in und mit der Welt und ihren Genüssen so sehr erfreuen, daß ich die Ueberzeugung habe, mein ferneres Leben damit gänzlich und ohne ein anderes Bedürfniß ausfüllen zu können oder sollte mir in irgend einem geselligen Verhältniß eine neue Heimath erblüht sein, so möchte ich ohne Scheu es ihm mittheilen und ohne Leid darauf verzichten, ihn noch einmal wieder zu sehen. Denn er gehöre in diesem Falle nicht mehr meiner Welt an, würde mich dann nicht mehr verstehen, das Wiedersehen wäre kein Wiederfinden, er wäre dann ohnehin schon todt für mich. Trotzdem würde er mit Süßigkeit im letzten Augenblicke daran denken, daß ich, wenn nicht auf seine Art, doch auf meine Art glücklich geworden. Wäre ich aber entweder durch Erfahrungen oder durch ruhiges Nachdenken zum Bewußtsein gelangt, daß der erste Betrug, der dem Beruf des Sterblichen gespielt worden, der biblische Satz sei: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," weil der Mensch dadurch verlockt worden, den Gott seiner Brust stückweise an die Ungöttlichkeit der Welt hinzugeben und doch nur Trümmerwerk dafür einzutauschen, weil er dadurch angewiesen worden, die Welt, die sich seinem Auge allein als eine Ganzheit und eine Einheit darstelle, auch mit dem Auge eines Andern zu

betrachten, wodurch sie sich sogleich spalte, zerklüfte und in Widersprüche zerbröckle, denn es gebe nicht zwei Menschen, die das Gleiche sähen; wäre ich also zum Bewußtsein gelangt, daß der rechte Mensch keinen zweiten neben sich dulden könne und seine Gesellschaft, der Boden für seine freiste Entwicklung, nur die leblose Natur sein dürfe, dann solle ich nach Hause kehren, ich werde dann die Fortsetzung seines Lebens sein und er wolle sich nur noch einmal mit leiblichen Augen überzeugen, daß diese Fortsetzung leiblich existire. Seine körperliche Schwäche bürge ihm, daß er mich, wie es mir dann gebühre, bald allein lassen werde."

„Dieser Brief erschütterte mich im Innersten, denn gewaltiger als ich es ausdrücken kann, brach die Sehnsucht nach mir zwischen den Zeilen hervor und nur von dem rührenden Bestreben niedergehalten, auf meine freie Wahl nicht bestimmend einwirken zu wollen. Gewaltig war auch mein Schmerz, das Ende meines geliebten Vaters plötzlich nahe gerückt zu sehen. Die Heimath stand wieder vor mir im alten Zauberlicht gewohnter Erinnerung. Und seltsam! Das Gefühl meines neugefundenen Glückes widersprach jenem Zauber nicht, sondern meine Liebe schmiegte sich wie ein harmonisch dazu Gehörendes an das Bild meiner Heimath. Sollte nicht Beides zu vereinigen sein? dachte ich einen Augenblick. Nein, mein Vater hat

Recht, mußte ich mir sagen, der Boden, welcher die einsame Entfaltung einer in sich abgeschlossenen und befriedigten Menschennatur tragen soll, jene Berge, Thäler und landschaftlichen Reize, das innige Hineinversenken in den Geist, der dort weht, jene Thebaide ist ein Glück für sich, welches mehr werth ist, als einem Andern untergeordnet zu werden, die bloße Staffage eines andern seligen Zustandes zu bilden. Dieser Zustand, die Vereinigung mit einem unendlich geliebten Weibe, wird am besten mitten in einer kalten und gleichgiltigen Welt genossen werden, wie der Wein Geist und Glut im Innersten zusammenfaßt, wenn ihn von außen erstarrendes Eis umgiebt. Ein Mann und ein Weib, die sich in liebender Umschlingung zu einem vollendeten Menschenthum vereinigen, für diese sinkt jeder andere Besitz zu einer unbedeutenden Zufälligkeit herab. Eine solche aber soll der geweihte Wohnsitz meines Vaters nicht für mich abgeben und wenn ich ihn jemals betrete, so sei es nur um jenes Glück in mich aufzunehmen, das er in sich schließt und das er mir zu gewähren bestimmt wurde, das Glück wie mein Vater es versteht."

„So sah ich mich denn in dieser Nacht an den Scheideweg gelangt und es galt zu wählen, ob mein Leben fernerhin vom Geist der Gesellschaft oder von meinem eigenen selbständigen Geiste seine Richtung

erhalten solle. Ich wog nicht die schmerzliche Sehnsucht nach meinem sterbenden Vater gegen die freudejauchzende Sehnsucht ab, das volle sinnliche Leben mit jenem Weibe an meine Brust zu pressen, denn nicht die Leidenschaft des Augenblicks sollte über den Inhalt einer ganzen langen Zukunft bestimmen. Ich prüfte vielmehr den Werth des einen wie des andern Glückes, ob ich dem der Liebe oder dem der Einsamkeit mein Dasein gänzlich hingeben solle. Wie, was wollte ich denn, mußte ich mich fragen, doch nur einen Moment des Glückes erleben und diesen dann ungetrübt und noch nicht angenagt von irdischer Vergänglichkeit als ein ewiges Besitzthum meines Herzens in die ferne Abgeschiedenheit meiner Existenz mit hinübernehmen! Habe ich diesen Moment nicht erlebt, als ich das herrliche Weib sah und in ihrem Anblick meine Liebe für Gott und Schöpfung und alles Herrliche und Hohe von einer tiefen Befriedigung wie gesättigt fühlte? War ich nicht glücklich an diesem Tage, bin ich es nicht in diesem Augenblicke? Freilich, der Becher ist nicht bis auf den Grund geleert; aber habe ich nicht den Entschluß gefaßt, ihn hinzustellen, ehe ich auf die Hefe gekommen? Wird das Glück nicht ein ewiges, unvergängliches sein, wenn ich es auf irdischen Wegen nicht mehr weiter verfolge, wenn ich ihm kein Schicksal, sondern nur mein

eigenes Herz zum Herrn gebe? Ja, es kostet Schmerz, dem zu entsagen, was es mir noch bieten könnte, aber dafür tausche ich die immerwährende Wonne ein, das in ungetrübter Reinheit zu bewahren, was es mir schon geboten hat. Das Bewußtsein des Genossenen und nicht Ausgenossenen und deshalb ewig fort zu Genießenden wird sich mit der ferneren Entfaltung meiner Seele verschmelzen und nirgends ungeschwächter bleiben und heiliger gepflegt werden als in der tiefen Einsamkeit meiner Berge und Wälder. So sei denn das Loos gewählt, das mir mein Vater aufbehalten."

„So entschied ich in dieser Nacht und schon der folgende Tag sah die Ausführung. Der heiße Wunsch, meinen Vater noch am Leben zu treffen, beflügelte meine Reise. Es war später Abend, als ich ankam und das Haus erschreckend still und dunkel. Ich wagte keine Frage an die Dienerschaft, sondern schritt rasch und schweigend nach dem Bibliothekzimmer, einen Freudenschrei ausstoßend, als ich den Vater im großen Fauteuil bei der Lampe sitzen sah, sehr alt geworden, mit schneeweißem Haupte, aber er war es, er lebte! Zitternd erhob er sich, Freudenthränen entstürzten seinen Augen und als er sich aus meinen Armen lösete und erschöpft wieder zurücksank, lag in seinen Mienen und Geberden mehr als blos die Freude über unser Wiedersehen, er schien ein glühen-

des Dankgefühl ausdrücken zu wollen. Er dachte an die Bedeutung meiner Wiederkehr und daß ich dadurch über meine Zukunft entschieden, wie es sein eig'ner heimlicher Wunsch gewesen."

„Kein Wort wurde über diesen Gegenstand in den ersten Stunden gewechselt. Er schilderte mir nur, wie zum Lohn meines Entschlusses, die gegenwärtige Beschaffenheit des Gutes, wie herrlich es geworden, welcher Genuß und welch' erfreuliche Thätigkeit mich hier erwarte. Erst als er sich zur Ruhe begab, sagte er: „Sohn, wenn es ein hartes, grausames Geschick war, das Dich in diese verborgene Zuflucht getrieben, wenn Du ein Unglück zu verwinden, einen Schmerz zu heilen hast, so sei getrost! Auch ich war unglücklich, Deine Mutter hat meinem Herzen viel Weh bereitet. Aber dies Weh hat mir den Schatz der kostbarsten und geheimsten Genüsse des Daseins aufgeschlossen. Der beste wird mir noch in meinen letzten Stunden: Das Bewußtsein, daß Du der letzte meines Geschlechtes sein wirst, der noch auf Erden zu leiden hat."

„Nein, mein Vater," erwiederte ich, „kein Unglück hat mich hierher getrieben, ein unendliches Glück habe ich mir mitgebracht. Mein ferneres Leben, meine Einsamkeit, soll nur der reine, verborgene, schützende Tempel dieses Glückes sein, und nichts Irdisches wird mehr Macht daran haben."

„Wenige Tage später war ich in der That einsam; ich stand am Grabe meines Vaters. Wie er es gewollt und wie es mein Vorsatz war, so lebte ich seitdem, abgeschlossen, ohne Freund und Genossen, nur mit solchen Menschen im Verkehr, die ich zu Werkzeugen meiner Pläne, Arbeiten und Vergnügungen gebrauchen kann. Was mich aber ganz allein fähig machte, ein so gestaltetes Leben als das höchste und erschöpfendste Glück zu empfinden, das war die Erinnerung an jenes Weib. Die Entsagung, zu der ich den Muth gehabt, wölbte einen reinen Himmel über mir, nach solcher Verzichtung war nichts in der Welt mehr werth, ein Verlangen zu erregen. Ich fürchte, dies Glück ist zerstört, nicht zum zweiten Male werde ich den Muth der Entsagung haben, nicht noch einmal mein Herz zertreten können. Lucy, Lucy, können Sie zweifeln, daß Sie jenes Weib sind, daß Sie es sind, die ich heiß und unaussprechlich liebe?“

In diesem Augenblicke entstand in der Dachkammer das Geräusch der sich erhebenden und aufbrechenden Gebirgsjäger; zugleich fiel der erste blasse Schimmer der Morgendämmerung in das Gemach, den bleichen Zügen Lucy's einen geisterhaften Schein verleihend. Nur ihre Augen lebten, ruhig, aber mit verzehrendem Feuer bohrten sie sich in das Antlitz Woldemar's, als wäre das ganze Leben des Mäd-

chens in die Augen getreten und schöpfte Nahrung und Athem nur mehr aus den Worten dieses Mannes.

„O glauben Sie nicht," sagte er, „daß der entsagende Stolz meiner Seele von einem einzigen Schlag wäre vernichtet worden. Gestern Morgen ritt ich nach J. Eine glockenhelle Frauenstimme verlockte mich, an der Mauer des Gartens anzuhalten, aus welchem sie drang. Von meinem Pferde herab konnte ich in den Garten sehen, da erblickte ich Sie zum ersten Male wieder. Sie saßen zu den Füßen Ihres Vaters und sangen ein italienisches Lied. Sie wiederholten es auf sein Verlangen immer wieder, es schien einen Wettstreit zu gelten, ob Sie früher ermüden werden es zu singen, als er es zu hören. Ich behielt bald das Lied, ich summte es nach. Mein Pferd machte plötzlich einen Satz. Ich nahm es für einen Wink meiner Bestimmung, ich hielt den Zügel nicht an und ließ mich weit fort von jener Stelle tragen. Ich dachte an meinen todten Vater, an den Geist meiner Einsamkeit. Er beglückte mich an diesem Tage zum ersten Male nicht mehr, ich beschloß, mich den Männern des Gebirges wieder einmal zur gefahrvollsten Jagd beizugesellen. Den ganzen Tag aber sang ich das italienische Lied, ich sang es noch auf dem Wege hierher —"

„Ich habe es vernommen," sagte Lucy, „es war mein Verhängniß, es hat mich hieher geleitet."

„Ich war wie verzaubert, als ich Sie wiedersah," sprach Woldemar; „das Glück, dem ich eigensinnig zu entfliehen gedachte, es verfolgte mich bis an den Ort, wo ich am wenigsten hoffen konnte, es wieder zu treffen. O ich war unendlich glücklich in dieser Nacht, meine Seele der Ihren anheim zu geben. Ich sollte es genug sein lassen, ich habe wieder getrunken an der Cisterne des Glückes und sollte für das ganze übrige Leben gesättigt heimkehren, nicht achtend des brennenden Durstes nach einem höheren Glücke. Wenn Sie sagen, daß ich Sie verlassen soll, Lucy, daß ich mit den Jägern in's Gebirge aufbrechen und Sie nie wiedersehen möge, so will ich den Muth haben, es zu thun. Ich weiß, daß mir dann nichts Schöneres mehr aufbehalten, als was ich schon genossen, daß sich für mich alles Glück der Erde in dem Bewußtsein erschöpfen muß, daß ich Sie liebe. Spricht aber eine Regung in Ihrer Seele dafür, daß ich bleibe, daß ich mich noch nicht von Ihnen trenne, dann sei es mir ein Zeichen, daß mir ein Glück über alle Grenzen hinaus aufbehalten war, das Glück, von Ihnen geliebt zu werden. Diesen Becher schon jetzt halb geleert hinzustellen, hätte

ich nicht die Kraft; ich verließe Sie noch nicht. Entscheiden Sie!"

Lucy stand auf und trat vor die Thür der Hütte. Woldemar nahm leise seine Flinte und übrigen Geräthschaften, und als er vollkommen gerüstet war zum Aufbruch, kamen auch die Jäger herab, die er sachte aufzutreten bedeutete, um den schlafenden Lord nicht zu wecken. Sie zeigten sich sehr erfreut, daß er sie zu begleiten gedächte, er hieß sie jedoch vorausgehen und wenn er sie beim sogenannten rothen Stein nicht werde eingeholt haben, so mögen sie ihn für heute nicht mehr erwarten. Sie verließen sämmtlich die Hütte und blieben nur einen Augenblick erstaunt stehen, als sie vor derselben auf dem Rasen Lucy in heftiger Erregung in die Knie gesunken sahen, das Gesicht mit ihrem Tuche verhüllend. Sie schritten aber auf einen Wink Woldemar's vorüber, ohne sich länger aufzuhalten und waren bald auf einem schmalen Gebirgspfade verschwunden.

Lucy erhob sich endlich aus der Stellung, in der sie halb bewußtlos verharrt war. Als ihre Blicke auf Woldemar fielen, trat dieser an sie heran und fragte mit bebender Stimme: „Soll ich Sie verlassen, Lucy?"

„Heute noch nicht," erwiederte das liebliche Mädchen, „ich will den Talisman benützen, von dem Sie

mir gesprochen, ich will den Muth haben, einen Tag lang glücklich zu sein und dann den harten Pfad meines übrigen Lebens ruhig, gelassen und unempfindlich für seine Dornen wandeln."

Der erste Sonnenstrahl brannte im Osten, eine erwachte Lerche stieg jauchzend zum Himmel, Woldemar jauchzte mit ihr, den Namen Lucy wie den ganzen Freudeninhalt der Schöpfung in die Lüfte rufend.

„Still," sagte sie mit einem Blick, der nur eine stumme Einstimmung in sein Jauchzen war, „wecken wir nicht allzufrüh den Ernst des Schicksals, dem unsere Zukunft angehört."

Sie wendete sich bei diesen Worten nach der Thür der Hütte, aus welcher der Lord bereits getreten war. Vor Woldemar sich verbeugend und seiner Tochter beide Hände hinreichend, sagte er heiter: „guten Morgen!"

Der Lord schien sehr munteren Gemüthes zu sein, als er, seine Tochter am Arme, den Waldweg nach dem See zurückschritt, während Woldemar, zumeist

eine Strecke voranseilend, so oft aber die Breite des Weges es erlauben wollte, an der Seite Lucy's, den Führer abgab. Der Morgen leuchtete so hell, der thauübersäete Wald schimmerte so smaragdgrün, aus der Erde schien ein so erquickender Athem frischen Lebens zu steigen, daß selbst in das von brittischem Gleichmuth umpanzerte Herz des alten Mannes ein Strahl der Lust eindrang und er sich des sonst unbequemen Abenteuers erfreute, das ihn gezwungen, eine Nacht in einer elenden Baracke zuzubringen und ihm nun noch so früh am Tage eine Wanderung zumuthete. Er hatte seine Tochter befragt, wie sie die langen Stunden, während er schlief, verbracht habe und Lucy hatte erwiedert, daß der junge Fremde sie durch Mittheilungen mannigfacher Art an Schlaf und Müdigkeit nicht hatte denken lassen, und sie es nun für Pflicht halte, dem freundlichen Manne durch die Aufforderung dankbar zu werden, daß er den Tag mit ihnen verbringen oder ihnen in J. seine Gegenwart schenken möge. Der Lord hatte diese im bittenden Tone vorgebrachte Aeußerung mit Schweigen aufgenommen; denn er besaß in hohem Grade jene Fremdenscheu, welche bei dem Engländer nicht die Folge aristokratischer Exclusivität ist, sondern aus der Furcht entspringt, die gewohnte ruhige Behaglichkeit des Gemüthes, den innern Komfort durch neuen Ver-

kehr, durch neue gesellige Rücksichten gestört zu sehen. Noch nicht mit sich einig, ob er der Bitte Lucy's entsprechen solle, gab er sich indessen willig dem gewinnenden Reize hin, der in der rüstigen Beweglichkeit des jungen Mannes und in der natürlichen Frische seines Gespräches lag.

„Sie wollen, wenn ich recht gehört habe," sagte er zu Woldemar, „an einer Gemsenjagd Theil nehmen, und ich muß nun fürchten, daß Ihre Gefälligkeit, uns zum Führer zu dienen, Sie daran verhindert."

„Nein, Mylord," erwiederte Woldemar, mit einem flüchtigen Seitenblick auf Lucy, die erröthete, „ich habe mich plötzlich anders besonnen. Auch bietet die Jagd in dieser Jahreszeit noch nicht jene Schwierigkeiten und Gefahren, daß sie Einem, der so vertraut mit ihr ist, wie ich, einen besonderen Reiz bieten könnte."

Er erzählte nun, einer Aufforderung des Lords entsprechend, von abenteuerlichen Jagden dieser Art im Spätherbst und sogar im Winter, welche Fertigkeiten dazu nothwendig, welche Schrecken dabei zu überwinden sind und schilderte die waidmännischen Gebräuche und Erfahrungen seines Heimathlandes mit so lebendigen Farben, daß der alte Engländer, ein leidenschaftlicher Verehrer von allem sport, das nur

Krankheit aufzugeben ihn gezwungen hatte, die beste Meinung von seinem jungen Begleiter faßte. Sie wankte selbst nicht, als einige tiefer gehende Aeußerungen die größte Verschiedenheit in der Anschauungsweise dieser beiden Männer aufdeckten. Dann als Lucy bei der Darstellung, wie leicht die Schützen hier für einen verhältnißmäßig unbedeutenden Gewinn ihr Leben auf's Spiel setzen, sich eines Schauders nicht erwehrt und bemerkt hatte, daß dieselben Menschen, die ihr Leben so gering schätzen, wenn es ein Wild zu schießen oder zu fangen gilt, vielleicht über die Zumuthung lachen würden, es für eine Idee auszusetzen, erwiederte der Lord: „Auch ich würde eine ähnliche Zumuthung verlachen. Ein junges, frisches Leben ist eine schöne Wirklichkeit, und eine schöne Wirklichkeit ist ebenfalls auch das Vergnügen der Jagd und des gefährlichen Rittes. Man kann vernünftigerweise die eine wagen, um der andern theilhaftig zu werden; aber Sünde wäre es, die schöne Wirklichkeit zu opfern, um dem Imaginären nachzustreben, wie es in den hirnverrückten Köpfen müßiger Schwärmer entsteht."

„Wenn Alle von jeher so gedacht hätten, Mylord," warf Woldemar ein, „wie stünde es um England's Größe, um den Fortschritt der Welt überhaupt?"

„Ein Menschenleben in seinen Gedanken und Ge-

müssen," versetzte der Lord, „ist mehr werth als die Welt, die in Jahrtausenden nicht zu so allgemeinem Wohlgefühl gelangen wird, als der Einzelne schon jetzt in einem Tage empfinden kann."

„Den Werth eines Menschenlebens zu bestimmen," entgegnete Woldemar, „hat wohl Niemand mehr das Recht als derjenige, der es lebt. Wenn dieser nun sein Leben für geringer achtet, als die Idee, für die er es hingeben will, so genießt er es wohl erst ganz, indem er es opfert."

„Nun ja, ich läugne nicht," sagte der Lord, „daß es solche Thoren geben mag, aber dann hätten die Anderen die Pflicht, ein Leben mit Gewalt zu erhalten, das wenigstens ihnen von Nutzen und Vergnügen werden kann."

„Die Anderen sind eben die Welt," antwortete Woldemar, „von der Sie, Mylord, behaupten, daß sie weniger werth ist, als der Genuß eines Menschenlebens."

Der Lord erwiederte nichts mehr, er betrachtete Ansichten, wie sie Woldemar äußerte, als das ausschließliche Besitzthum der Jugend und die Debatte darüber für unersprießlich. Darum erschütterte auch der Mangel an Uebereinstimmung die hohe Meinung nicht, die er von dem jungen Mann zu fassen, begonnen, und wenn er die Einladung an ihn, welche

Lucy verlangt hatte, noch nicht über die Lippen brachte, so geschah es nur in Folge der kleinen Verstimmung und Gesprächsstockung, welche eine nicht befriedigend zu Ende geführte Verhandlung zurückzulassen pflegt.

So war man beinahe schweigend aus dem Wald, über die Wiese hinab, welche Lucy am Abend vorher so sehnsüchtig wieder gesucht hatte, durch das Dorf zum Gasthof am See gelangt. Das Frühstück wurde bereitet und eingenommen, und der Lord, der sich jetzt aus dem Abenteuerlichen heraus wieder in seine gewohnten Verhältnisse hineindachte, fing an sehr ungeduldig zu werden und gab endlich John den Befehl, den Wagen anspannen zu lassen. Er entschuldigte seine ungeduldige Eile Woldemar gegenüber mit der Versicherung, daß, wenn nicht Briefe aus England, die er seit mehreren Tagen erwarte, und die bereits in J. angelangt sein müßten, ihn von dannen trieben, er noch viele Stunden in so angenehmer Gesellschaft zubringen möchte. Er dankte wiederholt für die großen Dienste, die Woldemar ihm und seiner Tochter geleistet und fügte hinzu, indem er ihm seine Karte überreichte, daß er nichts sehnlicher wünsche, als daß Woldemar wieder einmal den Boden England's betrete und er sich ihm dann in jeder Beziehung dienstgefällig erweisen könne.

Woldemar dankte hierauf, nannte sich dem Lord

und gab sich ihm als einen Gutsbesitzer aus dieser Gegend zu erkennen. Da er jedoch natürlich nicht gesonnen war, den weltlichen Rücksichten der Höflichkeit, die ihn jetzt Abschied zu nehmen hätten veranlassen sollen, auch nur das geringste Zugeständniß zu machen, das seiner Leidenschaft und den Wünschen Lucy's, die diesen Tag ihrem und seinem Glücke bestimmt hatte, zum Nachtheil hätte gereichen können, so sagte er:

„Ich werde das Vergnügen haben, Mylord, Sie nach J. zu begleiten. Ich habe gestern mein Pferd hier untergebracht, als ich die Jagd mitzumachen gedachte, und werde Ihrem Wagen folgen."

Sie gingen nun sämmtlich den Hof hinab, wo die Equipage des Lords bereits angespannt stand und John den Wagenschlag öffnete. Zugleich führte ein Bauernjunge, dem Woldemar ein Zeichen dazu gegeben, das Pferd des Letzteren am Zügel herbei. Der Lord, der schon einen Fuß auf den Tritt gesetzt, stellte ihn wieder zu Boden, als er das prachtvolle Thier erblickte, und trat näher hinzu. Mit freudigem Erstaunen betrachtete er von allen Seiten das schöne Roß, das nachlässig mit dem Huf im Sande scharrte und den Kopf in die Höhe warf. Der Lord lächelte mit einem gewissen brittischen Hochmuth, als nun auch Lucy das Pferd lobte und dessen Stirn streichelte; er

hatte Zucht und Schule des Pferdes als englisch erkannt und der Anblick desselben im fremden Lande erfreute ihn wie ein Bote, der direkt aus seiner Heimath käme. Die Freundschaft, die er sich in seinem nationalen Stolze nicht für den Fremdling hatte abgewinnen können, schien erst dem englischen Pferde gegenüber in ihm zu erwachen, das Thier sprach zu Gunsten seines Besitzers und er wandte sich mit dem achtungsvollen Tone zu diesem:

„Sie sind so freundschaftlich, Sir, uns zu begleiten, ich denke, wenn die erwarteten Briefe angelangt sind und die Ermüdung Lucy's es erlaubt, noch heute J. zu verlassen und die Rückreise über die Schweiz und Frankreich anzutreten. Wären Sie geneigt und im Stande, uns das Land mit Ihrer Gegenwart zu identificiren, etwa bis an die schweizerische Grenze, so hätte dies Unternehmen für Sie das Bewußtsein zur Folge, daß wir vom ganzen Continent keinen angenehmeren Eindruck nach unserem Inselland hinübernehmen werden, als den Ihr Land bietet, als dessen Herrn und Fürsten ich Sie zu betrachten fast versucht wäre!

Mit dem Ausdruck lebhaftester Dankbarkeit erwiederte Woldemar: „Ich nehme dies Anerbieten an, Mylord, auch weil ich glaube, Ihnen durch meine Vertrautheit mit den Schönheiten des Landes nach

allen Richtungen, die Reise vielleicht mannigfaltiger und interessanter machen zu können."

Eine Sekunde lang blickten Lucy und Woldemar sich in die Augen und der Kuß von zwei unendlich beglückten Seelen schien dieser Blick zu sein. Dann folgte Lucy ihrem Vater in den Wagen, Woldemar bestieg sein Pferd und die kleine Karavane setzte sich in rasche Bewegung.

Die Sonne schien in dem Reich, das die beiden jungen Herzen betreten hatten, nicht unterzugehen; denn es war bereits zweimal Abend und wieder Morgen geworden, ohne daß Lucy und Woldemar den Tag des Glückes, welchen sie sich als einzigen und letzten Lebensgenuß bestimmt hatten, für geschlossen erachtet hätten.

Die von Lord L.... ton sehnlichst erwarteten Briefe waren in J. nicht eingetroffen. Der Rath Woldemar's, die Bitten Lucy's, mehr aber noch seine eigene Ungeduld, sich zur Rückreise endlich auf den Weg zu machen, veranlaßten ihn, die Ordre zu ertheilen, daß ihm die Briefe, wenn sie etwa noch in J. einträfen, in die Grenzstadt P. nachgeschickt würden, wohin auf des jungen Freundes Anordnung nach wenigen Stunden schon eine langsame aber mannigfach interessante und reizende Fahrt unternommen wurde. Wie Woldemar sich selbst rasch zur

Reise ausrüstete und zugleich mit seiner Kenntniß des Landes und allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Einleitung traf, daß die ganze Strecke ihm und seinen Gefährten jeden erwünschten Genuß, jeden erdenkbaren Comfort biete, um auch das Aeußerliche in Einklang zu bringen mit der inneren Erquickung, die er sich versprach — legte er in diese angenehme Thätigkeit die Befriedigung, durch das Regen und Schaffen für ein Geliebtes, dem Gefühl gleichsam einen entschiedeneren Ausdruck geben zu können, als es nie gänzlich erschöpfende Worte vermögen.

Ein zauberhaftes Doppelleben erschloß sich den Beiden, als sie durch die Schönheiten einer für Lucy fremdartigen Natur hingezogen und selbst für Woldemar wurde das Gewohnte und Bekannte zu einer neuen, seltsamen und nie gesehenen Eigenthümlichkeit, als er es in den Augen dieser holden Gestalt sich spiegeln sah, und aus den Vorstellungen und Gedanken, die es in ihr erweckte, die Vergeistigung der Landschaft zu vernehmen glaubte. Lucy aber fand in Woldemar den Dolmetscher, durch welchen ihr der Genuß zugänglich gemacht wurde und ohne welchen ihr die Herrlichkeiten, an denen sie vorüberzog, tonlos und unsichtbar geblieben wären. Wie verschieden war dieses reizende Stillleben in Gegenden, wohin selbst keine Beschreibung sie früher versetzt

hatte, und die das einfachste Ereigniß, die Begegnung mit Jägern und Hirten, die Einkehr in die Sennhütte, zu einem Abenteuerlichen und Nieerlebten machten, — von der lärmenden, äußerlich bewegten und von massenhaften Eindrücken erfüllten Reise, die sie in Edgard's Begleitung zurückgelegt! Es war eine Feenwelt, in der sie zu wandeln glaubte, und wenn zuweilen, wie es im Traum geschieht, die Mahnung an ein Aufhören, an ein nüchternes Erwachen über sie hinstrich, dann klammerte sie sich mit fast besinnungsloser Innigkeit an den Zauber der Gegenwart, den sie, wie er ihr nur durch Woldemar deutlich wurde, mit ihm zu einem einzigen unendlichen Glück verschmolz.

Es geht der Vereinigung von zwei keuschen Herzen, die sich noch in keinem frühreifen Raffinement der Empfindung abnützten, sondern in natürlicher Entwicklung das Gefühl auch mit erhabener Gewalt zum Ausbruch kommen lassen, ein unbewußtes Widerstreben, ein scheuer Kampf vorher, ein Suchen und Fliehen, ein Fassen und Trennen, als ob der jungfräuliche Schleier, der über solche Herzen gebreitet, nur mit herber Wehmuth zerrissen werden könnte. So war auf dieser Reise und seit jener Nacht in der Hütte kein Wort inniger Verständigung mehr über Lucy's und Woldemar's Lippen gekommen, wie sie

aber, bisher immer befriedigter und doch zugleich verlangender an dem Genuß allein gehrten, sich zu sehen, sich gegenwärtig zu haben, stieg ihre Leidenschaft höher und höher, ohne nach dem Abgrund umzusehen, der sich dadurch auch tiefer und tiefer unter ihnen aufthun mußte. . . . .

Schon war die Stunde nahe, die sie sich zur Trennung ausersehen hatten. Denn wir finden die drei Reisenden bei Sonnenuntergang langsam die Anhöhe hinunterfahren, welche den Rücken eines großen bevölkerten Dorfes bildet, eine Poststation von der Grenzstadt P. entfernt. Um den brustleidenden Lord nicht ungebührlich zu ermüden, war beschlossen worden, heute nicht mehr bis nach P. zu fahren, sondern die Nacht in dem Dorfe zuzubringen, wo Waldemar bei einem ihm verpflichteten Pächter für die behaglichste Unterkunft gesorgt wußte. Damit aber die Ungeduld des alten Mannes nach den etwa in P. angelangten Briefen aus England beschwichtigt werde, sollte John sogleich dorthin abgehen, die Briefe in Empfang nehmen und noch in der Nacht mit denselben in das Dorf zurückkehren. Lucy, welche diesen Briefen mit der gleichen Bangigkeit entgegenzitterte, womit der Vater auf sie hoffte, hatte eben deshalb die Zwischenzeit bis John wiederkäme zum Abschied von Waldemar bestimmt. Der schönste Traum ihres

Lebens sollte zu Ende gehen, ohne daß sein reines Gewand an die wüste Wirklichkeit ihres Geschickes streife. Wenn sie sich nach Empfang der Briefe Edgard's als seine Braut werde erklären müssen, sollte das entzückende Liebesmärchen abgelaufen hinter ihr liegen und nur noch als der innere Klang eines seligen Geheimnisses durch ihre übrige Lebenszeit forttönen.

Sie nahmen auf Anordnung Woldemar's eines der zierlichsten Häuser des Dorfes in Besitz, das nach rückwärts von einem weitläufigen Garten eingehegt, die Aussicht auf Berge und Felsengruppen bot. Der Lord hatte sich, nachdem John nach P. abgefertigt worden war, in die ihm angewiesenen Zimmer zurückgezogen, mit dem Befehl, daß der Diener, wenn er mit Briefen zurückkehren sollte, sogleich zu ihm beschieden werde. Lucy aber nickte bejahend auf die leise Frage Woldemar's, ob sie noch durch das Dorf mit ihm wandeln wolle und saß bald an seiner Seite auf einer vor der Hausthür angebrachten Bank. Es hatte sie schon auf der Reise, wenn sie Abends durch Dörfer und kleine Städte fuhr, sonderbar heimlich angemuthet, die arbeitsamen Menschen, traulich vor der Hausthür sitzend, sich von den Mühen des Lebens erholen zu sehen. Nun war es ihr selbst vergönnt, dies erquickliche Ausruhen der Dorfbewohner zu theilen

und sich in den Besitz einer gleich still umfriedeten Existenz hineinzuträumen. Sie fühlte sich aber noch von einem Höheren beseligt, die Nachbarschaft des neben ihr Sitzenden leitete einen Strom von Wohlsein in ihr Gemüth, als ob diese Gegenwart das einzige passende Lebenselement ihrer Seele wäre. Sie sprachen Beide nicht, aber ihr Schweigen war jener innige Verkehr anderer Art, wenn sich zwei übervolle Herzen durch ihr Pochen blos mit einander zu unterreden scheinen. Es wurde immer stiller im Dorfe, das letzte Stück der Heerde war heimgekehrt, spielende Kinder wurden von den Müttern auf den Arm genommen, die mit ihnen verschwanden, ein Hausthor schloß sich nach dem andern, ein Licht nach dem andern erlosch in den Fenstern und bald waren die Beiden die Einzigen, die noch wachend vor einem Hause saßen.

„So ist denn Alles schlafen gegangen", sagte endlich Lucy, „und die geselligen Freuden, die in unseren Städten jetzt erst ihren Anfang nehmen, werden hier nicht gekannt und nicht entbehrt."

„Und doch", erwiederte Woldemar, „giebt es auch hier ein geselliges Nachtleben, das freilich von dem der großen Welt sehr verschieden ist, aber nicht minder gesellschaftliches Talent in Anspruch nimmt. Wir können als stillschweigende und verborgene Zuseher ein wenig daran theilnehmen. Schreiten wir langsam

zur Kirche hinauf, den Schatten dieses ehrwürdigen Gebäudes vermag das Mondlicht nicht zu besiegen, dort werden wir ungesehen ein interessantes Schauspiel betrachten." — Woldemar erhob sich und Lucy ging an seiner Seite den bezeichneten Weg, bis sie unter dem Eingang der Kirche auf einen Steinsitz sich niederließen und die andere Hälfte des Dorfes zu ihren Füßen lag. Die Häuser waren hier kleiner und ländlicher, und von der Höhe gesehen, verschwand ihre Armseligkeit hinter den Bäumen und Gebüschen, die hier zahlreicher zusammengedrängt waren. Nicht lange währte es und die Lauschenden sahen bald hier bald dort einen zierlichen Bauernburschen, der, nachdem er in die Hände geklatscht oder einige schmelzende melodische Töne gesungen hatte, einen Baum oder ein Mauerwerk mit Gewandtheit erkletterte und dann in ein Dachfenster sprang, das sich ihm bereitwillig öffnete. Und wo sie dies nicht mit den Augen wahrnehmen konnten, verriethen ihnen abgebrochene Lieder und eigenthümliches Rufen den gleichen Vorgang an zahlreichen Stellen des Dorfes.

Woldemar erklärte dies als eine Sitte des Landes, die trotz weltlicher und geistlicher Edikte nie zu vertilgen gewesen wäre, weil sie in aller Ehre geübt werde. Der Bursche steigt auf diese Weise des Nachts in's Fenster der Liebsten und sie plaudern dann zusammen

eine Stunde in aller Unschuld. Die ältesten und ehrwürdigsten Männer der Dorfgemeinde hätten das Recht dieses Gebrauches tapfer verfochten, als ihm die Behörden ein Ende machen wollten. Ein Verbot würde auch nicht hindern, aber wohl die unschuldige Naivetät der Sitte zerstören.

Lucy fand dies überaus reizend und fragte, ob diese Menschen, ohne die Kenntniß der Schranken, welche der Weltgebrauch einsetzt, nicht glücklicher wären, als die sogenannten Gebildeten es je werden könnten.

„Nein," antwortete Woldemar, „denn sie haben das Bewußtsein ihres Glückes nicht, sie genießen es stumpf und dumpf, wie die Heerde das Behagen genießt im warmen Sonnenschein auf der Weide zu liegen. Glück ist allein die Erkenntniß wie die selige Empfindung für ein Irdisches innig zusammenhängt mit dem höchsten Gottesziel der menschlichen Seele; es ist das Denken des Herzens und das Fühlen des Geistes. Glück ist, was ich in diesem Augenblicke empfinde, Lucy, für Sie empfinde, eine unendliche Liebe, über deren innerster Wonne kein Schicksal, kein Schmerz und keine Trennung mehr Macht hat, denn sie ist zugleich mit dem Ewigen in mir verknüpft, das von nichts Irdischem abhängig ist. O ich möchte mich still zu diesen Füßen verbluten, mit und in meinem

Glücke vergehen, in meine Einsamkeit führe ich es zurück, aus Schmerz und Sehnsucht wird es täglich in neuen Flammen schlagen. Lucy, reiche diesem Glücke die letzte und schönste Krone, sage mir es mit Deinen Worten, rufe es laut und frei, wie einen Triumph, daß Du mich liebst."

„Woldemar," sagte Lucy, „ich gehe einem Geschicke entgegen, das ich einst für ein trübes gehalten, an der Seite eines Mannes, der mich nicht liebt, der aber gewiß auch keine Liebe von mir fordern wird. Es giebt keinen Besitz auf Erden und im Himmel, der mir noch Lust gewährte, wenn er mit dem Opfer erkauft wäre, diesen Wunsch meines Vaters nicht zu erfüllen. Ehe ich Dich kannte, war der Gedanke, Edgard meine Hand zu reichen, das Unglück selbst, zu dem ich mir geboren schien. Woldemar, ich verdanke Dir nicht blos das Glück dieser Tage, ich habe Dich verstehen gelernt und werde nun nicht mehr unglücklich sein. Wie Du Dich in die Einsamkeit Deines Hauses zurückziehst, nehme ich das Loos dieser Ehe auf mich. Getrennt werden wir vereint sein; ohne einen irdischen Besitz, der sonst zum Glücke gehört, werden wir den reinsten Gottesdienst des Glückes selbst in unseren Seelen tragen. Kein Verkehr irgend einer Art mehr soll zwischen uns herrschen, aber wir sind uns doch für ewig zu eigen. Und hat der blinde

Zufall uns nicht zum wirklichen Lebensbesitz geben wollen, was wir als geheimen Traum hegen, so gehören wir uns doch auch auf getrennten Bahnen an, im gleichen Schmerz in unserm Wirken und Walten, und im Segenswunsch, den wir uns täglich still über weite Meere und Länder zurufen werden. Ja, auch mir ist es die Krone meines Glückes, es zu sagen, daß ich Dich liebe, ich liebe Dich, Woldemar, ich liebe Dich heiß und unaussprechlich."

Sie standen, sich an beiden Händen fassend, und sahen sich mit stummem, unendlichen Entzücken in die Augen. Jetzt sang ein Bursche, weit unten im Dorfe, und das Lied klang wunderschön durch die nächtliche Stille:

„Am Abend han is kußt —
Es thuat mer jetzt no wohl.
O, hätt' i's künne denke,
Es si zum letzte Mol —
O je, o je,
I kuß es numme meh."

Woldemar umschlang in sprachloser Bewegung die Geliebte und ihre Lippen brannten an einander. Dann lösete Lucy mit sanftem Widerstand sich los und sagte leise, während ihre Augen zu überströmen begannen: „Nun laß uns scheiden!"

„Noch nicht, noch nicht!" rief Woldemar, mit

einem Aufschrei der Angst und des Schmerzes, noch bist Du mein, diese Nacht gehört uns und nichts soll uns von einander reißen."

„Woldemar, wir müssen uns trennen, in wenigen Augenblicken können Nachrichten aus der Heimath angelangt sein, sie können mich zwingen, den ersten Schritt in die Oede meiner künftigen Existenz zu thun. Ich will nicht, daß sie zu all' ihren Leiden noch das Grauen füge, die Seligkeit unseres Beisammenseins zu trüben; darum besser, wir scheiden."

„O, Lucy, wie soll ich es über mich gewinnen, Dich in der Nähe zu wissen und Dir dennoch ferne zu bleiben! Ist es nicht genug, daß uns bald eine äußerliche Unmöglichkeit der Wiedervereinigung für ewig trennen wird?"

Lucy blickte mit schwermuthsvoll umflorten Augen in's Weite, während ein innerer Kampf ihren Busen stürmisch wogen ließ. Noch immer war zuweilen im Dorfe das Händeklatschen oder der eigentliche Ruf vernehmbar, womit Liebende sich das Signal ihrer Zusammenkunft gaben. „Hörst Du," sagte Lucy, „wie sie glücklich sind?"

Woldemar zog sie an sich, sie lehnte das Haupt an seine Brust und weinte heftig. Plötzlich aber hob sie das Haupt wieder und ihre Thränen trocknend, sprach sie gefaßt und ruhig: „Wenn ich es nicht

vermöchte, mich jetzt von Dir zu trennen, vermöchte ich es dann, die Zukunft zu ertragen? Die übermenschliche Stärke, die ich mir in diesem Augenblicke abgewinne, wird hinreichen, mich ein ganzes Leben lang aufrecht zu erhalten. Komm, die kurze Spanne Raum von hier bis zur Schwelle des Hauses ist noch unser, und dann — Lebewohl!"

Sie verließen nun den Platz vor der Kirche und Lucy, auf den Arm des Geliebten gestützt, glaubte langsam die letzten Tropfen Glück einzuschlürfen, die ihr bestimmt zu sein schienen. Woldemar, ihren Arm fest an sich pressend, stammelte in abgebrochenen Lauten: „O, seliges Wandeln! Alle Wonnen der Erde gehen mit uns, wenn unsere Arme sich lösen, sind sie vergangen."

So kamen sie bis zur Thüre des Hauses. Es war überall still und dunkel, nur in einem Fenster schimmerte noch Licht. „Mein Vater wacht noch," sagte Lucy, „der Strahl seiner Kerze fällt herunter, so matt und nüchtern, gegen das schöne Licht der Sterne; er mahnt mich, aus dem mondbeschienenen Zauber dieser Nacht in das matte und nüchterne Leben zurückzutreten. So geschehe es; Woldemar, bedarf es eines Schwures zwischen uns?"

„Ja, schwören will ich," rief Woldemar, „daß in diesem Augenblicke Erde und Himmel ihre Macht

über mich verlieren, Gottes Zorn hat keinen Fluch mehr, der mich treffen, Gottes Liebe keinen Segen, der mir gelten könnte. Mein Athmen, Fühlen, Denken, Leben ist nichts mehr, nichts als der Gedanke, daß ich Dich erlebte, daß Du bist, daß ich Dich liebe und daß Du mich liebst. Ich fürchte den Tod, weiß ich doch nicht, ob die Seele nach dem Tode noch fähig sein wird Dein zu gedenken!"

„Und so ist es mir!" sagte Lucy mit fast feierlichem Tone; „Woldemar, mir von Gott in mir bestimmter und von der gottberaubten Welt entrissener Gatte, lebe wohl!"

„Lebe wohl, lebe wohl!"

Sie lagen sich in den Armen. Das heftig erschütterte Mädchen glaubte ihre Sinne schwinden zu fühlen, sie riß sich mit fast übernatürlicher Kraft von Woldemar's Brust und verschwand im Thor des Hauses! Woldemar stürzte zu Boden, wie von einem Entsetzlichen getroffen, knieend starrte er auf die Stelle, wo sie gestanden, als könnte die Inbrunst seines Blickes sie wieder herbeirufen. Dann sprang er plötzlich auf und verließ langsam, wie ein bewußtlos Fremder dahinschreitend den Ort.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie sahen sich nicht mehr; beide erfüllten das Schicksal, das ihnen bestimmt gewesen: Woldemar Stillreich kehrte in die Einsamkeit seines Hauses zurück; — Lucy lebte in der Vereinsamung ihrer Ehe. In der innersten Tiefe ihrer Seele mit einander vereint — blieben sie getrennt. Waren sie unglücklich? Sie wußten es nicht zu sagen. Ihre gegenseitige Erinnerung bewahrte einen unendlichen Nachduft von Glück.

Eine Miniaturausgabe.

..ch eines schönen, wolkenlosen Sommer=
..n der engsten Straße einer vielbevölkerten
..rch nichts begrüßt, woraus er hätte ent=
..nnen, daß hier ein lebendes Geschöpf sich
..nkunft freue. Das einzige Gesicht, das in
..aße blickte und zwar aus der Luke einer Dach=
kammer, verrieth nichts Erfreuliches. Es zog
nach einigem starren Hinunterschauen bald zurück
..d der Träger desselben erschien einen Augenblick
..päter an der Hausthüre, ein Bündel unter dem ei=
nen Arm, während er mit dem andern die Hand eines
ihn begleitenden Mannes zum Lebewohl schüttelte.
Der letztere zeigte sich in Hemdärmeln, die mit dem
schönen Sommertag nicht gerade durch eine Mahnung
an Schnee kontrastirten, und mit einer Weste beklei=
det, deren defektem Zustand die vielen Nadeln, die
in ihr steckten, obgleich reichlich mit Zwirn versehen,
nicht zu Gute zu kommen schienen. Er sagte zu dem

Der Anbruch eines schönen, wolkenlosen Sommertages wurde in der engsten Straße einer vielbevölkerten Vorstadt durch nichts begrüßt, woraus er hätte entnehmen können, daß hier ein lebendes Geschöpf sich seiner Ankunft freue. Das einzige Gesicht, das in die Straße blickte und zwar aus der Luke einer Dachbodenkammer, verrieth nichts Erfreuliches. Es zog sich nach einigem starren Hinunterschauen bald zurück und der Träger desselben erschien einen Augenblick später an der Hausthüre, ein Bündel unter dem einen Arm, während er mit dem andern die Hand eines ihn begleitenden Mannes zum Lebewohl schüttelte. Der letztere zeigte sich in Hemdärmeln, die mit dem schönen Sommertag nicht gerade durch eine Mahnung an Schnee kontrastirten, und mit einer Weste bekleidet, deren defektem Zustand die vielen Nadeln, die in ihr steckten, obgleich reichlich mit Zwirn versehen, nicht zu Gute zu kommen schienen. Er sagte zu dem

Scheidenden: „Gewiß, Herr Buchmeier, es thut uns leid und wir hätten Sie gerne behalten, aber man will leben und wenn man's nicht wollte, so wollen's doch sechs kleine Kinder und ohne das Zimmer wüßte ich wirklich nicht, wie ich mit meiner ganzen Schneiderei das Brod zusammenflicken sollte." Der Andere betheuerte, daß er keinen Groll mit forttrage und ging seiner Wege als ein entlassener Miethsmann oder sogenannter Zimmerherr, der nicht wußte, welches Dach ihn nun aufnehmen werde.

„Kein Geld haben" ist ein vieldeutiger Ausdruck. Der Banquier, der mit einem Federzug über Hunderttausende gebietet, kann an manchen Tagen mit voller Wahrheit, wenn auch sorglos versichern, daß er „kein Geld" hat; Mancher, der sich eines reichlichen Einkommens erfreut, muß sich einem besonders hochfliegenden Wunsch gegenüber bekennen, daß er kein Geld hat. Allein wer nur unter jenem relativen Geldmangel leidet, wird sich schwer vorstellen können, wie ein absoluter Geldmangel drückt, ein buchstäbliches „kein Geld haben." Ein solcher Unglücklicher fühlt sich zuerst von einer gewissen Scham ergriffen auf der Welt zu sein und betrachtet mit naiver Verwunderung Alles um sich her, weil es doch zumeist durch Geld geschaffen worden ist. Drei Ausgänge hat dieser Zustand, entweder die Rettung oder die

Verzweiflung oder den Humor. Der letztere ist nicht selten ein Seitenpfad des vorgehenden, allein Herr Buchmeier, der sich niemals auf dem Weg zur Verzweiflung befunden hatte, war glücklich auf den des Humors gelangt. Dieser Humor ist jedoch kein produktiv sich äussernder, sondern nur eine absonderliche Gemüthsbeschaffenheit.

Buchmeier ging aus der Vorstadt nach der Stadt und wandelte geduldig in einer Straße auf und nieder, bis ein dort befindlicher Antiquar-Buchladen aufgeschlossen wurde. Er trat ein und begrüßte das alte Männchen, das sich eben hinter den Ladentisch gesetzt hatte und beim Anblick dieses frühen Besuches ein herzhaftes Gähnen entweder aus Respekt oder aus Verwunderung rasch unterbrach. Er schnürte sein Bündel auf, in welchem es seltsamer Weise von Gold flimmerte, zog ein Bändchen in bekannter Miniatur-Ausgabe hervor, auf welchem in schön gepreßten Lettern zu lesen war: „Gedichte von Telesphor" und bot es dem Antiquar zum Kaufe an. Dieser untersuchte es, schlug verschiedene Kataloge nach und schien das Geschäft nicht besonders anlockend zu finden. Endlich erbot er sich ein anderes Buch dafür zu geben, etwa „das Weib, wie es sein soll," Buchmeier aber versicherte, daß ihm das schönste Weib in diesem Augenblicke nicht so nothwendig sei als einige Gro-

schen und hob den schönen Einband hervor. Dies machte wenig Eindruck, doch erhielt er zuletzt 25 Kreutzer. Er steckte sie sorgfältig in die Tasche und sagte dann: „vielleicht ist Ihnen noch ein Buch gefällig.“ „Wenn es etwas Gesuchtes ist,“ erwiederte der Antiquar und blickte neugierig auf den Inhalt des Bündels, den der Eigenthümer jetzt auf dem Ladentisch ausbreitete. Da reihte sich eine Miniatur-Ausgabe an die andere, alle mit Goldschnitt und prächtig gebunden, auf jedem Bändchen aber stand: „Gedichte von Telesphor.“ Der Antiquar lehnte einen fernern Kauf ab, so viele Exemplare eines Buches in derselben Hand zu sehen, kam ihm verdächtig vor und er fragte, in welcher Art der Verkäufer dazu gekommen sei. Buchmeier packte sein Bündel wieder zusammen und sagte trocken: „Die Gedichte sind von mir.“ Dann verließ er den Laden und zog auf der Straße die 25 Kreutzer hervor, um das erste Honorar wohlgefällig zu betrachten, das er jemals bekommen hatte.

Leider mußte er den fünfundzwanzigsten Theil davon in Gestalt eines Stück Brotes verzehren. Er that dies, indem er zu den Thoren der großen Stadt hinauswanderte, und befand sich, ehe es noch all zu heiß wurde, auf den Feldwegen, welche die staubige Landstraße begrenzten. Er hatte für diesen Augen-

blick nur den einzigen Zweck, ein Dörfchen zu erreichen, das ihm seit seiner Kindheit, da er es auf einer Landpartie mit den Seinen zum ersten und zufällig auch zum letzten Mal erblickt hatte, wie der Inbegriff aller idyllischen Seligkeit vorschwebte. Wie oft sehnte er sich, die sanftgeneigten grünen Hügel wieder zu sehen, zwischen welchen Singenthal liegt, den netten Kirchthum und die rothen Dächer zwischen den Obstbäumen. Er überlegte jetzt, warum er es nicht früher, in seinen besseren Tagen, mit mehr Bequemlichkeit aufgesucht. Als er allein in der Welt stehend den Besitz seines ererbten Vermögens antrat, das ihm so unerschöpflich schien und doch so bald versiegte, war jene Sehnsucht in den Hintergrund getreten, der Ehrgeiz beherrschte ihn ausschließlich. Er fühlte und glaubte sich Poet, weil er eine poetische Seele besaß. Darum lebte er auch lange vergnügt und sorglos hin, sich an allem Schönen erfreuend, was das Leben gratis gewährt, am Reiz der Jahreszeiten, an ziehenden Wolken und am Dichten. Seine Bedürfnisse waren gering, aber dennoch mußten sie am Ende ein kleines Vermögen erschöpfen, das keinen Zufluß erhielt. Er blieb sorglos und dichtete. Als die Noth immer fühlbarer wurde, freute er sich nun, auch einen äußern Anlaß zur Herausgabe seiner Gedichte zu haben; die liebe Unschuld glaubte noch, daß

man sich dadurch bereichern könne. Er fand keinen Verleger, die Lust aber, sich gedruckt zu sehen, blieb gleich mächtig, unterstützt von der Hoffnung großen Erfolges. Er verwendete den letzten Rest seines Geldes auf die kostspielige Ausgabe seiner Verse und gab die Exemplare in Komission. Sie blieben unberührt liegen. Nun verkaufte er, um zu leben, was er nur immer entbehren konnte, Bücher, Kleider, Schmuck. Als der Schneider, bei dem er wohnte und, der ihm diese Verkaufsgeschäfte besorgte, nichts Derartiges mehr zu thun bekam, fand er, daß es Zeit sei, seinem Miethsmann zu kündigen. Dieser hatte bisher, wie schlimm es ihm auch erging, gepfiffen und Lieder geschrieben. Er wäre gerne im Frühling auf's Land gezogen, besonders zu jenem Dörfchen, das ihm so reizend im Sinne lag, allein er durfte die Stadt nicht verlassen, sein Glück nicht versäumen, das ja immer noch in Gestalt eines Mäcen einer plötzlichen Anerkennung zu ihm in's Zimmer treten konnte. Er sah die Welt mit jenen Augen, die sogleich als wirklich erblicken, was schön und poetisch zu denken ist. Als aber nichts mehr zu hoffen war, als er aus seinem armen Stübchen hinaus gestoßen wurde, da jauchzte er nun mit gutem Gewissen in den Schooß der Natur flüchten zu können. Den Abend früher holte er sich noch so viele Exem-

plare von seinen liegen gebliebenen Gedichten, als er tragen konnte, sie waren sein letzter, theurer und doch werthloser Besitz. Es hatte sich dem kindischen Träumer Niemand als Freund angeschlossen, den er mit einem Exemplar hätte beschenken können.

Die Sonne ging schon zur Neige, als er nach der rastlosen Wanderung eines ganzen Tages, dessen Bedürfnisse sein kleines „Honorar" sehr zusammengeschmolzen hatten, den ersehnten Kirchthurm erblickte. Die Gegend athmete Frieden, aus dem nahen Wald scholl Vogelgesang, Schaaren von Tauben flogen über die netten Häuser und aus den gemähten Wiesen stieg lieblicher Heuduft. Telesphor, wie er sich mit seinem Dichternamen gerne selbst nannte, ließ sich auf das duftende Lager nieder und ruhte aus. Er dachte nicht und sorgte nicht, er genoß still den schönen Augenblick. Mit dem Rücken an einem kleinen Grashügel gelehnt, sah er dem Abendwerden zu und jeder Ton, den er vernahm, ein Ruf in der Ferne, ein Rauschen im Wald, das Fluggeräusch eines Vogels war ihm nur, als ob eine einzelne Note seiner inneren Musik zufällig laut würde. Er verstand den Zusammenhang dieser vereinzelten Klänge und nickte still. Die Sonne sank tiefer und tiefer.

Plötzlich hörte er, was zur Harmonie seines Innern nicht passen wollte, schwere Seufzer. Er hatte sie

unwillkürlich selbst ausgestoßen. Wie war ihm aber, da er vernahm, daß sie erwiedert wurden! Von der andern Seite des Hügels drang ein leises Aechzen zu ihm. Er erhob sich, um nachzusehen. Da lag eines Mannes Gestalt, das Gesicht in die Erde gedrückt, und schluchzte. Schüchtern fragte Telesphor, was ihm fehle. Der Angeredete drehte sich rasch um und stand auf. Mit beiden Händen fuhr er sich über das Gesicht, zog eine kurze Pfeife aus der Brusttasche, zog daran, als ob sie Feuer hätte und fragte barsch: „Was wollt's?“ Sprache und Kleidung zeigten den Bauersmann. Erschrocken und erröthend sagte der zarte, junge Mann, daß er geglaubt, helfen zu können. Milder betrachtete der Alte, ein schöner Graukopf, den Fremdling, und als Telesphor nun dem Dorfe zuschritt, blieb er an seiner Seite. Ein Gespräch entspann sich. „Ihr seid wohl ein Maler,“ warf der Bauer forschend hin, „bei mir könnt' Ihr jetzt nichts mehr finden.“ Telesphor, verwundert wie er das meine, erfuhr nun, daß ein Maler im Dorf gewohnt hätte, um die Gegend von verschiedenen Seiten zu seinen Landschaftsbildern zu benutzen, daß er aber auch die Tochter des Bauern gemalt und das Bild dem Vater zurückgelassen hätte, als Trost dafür, daß ihm dies sein eigenes Kind starb.

„Und schau't,“ fügte der Alte hinzu, „heut' ist's

grad' ein Jahr, daß ich sie verloren hab'. Ich möcht' ihr einen Grabstein setzen lassen, ein Kreuz dürft's nicht sein. Ihr brauch't nicht zu wissen, warum. Auf dem Grabstein müßte was geschrieben steh'n, wie ich's haben will, wenn's mir nur einer aufsetzen könnt'! Der Schullehrer ist auch kein Studirter, das braucht eine neue Erfindung und der Pfarrer darf gar nichts davon wissen, er würd's nicht erlauben.

Telesphor erbot sich freudig dazu, das wäre sein Fach, er wüßte schöne Reime zu machen und hätte da unter dem Arm einen ganzen Sack voll davon. Der Alte schlug sich Feuer, um nicht gleich antworten zu müssen, betrachtete aber fortwährend den jungen Mann, während er den glimmenden Schwamm in die Pfeife schob und einige Züge paffte. Endlich fragte er lakonisch: „was kost's?"

So bekäme ich denn an diesem glückseligen Tag schon wieder ein Honorar für meine Gedichte, dachte Telesphor und erwiederte: „Ihr geb't mir halt ein Nachtessen und ein Nachtlager, denn ich wüßt' ohnehin nicht, wo ich Beides hernehmen sollt'!"

Der Alte wäre nicht Bauer gewesen, wenn er bei diesen Worten nicht mißtrauische und fast verachtende Blicke auf seinen Gefährten geworfen hätte. Dieser blickte so offen und harmlos in die Welt, daß der Bedenklichste dadurch anders gestimmt worden

wäre. Geradezu erkundigte sich nun der Bauer nach den Verhältnissen des seltsamen Wanderers. Telesphor erklärte, daß wie ein Maler von seinen Bildern er wohl auch von seinen Reimen leben könne, daß er aber, in der Stadt jetzt lange ohne Arbeit und Verdienst, auf's Land gegangen wäre, um zu sehen, ob sich nichts für ihn finde. Fast weinerlich sagte Telesphor diese Worte; denn ihn hungerte und es ist eine eigenthümliche Wirkung des Hungers, daß er weichliche Rührung erzeugt in Demjenigen, der ihn fühlt, leider nicht immer in Denjenigen, die ihn nicht fühlen. Der Bauer führte ihn in sein Haus. Das Haus lag abseits vom Dorfe, der Alte schloß auf und zu und weder Knecht noch Magd waren zu erblicken. Die Hütte schien sogar lange unbewohnt zu sein, es mußten die Fenster rasch geöffnet werden, um die Luft, die in der Stube herrschte, erträglich zu machen. Der Alte nöthigte Telesphor, sich auf die Bank, die um den Kachelofen lief, hinzustrecken, er werde gleich wieder kommen, das sei nicht sein eigentlicher „Hof", er habe in früheren Zeiten in diesem Haus gewirthschaftet und wolle es jetzt verkaufen. Nach kurzer Abwesenheit kehrte er mit einem Korb voll Speisen, einer Flasche Wein und einer Talgkerze im Messingleuchter zurück. Eine Magd, die ihm mit Bettzeug beladen folgte, breitete dasselbe

im Winkel auf dem Boden aus, rückte den Tisch an den Ofen und entfernte sich. Die beiden Männer setzten sich und aßen schweigend. Als es nach beendetem Mahl ganz dunkel geworden war, zündete der Bauer Licht an und des jungen Mannes erster Blick fiel auf den einzigen Schmuck der Stube, auf ein Bild an der Wand. Er nahm den Leuchter vom Tisch, um es in der Nähe zu betrachten und konnte einen Ausruf der Bewunderung und des Entzückens nicht unterdrücken. Er sah ein Mädchenantlitz voll gesunden, frischen Lebens, dessen Ausdruck jedoch nicht zur Derbheit werden konnte, gemildert durch den intelligenten Blick der Augen unter dichten Brauen und durch einen schmerzlichen Zug um den Mund. Das Tuch nach Bauernart um den Kopf geschlungen, aber mit einem idealisirenden Wurf, machte den Eindruck noch fremdartiger und lieblicher.

Telesphor fürchtete durch eine laute Kundgebung seines Wohlgefallens in dem Alten wieder den Schmerz zu wecken, von dem er Zeuge gewesen war, wie seltsam es ihn auch bedünkte, daß sich derselbe in einem bäurischen Gemüth, wie sich Stadtleute ein solches vorstellen, noch nach einem Jahre so ungewöhnlich lebhaft erhalten hatte. Er kehrte deshalb schweigend zu seinem Wirth zurück, der während er am Tische sitzend rauchte, mit dem Auge jede Bewegung des

jungen Mannes verfolgt hatte. Jetzt sagte er: „Ich bin der Melchior Gruber und wie heißt Ihr?“ — „Buchmeier.“ — „Nun Buchmeier, lass't schauen, was Ihr könn't.“ Während Telesphor nicht ohne Verlegenheit bedachte, in welcher Art er seine Dichtkunst hier geltend machen solle, rückte Melchior näher zu ihm heran und sagte mit Ernst und Feierlichkeit: „Ich will Euch was sagen. Ich hab' Euch nicht in mein anderes Haus geführt, damit Euch nicht gleich Alle im Ort bei mir sehen. Von dem Spruch, den Ihr mir aufschreiben soll't für das Grab meiner Gertrud', darf kein Mensch in der Welt etwas wissen. D'rauf müss't Ihr mir die Hand geben. Das Grab ist nicht am Ort und kein Hiesiger kriegt es zu sehen. So, und jetzt lass't hören.“

Telesphor fragte nun nach näheren Umständen aus dem Leben und Sterben des Mädchens, damit er den Spruch darnach einrichte. Der Alte gab hierauf sehr verwickelte Auskunft und der Dichter überzeugte sich, daß hier ein noch tieferer Schmerz als ihn sonst ein Todesfall erzeugt an einem wackern Gemüth nage, aber auch, daß es ihm nicht so leicht wurde, als er früher glauben konnte, seinen simplen Mäcen zufrieden zu stellen. Die Worte waren ihm bald zu weichlich, bald wieder zu wenig warm und das Herkömmliche „hier ruht“ müßte gänzlich unter-

bleiben. Nachdem Telesphor alle Forderungen des Alten sammirt in's Gleichgewicht gebracht hatte, gab sich dieser endlich mit den folgenden einfachen Zeilen zufrieden:

„Sie ruht nicht mehr in Ihres Vaters Armen,
„Sie ruht in einem unbekannten Grab;
„Mein Gott, sei ihr ein Vater mit Erbarmen,
„So lang bis ich sie droben wieder hab'."

Er ließ die Worte deutlich niederschreiben, setzte sich die Brille auf, um sie wiederholt laut zu lesen, dann schob er sie in eine große lederne Brieftasche, stand auf und wünschte seinem Gast eine gute Nacht. Er werde das Haus zusperren und mit dem frühesten Morgen wieder hier sein. Als Buchmeier allein war, stellte er das Licht in der Art, um das Bild bequem betrachten zu können und stand lange davor. Sehnsucht erfüllte ihn, Sehnsucht nach Liebe; er fand sich zum ersten Male einsam und verlassen, als er in diese Züge schaute, die seinem Innern so verwandt schienen und doch todt und fremd für ihn waren. Sein letztes Bewußtsein vor dem Entschlummern war: „O, wenn du lebtest, holde Gertrude, ich würde dich lieben, wie sehr, wie sehr!"

Er hatte das Fenster nicht geschlossen und die Kühle, die dem Sonnenaufgang vorhergeht, weckte ihn; der Gedanke, nicht mehr in dumpfer Stadt zu sein,

schnellte ihn auf. „Nun, und wohin jetzt mit Euch?“ sagte Melchior, als er seinen Gast schon angekleidet am Fenster traf. „Nirgends hin, alle Zeit hier!“ erwiederte Telesphor jubelnd und freudig, indem er auf die thaubeglänzte Landschaft hinauswies, auf welcher die ersten Sonnenstrahlen funkelten. Dem Alten schien das nicht recht zu sein und er bot dem Jauchzenden, der ernsthaft bemüht war, dem erwachenden Vogelgesang die Antwort nicht schuldig zu bleiben, einen Zehrpfennig, wenn er weiter wandern wolle. „Warum,“ fragte Telesphor, und seine Miene, die dem sonnenhellen Tag entsprach, konnte dabei unglaublich finster werden; „warum? Mißtraut Ihr mir? Glaub't Ihr, daß ich mir Euer Geheimniß könnte abschwatzen lassen? Dann geb't nur meinen Reim wieder her und ich will schauen, daß ich Euch die Herberg' in anderer Art bezahlen kann. Was ich schreibe, ist immer der beste Theil von meinem Herzen und wer mir mißtraut, der darf nichts davon in Händen haben.“

Dem Alten gefiel dieser Zorn, ebenso wie er ihn beruhigte und er sagte: „Ich traue Euch schon. Aber von was woll't Ihr denn hier leben? Es ist jetzt Erntezeit. Die Bauern haben nicht Zeit, an was Anderes zu denken, als an's Feld. Die Burschen lassen sich jetzt kein neues Lied aufschreiben und Heirathen giebt's auch nicht, daß Ihr einen Spruch anbringen könn't,

Ihr müßtet mit Euerer ganzen Schreiberei verhungern. Was woll't Ihr denn machen?" — Ja, das weiß ich noch nicht, das wird sich schon finden. Aber ich weiß indessen, daß die Welt wunderschön ist, ich will hinaus in den Wald, komm't!" — „Halt, und lass't doch ein Wort mit Euch reden. Ihr schein't mir wohl nicht stark genug zu einem Knecht, aber ich wüßt' doch Arbeit für Euch, wobei Ihr im Dorf bleiben und was verdienen könn't." — „Arbeit?" sagte Telesphor, „was Ihr unter Arbeit versteh't, das hab' ich nie versucht, ich weiß nicht, ob es mich freuen wird, wir könnten's probiren. Zuerst aber muß ich einen halben Tag zum Spazierengehen haben." — „Und woll't Ihr nicht früher was essen?" — „Und wenn ich Euch am Ende keine Arbeit dafür liefere?" — „Ich rechne es noch zu der Nacht."

Der Alte ging und schickte Milch und Brot, nachdem er früher mit seinem Gast verabredet hatte, wo sie sich um Mittag treffen wollten. Als Telesphor an die bezeichnete Stelle kam, fand er seinen Freund Melchior und dessen Knechte und Mägde in vollster Erntethätigkeit und es war ihm ein fröhliches Behagen, sich denselben mit der Sichel in der Hand anzuschließen. Gerne ließ er sich belehren und lachte hellauf, als ihm endlich der rechte Schnitt gelang. Nun ließ er nicht mehr nach und aus innerer Lust arbeitete er uner-

müdlich mit den Anderen bis zum Abend. Um solche Zeit sind auf dem Felde der sich regenden Arme niemals zu viel und er wurde von Allen willkommen genannt. Auf dem Heimweg sagte Melchior zu ihm: „Ihr hab't Euern halben Taglohn ehrlich verdient, das ist aber nicht die Arbeit, die ich für Euch habe. Ihr schlaf't heute wieder im kleinen Hof und da wollen wir es bereden.“

Zur Nachtzeit erklärte nun Melchior dem jungen Dichter, daß er das Gärtchen hinter dem Hause gern wieder in Stand setzen wollte, zu Lebzeiten Gertrudens hätte es so schön geblüht und nicht nur alle Gemüse, auch die seltensten Blumen und Obst, wie man es an Sträuchern zieht, hätte es da gegeben, und jetzt wäre das Ganze verfallen und zertreten. Wenn der Garten wieder hergerichtet ist, könnte er das Haus vielleicht an einen reichen Stadtherrn vermiethen oder besser verkaufen. Buchmeier solle sich nun an die Arbeit machen und wenn der Sommer auch schon weit vorgerückt, so ließe sich bei gehörigem Fleiß doch noch etwas herstellen und einem völligen Verderben Einhalt thun. Das Nähere setzte er ihm auseinander, was zuerst vorzunehmen wäre und wie es gethan werden müßte.

Der Morgen kam, die Geräthschaften wurden in's Haus gebracht und Telesphor machte sich daran, sein

Brot im Schweiße seines Angesichts zu verdienen. Aber zu lockend rauschte der Wald in der Nähe und verführerisch hüpfte der Bach durch die Wiesen, als erwarte er, wie ein munteres Kind, daß man ihm nachlaufen werde, um ihn einzuholen. Und Telesphor ging dem Bache nach und verlor sich in den Wald. Und als ihn die Unruhe nicht erfüllter Pflicht wieder zurücktrieb, da war es so süß, sich vor dem zauberhaften Bild Gertrudens in wehmüthig freundliche Träumereien zu verlieren, bis sie Worte und Lieder wurden. Und wie viel gab es außerdem zu thun, um den Einfluß der Tageszeit auf den Charakter der Landschaft genau zu beobachten, und die Bedeutung jeder Thierstimme in Feld und Wald richtig aufzufassen! Zwischen all' diesen wichtigen Dingen wirthschaftete die Seele Telesphor's ganz glückselig herum und ein über das andere Mal rief er: „Es ist doch schön auf der Welt zu sein!" Aber unerwartet früh schlich der Abend heran, der all' diese überhäufte Thätigkeit zum Theil beendete, und als Melchior nachsehen kam, da waren die Geräthschaften so rein und der Gartenboden so ungesäubert geblieben, wie sie am Morgen gewesen waren.

„Ja, was soll denn das heißen," rief der redliche Bauersmann, „was hab't Ihr denn den ganzen Tag geschafft?"

„Schau't, Meister Melchior," versetzte Telesphor, „ich werde Euch schwerlich dienen können, wie Ihr es mein't. Nehm't meinen gestrigen halben Taglohn für das Essen, das Ihr mir heute geschickt habt. Ich kann nicht arbeiten, blos um meinen Leib zu füttern und darüber viel Wichtigeres versäumen, meine Freude an der schönen Welt."

„Was redet Ihr? Und gestern hab't Ihr Euch tüchtig gerührt." — Ja, gestern da war es die Lust an der Bewegung, der Genuß, mein vom Glück des Lebens übervolles Gemüth durch Regen und Schaffen zu erleichtern, eine Unterhaltung, ein Vergnügen, keine Arbeit."

„So woll't Ihr denn gar nichts thun," schrie Melchior entsetzt, „nichts als unserm Herrgott seinen lieben Tag stehlen?"

„Ich stehle den Tag nicht," erwiederte Telesphor sanft, „der Tag stiehlt mich; sein Sonnenschein und sein Blühen, seine Wasser und seine Bäume, das sind eben so viele Diebesfinger, die sich nach mir ausstrecken, bis ihm mein Denken und Fühlen, mein Sinnen und Trachten ganz und allein gehört. So bleibt mir denn für Anderes keine Zeit."

„Ja, arbeitet Ihr denn nicht, um zu leben, gehört denn, was Ihr verdien't, nicht für Euch selber?"

„Nicht für mich, blos für meinen Leib. Schau't,

wenn da unter dem Boden, aus dem ich Euern Garten machen soll, lauter Gold wäre und ich müßt' täglich ein Stück herausgraben und es gehörte mein, ich thät keinen Finger rühren. So Tag für Tag sich um das Leben bringen, das kann ich nicht."

Melchior begriff das nicht und wurde ernstlich böse. „Es ist mit Euch nichts anzufangen," sagte er, „und Ihr könn't gehen. Mir aber hab't Ihr eine echte Herzensfreude verdorben; ich hab' mir's so schön vorgestellt."

„Was?" rief Telesphor, „daß Ihr für das Haus ein paar Gulden mehr krieg't, wenn der Garten auch dabei ist?"

„Lump!" schrie Melchior, „ich hab's gar nicht verkaufen wollen, aber wenn Garten und Haus wieder gewesen wären, wie um die Zeit meiner verstorbenen Gertrude, ich hätt' meinen großen Hof an die Verwandtschaft in Holbach gegeben und wäre wieder hereingezogen. Ich hab' geglaubt, Ihr wäret besser zu so 'was zu brauchen, als ein Knecht vom Land, der alleweil das Maul laufen lassen muß und den alten Mann im Haus mit Allem, was er thut und sagt, zum Narren macht im Gemeindewirthshaus. Mir war's aber doch wie ein Liebeswerk an meiner verstorbenen Gertrud' gewesen, wenn Haus und Garten

wieder ausgesehen hätten, als ob Alles nur auf sie warten möchte."

Telesphor faßte die Hand des bewegten Alten, er begriff, daß dieser Scheu trug, die ganze Tiefe seiner Empfindung zu verrathen und sagte: „Also für Gertrud' ist's? Ja, wiss't Ihr, warum ich den ganzen Tag nichts gethan habe? Weil ich die Zeit damit verzettelt habe, das Bild anzuschauen und die Arbeit mich gehindert hätte, an Gertrud' zu denken. Jetzt aber, wo die Arbeit erst der rechte Gedanke an Gertrud' ist und nicht mehr blos, um satt zu werden, soll't Ihr sehen, wie sie mir flink von der Hand geht."

„Geb't Acht, erwiederte Melchior, „morgen ist das Korn eingebracht. Ich geh' dann fort, um den Grabstein, mit Eurem Reim d'rauf, setzen zu lassen. Wenn ich zurückkomme, will ich schauen, was Ihr geschafft hab't. Geh't nur nicht in's Dorf und redet mit Keinem 'was."

Er wiederholte nun seine Anleitungen hinsichtlich des Gartenbaues und bestimmte, was für jeden Tag seiner Abwesenheit fertig gebracht werden könnte. Telesphor, der nun immer allein blieb, träumte sich mit leicht angeregter Phantasie in die Vorstellung, daß er in der That für ein geliebtes Wesen sich mühe, und wie bei poetischen Seelen ein Spiel der Phantasie so leicht zu einer Wahrheit des Herzens wird, empfand

er fast wirkliche Leidenschaft für die nicht mehr Existirende, deren Züge sich ihm wie leibhaftig geschaute einprägten und ihn mit Sehnsucht erfüllten. Hatten doch in seinem zurückgezogenen, träumerischen und vereinsamten Dasein in der großen Stadt weder Stürme noch Genüsse den zartesten Blüthenstaub von seinem Gemüthe abgestreift. Als Melchior zurückkehrte, fand er so viel vollbracht, als unter den Umständen und der Jahreszeit zu leisten war, und hätte seine höchste Freude bezeugen müssen, wenn nicht eine auffallende Veränderung mit ihm vorgegangen wäre.

Sein graues Haar war vollständig weiß geworden, seine Miene verrieth noch tiefen Kummer, auch trug er schwarzen Flor, als käme er soeben von einer Bestattung. Nachdem er das Geleistete geschaut und sich zufrieden erklärt hatte, zahlte er Telesphor den bedungenen Taglohn aus, indem er ihn zugleich bedeutete, daß es nun im Hause wenig Arbeit mehr für ihn geben werde, er könne jedoch ohne Entgeld hier wohnen bleiben, wenn er den Garten pflegen und das Haus überwachen wolle. Seinen sonstigen Lebensunterhalt müsse er sich durch andere Arbeiten verdienen und er wolle ihm gern welche zuweisen. Telesphor nahm die freie Wohnung an, versprach dafür die getreueste Aufsicht über den Garten, um Gertrudens willen, lehnte aber jede andere Be-

schäftigung ab, er werde sein Leben schon herausschlagen.

Sie trennten sich nun und Telesphor führte eine sorgenlose und beglückte Existenz so lange das erhaltene Geld für seine geringen Bedürfnisse ausreichen wollte. Er kam sich vor wie einer jener Weisen des Morgenlandes, die auf einem grünen Fleckchen, von der Wüste umgeben, sehr einsam im beschaulichen Verkehr mit der Natur leben. Er durchstreifte die Umgegend, kaufte seine Nahrung, wo es sich eben traf, brachte Blumen heim und verglich sie mit denen seines Gartens, verträumte rasche Stunden vor dem Bilde Gertrudens und fand zuweilen, daß seine räthselhaft warmen Empfindungen für die Verstorbene der Pflege ihres kleinen Besitzthums eine noch größere Genugthuung verdankten, als selbst seinen Liedern und Gedichten.

Erst die äußerste Nothwendigkeit trieb ihn in's Dorf, um zu versuchen, ob sich nicht eine kleine Beschäftigung für ihn finde, ohne ihn seinem müßigen und innerlich so beschäftigten Hinleben untreu zu machen, eine Arbeit, die Herz oder Geist in ihm anklingen lasse und nicht bloß den dumpfen Klang der irdischen Scholle habe, unter der sich der Mensch begräbt, im Wahne auf ihr zu leben. Den alten Melchior wollte er nicht besuchen, da ihn dieser nicht

dazu ermächtigt hatte. Im Gemeindewirthshaus, wohin er sich begab, nicht um zu zechen, denn dazu besaß er nichts mehr, sondern nur um den Leuten bekannt zu werden, wurde er viel ausgeforscht, wußte es aber doch nicht anzufangen, sich den Bauern als Dorfpoet anzukündigen, der ihnen zu Hochzeiten oder Tauffesten Sprüche und Lieder verkaufen wolle. Dafür nährte er sein Herz an den Gesprächen, die er vernahm; an dem Blick in menschliche Verhältnisse, der sich ihm plötzlich aufthat, an Lust und Leid, das oft verstohlen aus selbst halbrohen Seelen drang. Als er unverrichteter Sache in sein Häuschen zurückkehrte, wußte er gar nichts davon, daß er hungerte, so überreich satt war sein Gemüth von empfangenen Eindrücken, gewaltiger noch und lebhafter nachtönend als die von Waldgängen heimgebrachten. Poesie ist in jedem Ding und in keinem, sie entspringt erst aus der Berührung eines Gegenstandes mit der gleich Midas begabten Hand, ihn in Gold zu verwandeln. Telesphor rief nun auch dem Menschenleben gegenüber aus: „wie schön ist die Welt!" Er sehnte sich in die Angelegenheiten, von denen er vernommen, durch mündlichen Rath, durch schriftliches Wort helfend, lösend, entwirrend eingreifen zu können, ohne im Mindesten daran zu denken, daß er bei dieser Gelegenheit vielleicht auch seinen Hunger stillen könnte.

Zu seiner Verwunderung kamen des andern Tages Leute, die sich schriftliche Aufsätze von ihm erbaten. Es war offenbar, daß ihm Melchior diese Kunden zuschickte. Auch ein hübsches Mädchen war dabei, das sich einen Brief an ihren Liebsten schreiben ließ, der sich als Soldat in einer entfernten Stadt befand. Gleich einem der öffentlichen Schreiber in Italien bekam Telesphor zu thun, sein Herz sprang freudig in den Verhältnissen der Menschen herum, sein Geist strengte sich an, ihnen das Ersprießlichste zu leisten. Jeder ließ ihm einige Kreuzer für die gehabte Mühe zurück und hätte sein Magen nicht gar so ungeduldig geknurrt, er hätte nicht begriffen, wie man für das Glück solcher Wirksamkeit noch Geld nehmen möge.

Tage der Sättigung und des Hungers wechselten ab. Die letzteren vermehrten sich, als der Herbst kam. Telesphor verblieb in unerschütterlicher Zufriedenheit. Der Uebergang in die neue Jahreszeit, das allmälige Besitzergreifen der Vergänglichkeit von den Herrlichkeiten der geschmückten Erde, das war für Telesphor ein Schauspiel, das seinen ganzen Menschen in Anspruch nahm. So lange mich der Hunger nur noch am Leben läßt, dachte er, soll er mir die Freude am Leben nicht verderben. Seit acht Tagen nährte er sich nach der Tradition frommer Eremiten, nachdem

er sich eine lange Zeit von den Ueberresten erhalten hatte, die er sich von einer Hochzeit hatte mit nach Hause nehmen dürfen. Er machte die Erfahrung, daß man auf dem Lande den Dichter zwar keineswegs ehrt, denn jeder Knecht stand in besserem Ansehen, aber dafür bezahlt, so oft man seine Verse braucht, während man in der Stadt den Dichter zu ehren scheint, seine Verse aber weder braucht noch bezahlt.

Es regnete und Telesphor war mit der Konzeption einer Tragödie beschäftigt, die mit dem schwelgerischen Gastmahl eines Königs beginnen sollte, als der Dorfbader am Fenster vorbeilief und ohne sich aufzuhalten rasch erzählte, daß der alte Melchior, schon seit einiger Zeit siechend, jetzt bedenklich erkrankt sei. Telesphor, der lange schon gewünscht hatte den alten Freund wieder zu sehen, hielt diesen Anlaß für schicklich einen Besuch bei ihm zu wagen. Der schrecklich abgezehrte Kranke streckte ihm die magere Hand entgegen und fragte mit einem halben Lächeln: „Wie geht's? Und wie lang ist's, daß Ihr das letzte Mal zu Mittag gegessen hab't?“ — „Ich glaube,“ erwiederte Telesphor launig, „bis ich wieder ein Mittagessen erwische, wird's grad' ein Jahr geworden sein.“ — „Und Ihr könntet jetzt grad' so viel verdienen mit Holzspalten, Häckselschneiden und Dunghaufen-Anlegen.“ — „Ich dank' schön.“ — „So woll't Ihr

also noch immer nichts arbeiten?" — „Wie Ihr es mein't, nein." — Der Kranke drehte sich unwillig herum und da der Pfarrer jetzt in's Zimmer trat, um mit Melchior, der ihn hatte rufen lassen, ein ernstes Gespräch zu führen, so verließ Telesphor die Stube. Wie zum Lohn seiner Standhaftigkeit begegnete er draußen einem Hausirer, den er mit sich schleppte, um ihm die Exemplare seiner Gedichte bis auf eines zu verkaufen. Nur nach großen Bedenklichkeiten bekam er etwas dafür.

Am andern Morgen wurde Telesphor vom Sterbeglöckchen geweckt, der alte Melchior war eben verschieden. Telesphor weinte bitterlich, ohne zu unterscheiden, ob ihm der Verstorbene mehr oder minder Freundliches erwiesen; war es doch ein Menschenherz, in das er hatte blicken dürfen und das dadurch ein Stück seines eigenen Lebens mit seinem Entschwinden hinwegnahm. Nach dem Begräbniß, bei welchem der Pfarrer Manches von den Verhältnissen des Todten gesprochen hatte, was Telesphor dunkel blieb, wurde dieser zum Pfarrer beschieden. Der milde Greis eröffnete ihm, daß nach dem Willen des Verstorbenen Telesphor ferner in dem Häuschen bleiben dürfe bis zur Verkaufszeit, die der Pfarrer zu bestimmen habe. Auch sei er in der Lage, Telesphor mit landwirthschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, die diesem ein gutes

Auskommen sichern würden. Er könne ihn nicht zwingen, gebe ihm aber zu bedenken, ob er von diesem Anerbieten nicht gleich Gebrauch machen wolle, ohne es auf die äusserste Noth ankommen zu lassen. Telesphor, dem die Beschaffenheit der vorgeschlagenen Arbeiten nicht gefiel, sprach dem Pfarrer nur seinen Dank aus für die gütige Rede und entfernte sich.

Ein früher Winter stellte sich ein und noch gab es einige gut versorgte Tage für den armen Dorfpoeten. Als aber Weihnacht näher rückte, die auf dem Lande ausschließlich den Kindern gehört, wurde jeder überflüssige Kreuzer den Krippen gewidmet, die da in den Wohnstuben der Bauern selbst mehr oder minder kostspielig errichtet werden. Der Winter war schön, weil streng und kräftig. Zum ersten Male überzeugte sich Telesphor, daß der Genuß am Naturleben nicht ausschließlich von der sogenannten schönen Jahreszeit abhängig sei, wie die Städter glauben, die den Sinn dafür künstlich in sich wecken müssen. Auf den unermeßlichen Schneedecken, die sich über die Felder breiteten, glitzerten Millionen silberner Sterne, so oft ein Sonnenstrahl darauf fiel, Eispünktchen, deren leuchtender Krystall, deren unnennbar reiner Glanz gleichsam die Verklärung der ohnehin schon feierlichen weißen Farbe war. Ein ganz verändertes Ansehen gewann die Gegend. Näher schienen die Berge zusam-

men zu rücken, weil die Entfernungen zwischen ihnen vom Schnee ausgefüllt wurden, der, Alles zur Gleichförmigkeit nivellirend, nur über die Mannigfaltigkeit der Bergformen nichts vermochte. Mitten in so grimmiger Kälte, daß der Hauch in der Luft zu gefrieren schien, glaubte man den Erquickungsduft der warm eingehüllten Erde zu verspüren, die unter ihrer Decke rastlos schafft und gedeiht. Das Gemüth Telesphor's wurde in der Einsamkeit dieser Winteröde, dem großartigen Anblick allgemeinen Todes gegenüber, der doch ahnen ließ, daß er nur das Kraftschöpfen tief verborgenen Lebens sei, überirdisch erhoben und gestärkt. Es brauchte lange bis er empfand, wie sehr er Noth litt.

Am Morgen des Weihnachtstages erwachte er sehr müde und geschwächt. Zum Glück hatte er sich etwas Holz zu verschaffen gewußt, was in dieser daran reichen Gegend nicht schwer war, wo noch kein industrieller Schlot rauchte. Zierliche Eisblumen verwehrten ihm die Aussicht aus den Fenstern. Das sind die rechten Blumen für mich, sagte sich Telesphor, die kann man nicht wegschenken und ich habe auch Niemanden, dem ich etwas schenken könnte. Erst später fiel ihm ein, daß er ja auch nichts im Besitz habe, was er schenken könnte. „Ich will das Haus aufsperren“, sagte er lächelnd, „um dem Christ-

Kindlein den Weg zu mir offen zu lassen.“ Er that es aber aus dem Grunde, weil er heimlich fürchtete, wenn später Jemand anpochte, die Kraft dazu nicht mehr zu haben. Als der schwere Riegel weggeschoben war, kauerte er am warmen Ofen und betrachtete abwechselnd die weißen Blumen am Fenster und das farbige Bild an der Wand.

Er hatte sich bei der Schwäche seines Kopfes schwerlich mehr besinnen können, wie lange es sei, daß er nicht gegessen habe, auch verspürte er gar keine Eßlust mehr, dennoch fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn, daß er ja verhungern, daß er buchstäblich ein verhungerter deutscher Poet sein werde. „Bah,“ sagte er, „es ist gar nicht so arg und die sich jemals selbst darüber beklagten, hungernde Poeten zu sein, die haben entweder nicht gehungert oder sie waren keine Poeten. Ich hätte freilich leben können, wenn ich meine Gedanken hätte abschlachten wollen, meine Poesie wie einen zu viel fressenden Luxushund zur Thüre hinaus gejagt hätte. Ich hätte mir das Leben zum Leichnam machen müssen, um meinen Leichnam damit zu füttern. Ich habe hingegen lieber kurz gelebt aber glücklich. O mein Gott, wie glücklich war ich! Wer der Natur innigst am Herzen bleiben könnte und dabei von ihr versorgt würde wie die Pflanze und das Thier! Und doch muß sich der Geist von ihr trennen,

um sie zu erkennen und sie entbehren, um mit Wonne zu ihr zurückzukehren. Trennen, Erkennen — das ist ein Reim aus meinem Buch." — Er blätterte in dem einzigen übrigen Exemplar seiner Gedichte.

„Was steht hier?" fuhr er fort, „Nur noch einmal genöß' ich gern des Lenzes Rosen und der Liebe Kosen? Und heut' ist Weihnacht, das Fest der Liebe. Wenn ich noch Jemand hätte, der mich liebte, oder noch besser, den ich lieben könnte, einen Vater, eine Mutter, ein schönes Mädchen! dann wäre es ein Glück sich zu mühen und zu plagen; Gertrude, Du lächelst? Ja, Du bist ein Bild, Du brauchst mich nicht, Du liebst mich nicht und wirst fort und fort lächeln. Aber auch als Bild hast Du mir viel Gutes gethan in dieser schönen Welt und ich liebe Dich und danke Dir."

Er versank in Betäubung. Im Zimmer kann man nicht erfrieren und die Kälte ermunterte ihn. Er hatte aber nicht die Kraft mehr zu heitzen und blieb in seinem Winkel. Frühe Dämmerung brach herein und Todtenstille herrschte in Nähe und Ferne. Plötzlich fiel jenes blaße, sanfte Abendroth des Winters in die Stube und vergoldete einen Augenblick das Bild. „Gertrude!" rief er, und rief es wieder, mit Anstrengung, sehnsuchtsvoll; es war ein Hilferuf. Da wurde es laut vor dem Hause, die Thüre sprang

auf und die er gerufen, stand vor ihm, leibhaftig, wirklich, Gertrude! „Mein Vater?“ fragte sie. „Gestorben!“ stöhnte er athemlos und sank ohne Bewußtsein zusammen.

Der Pfarrer feierte das Weihnachtsfest, indem er die beiden Unglücklichen in sein Haus brachte. Was Telesphor zunächst bedurfte, war bald gefunden; der Hunger ist eine Krankheit, gegen welche das Mittel leicht zu haben ist — wenn es nur zu haben ist. Gertruden aber legte der Seelsorger die Buße auf, in langsamer Mittheilung zu vernehmen, was ihr Vater um sie gelitten hatte, ehe ihm das Herz brach, den ganzen Kampf, von dem ein Gemüth zerrissen wird, um das sich Zorn und Liebe streiten. Gertrudens Geschichte war einfach. Ein Maler hatte sie nach der Stadt entführt, ihr vorspiegelnd, daß nur ihre persönliche Erscheinung den Widerwillen seiner Eltern gegen eine Verbindung mit ihr werde besiegen können. Sie wurde von Tag zu Tag mit der Erfüllung seines Versprechens hingehalten, in das Haus der Eltern gebracht zu werden. Sie liebte ihn, sie gab sich ihm — und erfuhr zu spät, daß er verheirathet sei. Erkaltung, Vernachlässigung stellten ihr bald nur die Wahl zwischen Laster, Verzweiflung oder Rückkehr in's Vaterhaus.

Der alte Melchior, der sich rühmte, das Wesen der Menschen auf den ersten Blick zu erkennen, hatte dem Maler immer mißtraut und hätte selbst eine Heirath schwerlich zugegeben. Nach der Entführung seiner Tochter verschloß er sich lange im Hause; er wollte nicht die auf ihn gerichteten Blicke des Dorfes sehen und außer dem Pfarrer keinen Zeugen seines Kummers haben. Der Schmerz verzehrte ihn völlig. Er wollte seine entflohene Tochter nicht verfolgen, nicht mit Gewalt zurückbringen; denn daß sie in solcher Art von ihm gehen konnte, das nannte er den Gram, der durch nichts mehr auszutilgen sei, selbst wenn er sie in Reinheit und Unschuld zurückbrächte. Er fühlte, wie ihn das Leid zu Grunde richtete und glaubte endlich, er werde es mildern, wenn er die Entflohene als eine Todte betrachten könne. Darum faßte er den Gedanken, ihr einen Grabstein mit einer Inschrift zu setzen, was die Begegnung mit Buchmeier zur Ausführung brachte. Niemand wußte davon. An die Stelle im Walde, wo er einst die Liebenden überrascht und das erste bitt're Weh von seiner Tochter erfahren hatte, ließ er den Stein schaffen und setzte ihn bei nächtlicher Weile selbst in den Boden. Das bekannte er dem Pfarrer vor seinem Tode als eine schwere Sünde, und war es die Aufregung jener Nacht im Walde, die Feuchtigkeit, die Arbeit selbst,

er kränkelte seitdem und erholte sich nicht mehr. Wie aber mit dem Grabstein seinem Zorn, setzte er mit der Wiederherstellung von Garten und Haus, das er sich weder zu bewohnen noch zu verkaufen entschließen konnte, seiner Liebe einen Denkstein. Telesphor hatte er auch liebgewonnen und nur die Arbeitsscheu desselben verdroß ihn. Er bat den Pfarrer abzuwarten, ob Buchmeier, der sonst wie ein unschuldiges Kind sei, nicht, von Hunger erweicht, zu Kreuz kriechen werde, dann möge ihm der Pfarrer Arbeit geben und ihn von dem Gelde bezahlen, das Melchior gerichtlich beim Pfarrer deponirte. Ueber sein sonstiges Eigenthum hatte er in der Art verfügt, daß es fast ganz an die Verwandten in Hohlbach fiel. Nur das Häuschen, in welchem Gertrude noch gelebt und ein dazu gehöriger Acker sollten ihr verbleiben, damit sie, vielleicht einst reuig zurückkehrend, um am Grabe ihres Vaters zu weinen, einen Anfang habe, ihr Leben durch Arbeit und Buße wieder zu einem Gott wohlgefälligen zu machen.

Mit Thränen zerreißender Pein vernahm Gertrude diese Mittheilungen. Sie wußte ihren Vater nicht todt, als sie zurückkehrte und war kaum durch die ernsten und milden Worte des ehrwürdigen Priesters zu beschwichtigen. In seine Hände gelobte sie, von nun an zu leben, wie es der sterbende Vater ge-

wünscht hatte. „Und auch Ihr seid hart geprüft," sagte der Pfarrer zu Telesphor, „möchtet Ihr nun nicht arbeiten?" — „Ich möchte Knecht sein, in der neuen Wirthschaft," erwiderte dieser, auf Gertruden zeigend; „ich möchte den Acker bestellen, wie ich den Garten für sie gepflanzt habe."

Knecht ist er noch heute und fühlt sich nicht minder Dichter dabei, indem er bemüht ist, das Schöne und Gute zu verlebendigen, obgleich es statt aus Gedanken und Empfindungen, aus dem Glück eines gefallenen und sich erhebenden Menschendaseins besteht. Knecht ist er noch heute auf dem kleinen Hof Gertrudens, wie dürfte er aber von der Alles versöhnenden Zeit nicht hoffen können, daß er einst Herr dort sein wird?

Badeleben im April.

Der Einfluß der Jahreszeit auf die Phantasie wäre noch zu untersuchen. Von der Phantasie der Dichter und Romanschreiber, die sich schon in einer gewohnheitsmäßigen Thätigkeit erhält, wollen wir dabei gar nicht sprechen, sondern nur von der Phantasie, wie sie sich im allgemeinen alltäglichen Menschenverkehr geltend macht. Wenn der Winter dem Blick in die Außenwelt nur trübselige Bilder entrollt, dann fliegt die Vorstellung gern nach weit entfernten Zeiten und Zonen. Darum erfreuet sich die Maskenlust des Winters an den fremdartigen Gewändern, welche Figuren aus früheren Jahrhunderten und entlegenen Ländern darstellen. Im Frühling jedoch schweift die Phantasie nicht so weit, da bedient sie sich der nahe liegenden Mittel, der Blumen, des Sonnenscheins, der Bewegungen mit leicht und zierlich gekleideten Frauen in freier Natur, um ihre lustigen Schlösser zu bauen. Ein Luftschloß nennt der

Franzose château en Espagne, und im Winter muß es in der That wenigstens Spanien sein, wo wir unseren abenteuerlichsten Träumen von Glück eine Heimath suchen; im Sommer genügt uns die erste beste Villa und der nächste grüne Garten zum Terrain unseres Lustschlosses.

Der Badearzt Doctor Cartolin, der bereits funfzig Jahre alt, mit der Behäbigkeit seines Alters und eines erzwungenen Müßiggangs zum Fenster hinaussieht, eine Cigarre rauchend, fühlt sich dennoch von Ahnungen einer bunten Phantasiewelt überflogen. Der Schauplatz seiner medicinischen Thaten erscheint im Monat April noch so entvölkert, daß dem Doctor das Gewissen schlagen könnte ob des Antheils, den seine Arzneien vielleicht an der herrschenden Menschenlosigkeit haben. Er ist jedoch gegen solche Vorwürfe gewappnet und erwartet in dieser Rüstung der Philosophie mit Sehnsucht den nun bald zu erwartenden Zustrom neuer Gäste. Ein viel besuchter neuer Badeort bildet den Mikrokosmus aller Verderbtheiten und Auswüchse unseres Zeitalters und zwar nicht bloß in dem Augenblicke, wo er die vorzüglichsten Repräsentanten der modernen Gesellschaft umschließt, sondern in viel höherem Grade noch, wenn er zu dem würdigen Empfang derselben erst vorbereitet wird und das darnach gemodelte Leben und Treiben seiner ursprünglichen Ein-

wohner entwickelt. Unsere Lustspieldichter, welche, in Ermangelung eines andern Centralpunktes für die Mannigfaltigkeit deutschen Lebens, ihre Erfindungen so gern nach einem Badeorte verlegen, haben diese Seite ganz unberücksichtigt gelassen. Ein Kotzebue des letzten Jahrzehnts hätte den „deutschen Kleinstädtern" unzweifelhaft schon „die deutschen Badestädter" als Pendant gegeben, wobei die Satyre sich an einem viel ernsteren Hintergrund abzeichnen könnte. Während die Kleinstädter lächerlich werden durch die philiströse Anhänglichkeit an veraltete Formen und conventionellen Zopf, ergötzen die Badestädter umgekehrt durch die künstliche Treibhauspflege aller Arten und Unarten modernster Sozietät, wozu die Sommergäste die Keime zurücklassen, aber freilich nicht den Boden, nicht die Voraussetzungen, unter welchen in einer Großstadt die Abnormitäten wenn nicht gerechtfertigt, doch erklärlich erscheinen.

Man braucht, um dies zu erkennen, einen solchen Ort bloß im erwachenden Frühling zu beobachten. Einen Kurplatz in Mode zu bringen, genügen nicht seine Quellen, weil auch die Kranken dazu nicht genügen; er muß inmitten von Naturschönheiten liegen, von welchen sich die Gesunden angezogen fühlen. Kaum verkündet der April die unbestreitbare Niederlage des Winters, so pulsirt eine freudige Bewegung

durch die Menschen des Badestädtchens. Greise lächeln, die Trägsten gehen frisch an die Arbeit, die Mädchen jubeln wie Lerchen. Kömmt man nun dieser Fröhlichkeit auf den Grund, so erfährt man, daß keineswegs der Frühling die Ursache derselben ist mit seiner ländlichen Schönheit und seinen idyllischen Genüssen, sondern einzig und allein die Wiederkehr des großstädtischen Raffinements, der Bälle und Reunions, der Promenaden und Toiletten, der neuen Moden und vor Allem der frivolen Verhältnisse, die, wenn nicht Schlimmeres, doch jedenfalls verborgene, oft eine ganze Existenz untergrabende Seelenstörungen zurücklassen.

Freilich hat auch der in Aussicht stehende materielle Gewinn einen großen Antheil an der allgemeinen Freude der städtischen Landbewohner. Selbst das poetischste Gemüth wird das nicht mißbilligen können, allein auch der prosaischste Rechner wird sich von der Art des Handels, der hier getrieben wird, abgestoßen fühlen. In einer großen Handelsstadt wird man Wochen lang ohne Widerstand und auch, wenn man kein eigenes Interesse dabei verfolgt, den Geschäften zusehen können, die nichts als Talg, Leder oder dergleichen betreffen, selbst die nur auf den Geldgewinn berechnete Betriebsamkeit der ordinärsten Menschenkräfte wird uns auch eine großartige Seite ent-

rollen können. Allein der Handel, den die Zimmerverleiher, Haus- und Gartenbesitzer in einem deutschen Badeort betreiben, ist der Wucher mit Naturschönheiten, eine halb komische, halb widerliche Spekulation auf die Sentimentalität und die romantischen Sympathien der zu Gaste kommenden Salonmenschen. Von der eigenen Scheinbildung dazu angewiesen, taxiren diese Badebewohner die Lage eines Fensters nach Ost oder West, das Murmeln eines Baches, in so fern es wie Matthisson'sche Poesie klingt, jede Aussicht nach einem Walde oder Berge, jede Heerdenglocke, die zu vernehmen, jede Baumgruppe, die zu erblicken. Man kann sich an einem solchen Ort wie die Weinkarte in einem Hôtel den Preis-Courant der Naturschönheiten verschaffen. Wer jemals diese frühe Jahreszeit an einem der berühmten Badeörter in Deutschland zubrachte, wird darüber seine lustspielartigen Erfahrungen gemacht haben.

Der reiche Doctor Catolin wartete mehr aus Gewohnheit als aus Bedürfniß so sehnsüchtig auf die Wiederkehr der eigentlichen Kurzeit. Während er die Wolken seiner Cigarre zum Fenster hinausblies, vergaß er sogar an seinen Beruf; es begannen, wie bemerkt, bunte Phantasien in seinem Haupte ihr Spiel. Sie trugen ihn nach London, nach Paris, nach dem Rhein, aber weder Erinnerung noch Reiselust ließ der

Einbildungskraft des nüchternen Doctors so mächtige Flügel, sondern eine ihm natürlichere Empfindung, die Liebe zu seinem Sohne. Dieser, ein junger Doctor der Rechte, hatte sich, kaum im Besitze des Diploms, eine lange Ferienreise gegönnt, von der er in diesen Tagen schon hätte zurückkehren sollen, um nach einigen, in der Gesellschaft des Vaters verlebten Wochen seine Praxis in der Hauptstadt zu beginnen. Den alten Doctor verdroß es, daß sich die Ankunft des Sohnes so lange verzögerte.

Im Gedanken darüber verloren, blickte er in den Himmel und beachtete das Unheil nicht, das seine Cigarre indessen auf Erden anstiftete. Die heiße Asche derselben war auf den Nacken einer jungen Dame gefallen, deren leiser Schrei ihn auf das Geschehene erst aufmerksam machte. Die Dame war aus einem Laden des Erdgeschosses getreten, jetzt fuhr ein Wagen vor, den sie rasch bestieg und wie der Blitz verschwand. Der Doctor warf in seiner Bestürzung die Cigarre dem Wagen nach, als hätte sie für eine glühende Entschuldigung gelten können. Ohne eine neue anzubrennen, begab er sich in den Conditorladen hinab, um wenn möglich den Namen der „verletzten Weiblichkeit", wie er zu sich selbst sagte, sogleich kennen zu lernen. Er erfuhr, daß die Dame ohne Zweifel erst an diesem Tage am Orte eingetroffen, eine be-

sondere Gattung von Bonbons, für Brustkranke geeignet, mit dem Auftrag bestellt habe, sie im Hôtel unter dem Namen einer Frau von Dorwall abzugeben. Seine Treppe wieder hinaufsteigend, brummte Catolin Unterschiedliches in den Bart: „Die erste Schwalbe dieses Frühlings ist brustkrank, schade, schade! So jung, so schön, so reich, wie es scheint — und man wird sie nach dem Süden schicken müssen!“

Er ging im Zimmer auf und nieder und bedachte, ob er nicht den Vorfall mit der Cigarrenasche zur Veranlassung nehmen solle, sich selbst der Dame vorzustellen und seine Entschuldigung so fein, als es nur immer in der Macht seiner altfränkischen Höflichkeit lag, vorzubringen. Noch war er darüber nicht mit sich einig, als die Thür aufflog und der erwartete Sohn in seinen Armen lag. Fröhlichkeit und Lebenslust sprühten aus den Augen des jungen Rechtsgelehrten und er hielt nicht zurück mit der Erzählung heiterer Reiseabenteuer, in welchen die Beziehungen zu schönen Frauen die Hauptrolle spielten. Bedenklich schüttelte der Vater den Kopf zu dem weder durch Studien noch durch Reisen gedämpften Leichtsinn, der aus den Mittheilungen des lieben Sohnes sprach.

„Wäre ich nur mit Mistreß Sara schon im Reinen!“ rief dieser endlich, „das ist jetzt meine erste

Sorge. Denken Sie, lieber Vater, ich bin halb und halb verlobt und noch dazu mit einer verheiratheten Frau."

Der Alte schlug entsetzt die Hände zusammen, aber noch immer geneigt die Sache für einen Scherz zu halten, sagte er lächelnd: „Constantin, ich gebe Dir einen so gewaltigen Vaterfluch, wie er nur jemals auf dem Theater eine Koulisse eingerissen hat."

„Ach, wenn Sie diese Frau erst kennen werden," rief Constantin, „dann werden Sie mich segnen. Sie läßt sich von ihrem Manne scheiden, aus Liebe bloß zu mir. Ich selbst werde ihr die nöthigen Schriften dazu in aller gerichtlichen Form abfassen, es ist das meine erste juridische Praxis. Ihr Intendant ist schon auf dem Wege hierher, er bringt mir die erforderlichen Papiere und vor Allem Briefe von ihr. Ich denke mir hier bei Ihnen ein Arbeitscabinet einzurichten, Sie sollen meinen Fleiß bewundern."

Ehe der Alte erwiedern konnte, meldete der Diener, daß eine eben angekommene Dame, Frau von Dorwall, seinen ärztlichen Beistand in Anspruch nehme. Der Doctor erzählte seinem Sohne, während er sich zu diesem Besuch ankleidete, den kleinen Vorfall am Fenster. Constantin fragte, ob diese Büßerin wider Willen, der ganz unversehens Asche auf das Haupt gestreut wurde, jung und hübsch sei. „Nun denn,"

rief er, als dies aufrichtig bejaht wurde, „das giebt ein allerliebstes Abenteuer, lassen Sie mich den Besuch an Ihrer Stelle machen. Ich werde sonst ohnehin wenig Zeit finden, nahe Bekannntschaften anzuknüpfen."

„Aber ich glaube wirklich," sagte der Doctor, „Du hast in England nichts gesehen als Bedlam, und selbst dies nicht lange genug, man hat Dich zu früh entlassen."

„Pah," erwiederte Constantin, „eine kleine Brandwunde, von fallender Asche verursacht, weiß ich so gut zu kuriren als Sie; seien Sie froh, daß Ihnen die Beschämung erspart wird, sich der Dame als der Uebelthäter vorstellen zu müssen. Wie Cham will ich über die Blöße, die sich mein theurer Vater gegeben hat, einen verhüllenden Schleier breiten."

„Es handelt sich aber, wie ich glaube, nicht um die kleine Verletzung, die Frau soll ein Brustleiden haben," entgegnete Catolin.

„Da hilft ein Arzt so gut wie keiner. Sie würden sie nur nach Italien schicken, bevor ich mich noch verliebt habe. Uebrigens wenn es ernst wird, so erkläre ich mein Kommen als ein Mißverständniß; ich heiße ja ebenfalls Doctor Catolin."

In dieser Weise suchte Constantin den einem Scherz nicht abgeneigten Alten zu bestimmen, sich dem

abenteuerlichen Schritt nicht entgegen zu setzen. In der geheimen Zuversicht, daß neue Eindrücke den jungen Mann am leichtesten von dem verrückten Streich ablenken könnten, den er mit einer verheiratheten Frau zu spielen vor hatte, gab der Doctor nach, nachdem Constantin feierlich gelobt hatte, die Täuschung sogleich aufzuheben, wenn es sich um eine ernstliche Krankheit handeln sollte.

Kaum hatte der junge Mann das Haus verlassen, als die Hilfe des Doctors von Neuem in Anspruch genommen wurde. Man beschied ihn in ein anderes als das von Frau von Dorwall bewohnte Hôtel zu einem eben eingetroffenen Fremden. Ein langer dürrer Engländer kam ihm entgegen und fragte, ob er in Wahrheit der Doctor Catolin sei. Dieser, der in seiner Praxis oft genug Gelegenheit gehabt hatte, des Englischen vollkommen mächtig zu werden, bejahte, worauf ihn der Englisman noch einmal scharf in das Auge faßte und sich sodann seine Karte erbat, indem er zugleich die eigene hervorzog. Der Doctor las zu seiner Ueberraschung den Namen des Intendanten der verheiratheten Sara, den er von Constantin erfahren hatte. Der Intendant verbeugte sich, als er die Ueberzeugung gewonnen, den Doctor Catolin vor sich zu haben, und überreichte demselben nicht ohne einen halb unterdrückten Seufzer ein gro-

ſes Paket Schriften und Briefe. Der Doctor nahm ſie mechaniſch, er ſann über einen Plan. Ehe wir jedoch das Benehmen des Doctors beobachten, wollen wir erfahren, was ſich in derſelben Zeit mit Conſtantin ereignete.

Die vom Frühling bewirkte Regſamkeit der Phantaſie, von der wir geſprochen haben, trieb ihre fröhlichen Knospen in der Seele Conſtantin's. So eigenthümlich erquickend lag der Sonnenſchein des April auf Straßen und Wegen, als käme er von einem neuen Himmelsgeſtirn, das ſeine Ausſtrahlungen zum erſten Male fühlbar macht. Angezündeten Kandelabern glichen die Bäume, auf welchen die kaum noch entfalteten Blätter eng zuſammengepreßt wie hellgrüne Flammen brannten. Luft und Licht und Farben aber ſchienen die Zungen des Naturgebotes zu ſein: Du ſollſt lieben. An dieſer augenblicklichen Empfindung hatte in der Bruſt des jungen Mannes ſelbſt die Erinnerung an Sara keinen unmittelbaren Antheil. Es war Sehnſucht nach Liebe und nicht Liebe ſelbſt, was ihn bewegte. Zwiſchen dieſen Blumenbeeten, auf dieſem friſchen Raſen ſollten entſprechende Geſtalten wandeln, von der Natur mit gleicher Holdſeligkeit ausgeſtattet, ihm aber ſollte es gegönnt ſein, dieſe verſchiedenen Schönheiten des Daſeins in an-

genehme Beziehung zu sich selbst bringen und in ein heiteres Spiel seines Gemüthes verwandeln zu können.

In dieser Stimmung betrat er die Zimmer der Frau von Dorwall, wo er eine weibliche Gestalt antraf in mädchenhaftester Toilette, so daß er sich schwer überreden konnte eine vermählte Frau vor sich zu sehen. Er gab ihr jedoch in der Anrede den entsprechenden Titel, worauf sie mit leichtem Erröthen erwiederte, daß sie noch Mädchen und die Nichte der Genannten sei. „Sie sind wirklich der Doctor Catolin?“ fragte sie, „man hat Sie mir als viel älter geschildert“. Constantin zog seine Karte, auf der ebenso, wie auf der seines Vaters, ohne nähere Angabe der Fakultät, einfach „Doctor Catolin“ zu lesen war, worauf das Mädchen ihm winkte, sich neben ihr niederzulassen. Ihre Erscheinung gestaltet sich in dem leicht entzündlichen Herzen des jungen Advokaten sogleich zu dem Reizendsten, das er jemals erblickt hatte.

„Ich bin heute beinahe in Brand gesteckt worden,“ sagte sie lächelnd, indem sie ihre Hand mit Grazie an die Schulter brachte, deren Weiße ihm entzückender schien als die weißen Blüthen, die er eben bewundert hatte. „Doch das ist es nicht, weshalb ich Sie zu uns bat,“ fuhr sie fort, „die kleine Verletzung spüre ich kaum mehr. Ich bin von den Umständen gezwungen, Ihnen ein seltsames Vertrauen

zu schenken, und wenn Ihre unerwartete Jugend mich davon abhalten könnte, so macht Ihre wissenschaftliche Würde es unerläßlich. Meine Tante, Frau von Dorwall, wird Sie zu sich bescheiden, und Ihnen alle Symptome einer Brustkranken schildern, die sich bei ihr gezeigt hätten."

Das Mädchen stockte und Constantin empfand es unheimlich, daß ein wirkliches Leiden ihn bald von seiner angemaßten Würde und aus der Nähe des holden Geschöpfes verdrängen könnte. Sie fuhr indessen mit sichtlicher Ueberwindung fort:

„Ich muß Sie eben früher sprechen, damit Sie keinen Augenblick irre geführt werden. Meine Tante ist keineswegs brustkrank und vielmehr so vollkommen gesund als es nur immer zu wünschen ist. Ich habe dafür die Zeugnisse der berühmtesten Aerzte, die es mir insgeheim betheuerten, und muß um Entschuldigung bitten, daß ich Ihrem eigenen raschen Erkennen hierin vorgegriffen habe, aber —"

„O, Sie haben ganz Recht," unterbrach sie Constantin, „ein Arzt läßt sonst ein Opfer nicht mehr aus, das sich ihm darbietet, und ist die Krankheit nicht vorhanden, so schafft er sie. Für den Arzt existirt in der ganzen Schöpfung nichts Gesundes."

Erstaunt blickte das Mädchen auf den aus seiner Rolle fallenden Constantin, und seine Rede für

grollende Ironie haltend, versicherte sie, daß nur die Furcht sie zu dem voreiligen Geständniß bestimmt habe, er könnte im Drang der Geschäfte an einem Badeorte die nähere Prüfung verschieben und in falscher Voraussetzung schädliche Mittel verordnen. Constantin faßte sich und versetzte: „Einer Heilung wird es allerdings bedürfen, wenn auch nur einer psychologischen; was ist das Motiv dieser seltsamen Einbildung?"

„Das könnte ich Ihnen nur mittheilen," entgegnete sie, „wenn eine fixe Idee dabei im Spiele wäre, denn um den Preis, meine Tante davon abzubringen, wäre es Pflicht, den Schleier von Familiengeheimnissen zu lüften. Allein es handelt sich um eine mit Absicht gespielte Posse."

Trotzdem versuchte Constantin in das Geheimniß zu dringen, und verwendete dazu allen Zauber der Beredsamkeit. Er sprach von der Uebung, die er sich eben in der Behandlung solcher Fälle erworben hätte, und wie er, wenn er auch nicht die Gewalt habe, Thatsachen sich ereignen zu lassen, doch gewiß Mittel finden werde, eine Komödie fernerhin unmöglich zu machen, deren Pein und Unannehmlichkeit ohne Zweifel von der schönen Nichte getragen werden müsse. Sie weigerte sich entschieden; ihre sinnigen Gegenreden erhöheten jedoch nur den Eifer seines Verlan-

gens, die Unterhaltung wurde immer lebhafter und anziehender, und sie war noch lange nicht geschlossen, als Constantin bereits ziemlich klar in die Verhältnisse blicken und einen Gedanken über sein nächstes Thun fassen konnte.

Frau von Dorwall, früh Wittwe geworden, capriciös, an die Genüsse der vornehmen Welt gewöhnt und von Schmeicheleien verwöhnt, die ihrem Reichthum noch mehr, als den übrigens durchaus nicht verwischten Spuren ihrer Schönheit galten, hatte sich in einen Edelmann, Herrn von Ewerhart, verliebt, der jünger als sie, doch nicht abgeneigt schien, sich ihr für das Leben zu verbinden. Als sie aber gezwungen ward, ihre plötzlich verwaiste Nichte Cäcilie zu sich zu nehmen, und, um diese ihren eigenen Triumpfen gefährliche Nachbarschaft von Jugend und Schönheit möglichst schnell zu entfernen, dem mäßigen Heirathsgut Cäciliens noch eine bedeutende Summe aus eigenen Mitteln hinzuzufügen beschloß, da wandte sich die ohnehin nicht allzu lebhaft entfachte Neigung Ewerhart's um so glühender, wie es schien, der jungen Nichte zu. Er sprach dies nicht offen aus, in der Furcht, daß ihm dadurch der Verkehr mit Cäcilien abgeschnitten werden könnte, sondern verrieth eben genug von der neuen Wendung, um die Tante in

einem ewigen Schwanken zwischen Hoffen und Verzagen zu erhalten.

Es gab Tage, wo sie an der Wahrheit nicht zweifelte und Ewerhart ihr nicht mehr vor Augen kommen sollte, dann besann sie sich wieder, daß nur ein fortgesetzter Verkehr ihr das Herz des geliebten Mannes in einem günstigen Augenblicke wieder zuführen könne und sie duldete es, daß er sich um Cäcilie bemühte. Schwach von Natur und durch Leidenschaft, ohne Mittel des Charakters und des Geistes, um die letztere zu bekämpfen oder ihr zum Siege zu verhelfen, nahm sie zu Thränen ihre Zuflucht, und zu den großen Worten, welche französische Romane für ähnliche Situationen in Fülle zur Auswahl stellen. Sie wollte zeigen, daß sie gebrochenen Herzens sterben werde, und das dadurch zu erregende Mitleid zum Bundesgenossen ihrer Absicht machen. Wer aber erräth das Brechen eines Herzens früher, als bis es gebrochen ist? Nothwendig mußte, um dies Seelenweh besser in Scene zu setzen, ein physisches Leiden damit correspondiren. So gelangte Leontine von Dorwall zu ihrem Brustübel, als in der nächsten Nähe des Herzens. Sie trank jeden Morgen Eselsmilch und ließ während des Tages Dutzende von besonders für sie zubereiteten Bonbons auf der Zunge vergehen, sie sandte nach allen namhaften Aerzten

und nahm zuweilen, sogar auf die Gefahr hin sich ein wirkliches Uebel zuzuziehen, vor den Augen des grausamen Ungetreuen eine irrthümlich verordnete Arznei. Dabei sprach sie von ihrer zunehmenden Schwäche und bezeichnete in nicht zu überhörenden Andeutungen die lang erwartete Erklärung Ewerharts als das Wundermittel zu ihrer Genesung.

In letzterer Zeit schien sich die Stimmung des Unerbittlichen für sie zu erweichen. In der That aber war es ihm nur darum zu thun, die Gesellschaft Cäciliens an dem Badeort nicht zu vermissen, dessen Quellen er wegen seiner zerrütteten Gesundheit schon im April zu benützen beginnen mußte. Hier dachte er es auch zu einer Erklärung zu bringen, nur in einem andern Sinn, als Leontine erwartete. Einige zärtliche Worte hatten hingereicht, um daß sie die Frühlingsfreuden der großen Stadt mit der Einförmigkeit dieses Badeortes vertauschte, zu einer Zeit, wo sie noch auf keine Spur eleganter Gesellschaft rechnen konnte. Die Damen waren sogar früher noch, als Ewerhart selbst, eingetroffen. Cäcile aber sah voraus, daß Leontine nur zu bald wieder Ursache finden werde, um den Arzt zu rufen und wollte diesen nicht unvorbereitet lassen.

Den größten Theil des hier Erzählten hatte Constantin aus den mit größter Zartheit und Deli-

teresse gegebenen Mittheilungen Cäciliens errathen können, wenn ihm auch die Zweideutigkeit im Charakter Everhart's halb verhüllt bleiben mußte. Nur das Eine wollte ihm in keiner Weise klar werden, wie die eigenen Empfindungen Cäciliens für den von der Tante geliebten und hinwider die Nichte liebenden Mann beschaffen waren. Und das dünkte ihm doch jetzt das Wichtigste zu sein. Ihre Reden aber verbargen mit sorgfältigster Keuschheit, was nur immer einen Blick in ihren Gemüthszustand hätte gestatten können. Mit Erröthen bemerkte sie, einen Blick auf die Pendule werfend, daß die Unterredung bereits zwei Stunden gedauert und wie unerhört vertraulich sie geworden.

„Gehen Sie jetzt, Herr Doctor," sagte sie trotzdem mit derselben Vertraulichkeit; meine Tante wird nach Hause kommen, sie fährt umher, ein passendes Landhaus ausfindig zu machen. Ich habe zwar die Entschuldigung bereit, daß ich Sie wegen meiner kleinen Brandwunde hätte rufen lassen; es ist jedoch immer besser, wenn Sie ihr erst begegnen, nachdem sie selbst um Sie schickte, was, ich fürchte, nicht lange dauern wird." Und Cäcilie begleitete diesen Ausdruck der Furcht mit einem Lächeln, das keine unangenehme Deutung zuließ. Constantin nahm Abschied mit der Versicherung, daß er die feste Zuversicht habe,

der Frau von Dormall, sobald sie sich an ihn wenden sollte, ihr für die Umgebung nichts weniger als behagliches Spiel zu verleiden.

Zu seinem Vater zurückkehrend, konnte er demselben mit Wahrheit betheuern, daß es sich um keinen Fall handle, der medicinischen Rath erheische. Er verschwieg übrigens den Inhalt der Gesprächs mit Cäcilien, konnte aber, um diese selbst zu verherrlichen, nicht Worte genug finden. Hätte sich Constantin diesem Eindruck nicht ganz überlassen, so würde er an dem alten Doctor eine gewisse Befangenheit wahrgenommen haben, die allmälig schwand, je mehr der Sohn die Vorzüge seiner neuen Bekanntschaft pries. Der Tag verging ohne neue Anknüpfungen zu bringen, aber nicht ohne daß Constantin das Haus bereits ausgeforscht hätte, welches von den Damen schon mit dem Hôtel vertauscht worden war. Um zehn Uhr Nachts umschlich er noch wie ein Dieb das Gartengitter der kleinen Villa. Verlorne Töne eines Liedes, von einer Frauenstimme gesungen, drangen bis zu ihm, er konnte es sich nicht verwehren ein Mauerstück zu besteigen, um in die Fenster des niedern Stockwerkes zu spähen. In demselben Augenblicke ging eine Thür des Hauses auf und man faßte nach ihm mit den barschen Worten: „Was wollen Sie hier?“

Im Licht der Reverbères stand die hohe Gestalt eines Mannes vor ihm, dessen herrische Miene bei dieser Frage die vornehme Eleganz seines äußern Wesens noch erhöhte. Constantin sprang von der Mauer herab und sagte unbefangen: „Ich bin der Doctor Catolin. Ich wurde heute zu den Damen beschieden, die jetzt hier wohnen, wegen einer kleinen Brandverletzung. Nun wollte ich sehen, ob ich so spät den Besuch noch wiederholen könnte, ob noch Jemand wach ist.“

„Ach, Sie sind der Doctor,“ versetzte nun der Andere lachend, „Cäcilie ist ganz wohl. Sie werden aber morgen ganz gewiß zur Tante berufen werden.“ Und ein unterdrücktes Gelächter pfiff bei diesen letzten Worten durch seine Zähne.

„Sie haben wohl Frau von Dorwall noch nicht gesprochen?“ fuhr er fort, „nun wir werden uns dort kennen lernen und es wäre gut, wenn wir uns auf diese Begegnung jetzt schon vorbereiteten. Mein Name ist Theophil von Ewerhart; wenn es Ihre Zeit erlaubt, so wollen wir in meinem Hotel zusammen das Souper einnehmen.“

Constantin begleitete mit geheimer Freude den Mann, den er in seinem Innern trotz mancher Zwischengedanken, die der fernen Sara galten, schon als seinen Nebenbuhler betrachtete. Aus den Reden Ewer-

hart's wollte er entnehmen, wie weit er seine Rivalität zu fürchten habe und ob er sich der Zuneigung Cäciliens rühmen könne.

Beim kräuselnden Rauch der Cigarren, der die Zungen noch gemüthlicher löset, als es in früheren Zeiten die Flasche vermochte, theilte Ewerhart dem jungen Rechtsgelehrten beinahe alles mit, was dieser schon durch Cäciliens Andeutungen erfahren hatte, nur daß er jetzt die Unredlichkeit dieses Mannes deutlicher erkannte, da er dieselbe ziemlich ungenirt zur Schau trug. Er wollte den vermeintlichen Arzt bereden, der Comödie der Frau von Dorwall mit imponirender Strenge entgegen zu treten und ihr die Fortsetzung als wirklich gefährlich für ihr Leben darzustellen.

„Wie kann ich das versprechen?" entgegnete Constantin, „vielleicht ist sie in der That krank, ich habe sie noch nicht gesehen."

Ewerhart schwur, daß er die Posse auf den ersten Augenblick durchschauen werde und erging sich in weiteren vertraulichen Mittheilungen. Als Constantin spät nach Mitternacht von ihm schied, war ihm das ganze innere Wesen dieses Mannes so durchsichtig geworden, als ob er Jahre lang mit ihm gelebt hätte.

Ewerhart mochte vierzig Jahre alt sein und

mußte wenigstens die Hälfte dieser Lebenszeit mit dem frivolen und aufreibenden Treiben des reichen Wüstlings erfüllt haben. Nun pekuniär nicht minder als physisch vollkommen verwüstet, war er in jedem Sinne ein ruinirter „Löwe" und war dies schon als er sich Frau von Dorwall zuerst näherte. Eine reiche Heirath sollte ihm wieder emporhelfen und so sah er Anfangs über die ihm nicht sympathische Persönlichkeit Leontinens hinweg und war bereit sich die schwere Bürde aufladen zu lassen, die um so leichter wog, je mehr sie mit Gold belastet war. Das erste Zusammentreffen mit Cäcilien änderte diesen Einfluß. War ihr Vermögen bedeutend geringer als das der Tante, so hatte sich Ewerhart doch noch genug von der Poesie seiner eigenen Jugend gerettet, um Cäcilie, wegen ihrer persönlichen Vorzüge, ihrer Grazie und Schönheit, schwerer in die Wagschaale seiner Wahl fallen zu lassen. Jetzt aber war er zu einem Punkt der Bedrängniß gekommen, der seiner Gläubiger willen eine Entscheidung unerläßlich machte. Ja, wenn er es recht bedachte, so war selbst Cäciliens Vermögen nicht mehr ausreichend für seine Lage, nur Frau von Dorwall konnte einen glänzenden Umschwung seiner Verhältnisse herbeiführen. Und doch erregte ihm die Vorstellung unüberwindliches Grauen, sich für immer an diese eitle und launenhafte Frau zu

fesseln, der trotz ihrer erheuchelten Krankheit noch eine ziemliche Anzahl von Lebensjahren beschieden sein mochte.

Constantin erbat sich des andern Morgens unter nochmaliger Versicherung, daß es sich nur um einen Scherz handle, von seinem Vater genaue Auskunft über die Fragen, die an einen Leidenden, von der Art wie Frau von Dorwall sein wollte, zu richten wären. Noch während des Vormittags wurde er in das Haus der Wittwe gerufen. Er fand Leontine, Cäcilie und Ewerhart im Salon und wurde von dem letztern mit freundschaftlichen Worten, von Cäcilie mit vielsagendem Blick, von der Hausfrau mit der schmachtenden, lamoryanten Miene empfangen, die ihr durch die öftere Wiederholung ähnlicher Scenen zur Gewohnheit geworden war. Am Tage und in der Gesellschaft der Damen erschien ihm Ewerhart gemessener, eleganter und zugleich verführerischer, als am vorigen Abend, und er dachte mit einer schmerzhaften Empfindung daran, wie gerade Männer gleich Ewerhart, die eine wüste, erfahrungsreiche Vergangenheit hinter sich haben und alle Saiten anzuschlagen wissen, einen oft unwiderstehlichen Zauber gleich dem Schlangenblick auf junge und unschuldige Geschöpfe üben. Und so wenig Ewerhart bedacht gewesen, seine Lage, seine Absichten und Pläne dem errathen-

den Scharfsinn des Advokaten zu entziehen, so hatte er doch über die eigentliche Natur seines Verhältnisses zu Cäcilien und ihrer Stimmung für ihn nichts durchblicken lassen.

Sowohl das junge Mädchen als Ewerhart schienen zu erwarten, daß Constantin der absichtlich eingebildeten Kranken jedes Mittel fernerer Täuschung entschieden aus den Händen winden werde. Wie groß war daher ihr Erstaunen als Constantin, nachdem er alle nöthigen Fragen gestellt und die Antworten aufmerksam angehört hatte, bedenklich den Kopf schüttelte und mit schonender Umschreibung zwar, aber mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit erklärte, daß das gefürchtete Uebel allerdings vorhanden sei und eine ebenso schleunige als entschiedene Behandlung erfordere, wenn nicht die höchste Gefahr für das Leben der Kranken eintreten sollte.

Was nur immer der Verwunderung an großen Augen und erstarrten Mienen zu Gebote stehet, das spiegelte sich in den Gesichtern Cäciliens und Ewerhart's. Ganz anders aber war der Eindruck dieser Erklärung auf Frau von Dorwall selbst. Sie wurde weiß wie ein Gespenst, ihre Züge verzerrten sich fast. Constantin selbst erschrack über diese Wirkung seiner Worte. Nach einer Pause allgemeiner Bestürzung ersuchte Frau von Dorwall den falschen Doctor sich

in ihr besonderes Zimmer zu bemühen. Constantin folgte ihr, nicht ohne geheime Angst was die nächsten Folgen seines zwar früher überlegten, aber doch immer kühnen Verfahrens sein könnten.

„Ist es möglich Doctor!“ rief sie kleinlaut, sobald sie mit ihm allein war, „ist es möglich, es stünde so ernst mit mir! Davon habe ich keine Ahnung gehabt. Ueberlegen Sie doch noch einmal, vielleicht habe ich mich selbst geirrt in den Symptomen, die ich Ihnen angab.“

Constantin wiederholte fest das Gesagte und wenn das Leiden auch nicht von der Art sei, wie die Kranke selbst vermuthet habe, so wäre doch der Keim eines höchst gefährlichen Uebels in ihr verhanden, der jedoch, wie er mit Zuversicht wisse, durch ein strenges Regime, dem sie sich nun zu unterwerfen habe, binnen kurzer Zeit noch erstickt werden könnte.

So sehr war Leontine daran gewöhnt, was sie bewegte zur Schau zu stellen, daß sie selbst, ohne voraussetzen zu können, daß der fremde Mann vor ihr sie verstehen werde, ausrief: „O, ein unterdrücktes Gefühl ist ein nagender Wurm, ich wußte es wohl, mein Herz bricht!“

Sie fügte jedoch in demselben Athem die Frage hinzu, ob ihr der Tanz verboten sei, und ob sie sich in der Toilette durchaus an warme und geschlossene

Kleider halten müsse; auch ihre Parfüms legte sie vor und wollte wissen, welche die unschädlichsten wären.

„Gnädige Frau," sagte Constantin sehr ernst, „wenn ich von einem strengen Regime sprach, so meinte ich nicht äußerliche Entbehrungen, die für eine immense Seele wie die Ihre nichts Schreckliches haben. Was ich verlange ist ein psychologischer Prozeß, in welchen sich zu finden für ein zartfühlendes Gemüth viel schwerer ist. Das wesentliche Heilmittel für Sie liegt nicht in der Apotheke, sondern in Ihnen selbst, es heißt: ungetrübte Heiterkeit. Um Ihre Krankheit aus der Brust zu treiben, müssen Sie dieselbe vor Allem aus dem Sinne schlagen. Sie dürfen nicht davon sprechen, nicht daran denken. Seien Sie lebenslustig, vergnügt, guter Dinge; hauptsächlich lassen Sie vor Anderen kein Uebelfinden merken, erlauben Sie nicht einmal eine Erkundigung nach Ihrem Zustand. Heiterkeit ist das Erste, womit die Kur beginnen muß; um diesen Preis will ich Ihnen sogar manche äußerliche Genüsse gestatten, die Ihnen sonst nicht zuträglich wären. Ich werde Sie oft besuchen und schon heute Abend das weitere verordnen. Hegen Sie die beste Hoffnung."

Constantin empfahl sich und breitete erst als er am Ausgang des Vorgartens war, die ernsten Doctor-

falten seines Gesichts auseinander, um seiner natürlichen und diesmal gesteigerten Fröhlichkeit ungehinderten Ausdruck zu lassen. Hatte er sich doch jedenfalls das Recht erworben, Cäcilien zu sehen, so oft er wollte. Er durfte sie unerwartet schon in diesem Augenblicke wiedersehen. Sie war ihm nachgeeilt und Spuren vergossener Thränen in den schimmernden Augen fragte sie ihn, ob es in Wahrheit so traurig stehe mit ihrer Tante und sie durch ihren Unglauben vielleicht dazu beigetragen habe, das Uebel zu vernachlässigen. Sie erschien eben so rührend als reizend, während sie sprach.

„Wollen Sie versprechen zu schweigen," sagte Constantin, „so will ich Ihnen die volle Wahrheit geben, aber schweigen gegen Jedermann."

Sie reichte ihm die weiße Hand mit dem Ernst eines Gelöbnisses. Er mußte wohl viele Wichtigkeit auf ihr Versprechen legen, weil er diese Hand so eilig ergriff und so lange festhielt. „Beruhigen Sie sich," sagte er dann, „und wenn Sie bemerken, daß Ihre Tante nicht mehr klagt und seufzt, ihr Herz nicht mehr brechen fühlt, daß sie nicht mehr Bonbons und Thränen verschluckt, kurz das ganze lästige Spiel aufgiebt, dann suchen Sie zu errathen, ob meine Anzeige einer vorhandenen Krankheit nicht vielleicht schon eine Heilung war."

Cäcilie sann einen Augenblick nach und lächelte dann. Es war das Gesicht eines Kindes, welches jener berühmte Maler mit einem einzigen Pinselstrich aus einem weinenden in ein lachendes verwandelte. Auch nur bei kindlichen Menschen bewirkt das Leben diese Verwandlung mit der gleichen lieblichen Schnelligkeit. Fast ohne Abschied eilte Cäcilie in das Haus zurück und Constantin empfand die Vertraulichkeit dieses abschiedslosen Verschwindens wie einen Liebesgruß. Er entfernte sich, plötzlich sehr ernst gestimmt.

„Und dies klare, offene und zarte Geschöpf sollte sich von der übertünchten Rohheit eines Ewerhart angezogen fühlen?" sagte er sich. „Unmöglich! Ich weiß nicht, warum sich dieser Mensch sträubt die Dorwall zu nehmen. Sie ist ganz wie er, eitel, künstlich-jung und von Grund aus unwahr. Cäcilie wenigstens soll er nicht bekommen und müßte ich ihn mit der ersten besten Arzneiflasche meines guten Vaters vergiften. Zu etwas soll mein medicinisches Gastspiel doch gut sein, nous verrons." Er schrack ein wenig zusammen, als sich in demselben Augenblicke Ewerhart in seinen Arm hing. „Schenken Sie mir reinen Wein ein," sagte dieser, „die Alte ist wirklich so schlimm, wie Sie zu verstehen gaben? Im Ernste Doctor?"

Ein eigenthümlich frivoles Lächeln spielte dabei

um seine Lippen, er gab sich Mühe es mit der Hand zu verbergen indem er den Schnurrbart strich. Constantin antwortete nicht und gab sich nicht den Schein dies Lächeln bemerkt zu haben.

„Man müßte die Erbin unterrichten davon, eine verheirathete Schwester mit fünf Kindern. In ein so großes Vermögen müßte jetzt schon einige Ordnung gebracht werden. Aber ich will hoffen, Doctor, Sie sehen zu schwarz, es wird so arg nicht sein.“

Bei dem Tone, mit dem Ewerhart diese Worte herausstieß, als ob er einen Widerspruch mehr wünschte als fürchtete, zuckte ein Gedanke gleich einer Inspiration durch das Gehirn Constantin's. Er blieb stehen, legte die Hand auf Ewerhart's Schulter und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Sie sind ein Mann, Herr von Ewerhart! Sie werden eine üble Nachricht gefaßt anhören können. Es ist durchaus nothwendig, daß Jemand aus der nächsten Umgebung der Frau von Dorwall ihren wahren Zustand kenne. Sie sind ein vertrauter Freund des Hauses. Nun denn, so wahr ich Arzt bin, so gewiß als ich jener Doctor Catolin bin, dessen sicherer Blick bei gefährlichen Krankheitsfällen weltberühmt ist, der Zustand der Frau von Dorwall ist von der Art, daß sie nicht anderthalb Jahre mehr zu leben hat.“

Aus den Augen Ewerhart's schoß beim Anhören

dieser Worte ein diabolischer Blitz. Die Betrübniß, welche seine Miene ausdrücken sollte, verzerrte sich zu einem unheimlichen Grinsen. Er eilte rasch davon, er wollte nicht verrathen, daß er die Gewalt über seine Züge verloren hatte. Constantin sah ihm nach und lachte laut, als er ihn nicht mehr sehen konnte.

Noch am selben Tage verlobte sich Theophil von Ewerhart mit Leontine von Dorwall.

Constantin's erste Bewegung, als er des Abends diese Nachricht vom Brautpaar selbst erfuhr, war ein Blick auf Cäcilien. Ein einziger Blick genügte, auch um zu erkennen, daß es hier kein fröhlicheres und beglückteres Herz gab, als das an dem geschlossenen Bunde unbetheiligte des jungen Mädchens. Constantin selbst war über diese Wahrnehmung so erfreuet, daß er sich gewaltsam fassen mußte, um mit Ruhe die Mittheilungen anzuhören, die ihm gemacht wurden. Frau von Dorwall nämlich begann bald nach seinem Kommen eine heimliche Unterredung mit ihm. „Ich denke," sagte sie, „daß die Heiterkeit, die Sie mir anempfohlen haben, aus dem Herzen kommen muß, und darum habe ich mich nicht lange besonnen, meinem Herzen Genüge zu thun. Ich spüre nichts von meinem Uebel und denke nicht daran. Ist es so recht? Sind Sie zufrieden, und darf ich

hoffen, daß Sie mir ein gutes Prognostikon stellen?"

„Gnädige Frau," erwiederte Constantin lebhaft, „nur mein Zartgefühl hat mich gehindert, Ihnen schon heute Morgen eine beglückte Liebe, eine Heirath, als das sicherste Mittel anzuempfehlen. Betrachten Sie sich von diesem Augenblicke als vollkommen genesen."

„Sie sind der geschickteste, der liebenswürdigste Arzt," rief Leontine, „der mir jemals begegnete." Die Freude verschönte sie fast.

Emerhart trat jetzt hinzu und zog Constantin in eine Fensternische. „Ich habe keine andere Aufgabe mehr," sagte er, „als die letzte Lebenszeit der theuern, vielgeliebten Freundin zu verklären und wenn ich unser beiderseitiges Glück betrachte, so glaube ich, es wird Ihre Vorhersagung aus dem Felde schlagen, Doctor, und die Arznei sein, die Sie nicht zu finden vermögen."

Constantin beeilte sich die Achsel zu zucken, mit der Miene einer traurigen Resignation, welche doch durch kein Wort den schönen Traum eines Andern stören möchte. Emerhart dankte ihm für diese Entmuthigung mit einem warmen Händedruck.

„Ich würde Ihnen rathen die Heirath möglichst zu beschleunigen," flüsterte Constantin, „bevor ein Zustand eintritt, in welchem Frau von Dorwall selbst sich zu keinem wichtigen Schritt mehr fähig fühlen

sollte, das heißt, wenn Sie überhaupt noch geneigt sind —".

„Sie haben Recht, ganz Recht!" unterbrach ihn Ewerhart lebhaft und begab sich sogleich zu Leontine, mit der er heimlich sprach. Während Constantin sich mit Cäcilie unterhielt, trat das Brautpaar hinzu und zeigte den Entschluß an, schon am nächsten Morgen abzureisen. Der junge Doctor hatte dies beabsichtigt, er mußte fürchten, daß der nächste Zufall ihm seine ärztliche Maske entreißen könne und die eingeleitete Rettung Cäciliens, aus den Klauen des Elenden, könnte mit einem Schlag mißlungen sein. Dennoch empfand er es als schweres Opfer sich so rasch von dem holden Eindruck zu trennen, den jede Bewegung des Mädchens in ihm erneuerte. Er bestand darauf, daß die kleine Familie nach geschlossenem Ehebund hierher zurückkehren müsse, um die unterbrochene Kur Ewerhart's fortzusetzen und auch für Cäcilie schiene ihm der Gebrauch der Quellen sehr zuträglich zu sein.

„Und wäre es auch nur um den besten aller Aerzte wieder zu sehen, der mit Worten und Gefühlen heilt," rief Leontine, ihm freundlich die Hand reichend; „wir behalten das Haus, in welchem wir uns gefunden haben, auch wir, Theophil."

Der alte Doctor Catolin bemerkte im Laufe der nächsten zwei Monate trotz der vielfachen ärztlichen

Beschäftigungen, die ihn in Anspruch nahmen, doch deutlich genug: einen stets wachsenden Tiefsinn an seinem sonst so fröhlichen Sohne. Er hegte keinen Zweifel, daß dies in Folge des medicinischen Gastspiels sei, welches er dem Advokaten gestattet hatte, und wurde nach und nach selbst unruhig darüber, je beklommener ihm Constantin erschien. Dieser knüpfte keine neuen Bekanntschaften an, streifte Tage lang in den Wäldern umher und verhielt sich stumm und leidend. Den alten Doctor bekümmerte dies um so mehr, als er ebenfalls etwas gegen den Sohn auf dem Gewissen hatte, was er so lange nicht gestehen wollte, als er die Wirkung nicht berechnen konnte, die es auf Constantin's trübseligen Zustand haben werde. Wäre die Ursache desselben blos Sehnsucht nach Sara und das vergebliche Erwarten ihres Intendanten gewesen, so hätte Constantin nicht so hartnäckig darüber geschwiegen. Sein Herz schien vielmehr in einer Krise befangen, die man ohne äußeres Eingreifen ihrem natürlichen Verlauf überlassen mußte. Er arbeitete nicht an juridischen Schriften, wie er sich es vorgesetzt hatte, er stöberte nicht in den alten englischen Gesetzbüchern, die er mitgebracht hatte, dafür versenkte er sich täglich mit großer Aufmerksamkeit in die erscheinenden Fremdenlisten. Zwei Monate waren vergangen.

Eines Morgens wollte er zu besonders früher Stunde an dem Hause vorübergehen, das Cäcilie und ihre Tante bewohnt hatten. Er machte täglich mehrere Male diesen Weg. Diesmal sah er aus der Ferne schon zu seinem Erstaunen die Gitterthür offen, die seit der Abreise der Bewohner geschlossen geblieben war. Er trat näher, Cäcilie stand im Vorgarten.

Mit einem Schrei der Ueberraschung und des Jubels eilte er auf sie zu, sie empfing ihn so innig, so freudebebend, daß plötzlich tiefes, unaussprechliches Glück in sein Gemüth einzog. Ewerhart und Leontine waren vermählt. Cäcilie war mit ihnen den Abend früher angekommen. Als die erste Bewegung Beider sich beschwichtigte, sah Constantin die ausdrucksvollen Züge des jungen Mädchens von Kummer wie von einem Schleier bedeckt, den das Wiedersehen nur für einen Augenblick zerrissen hatte. Bald hatte er die Ursache erforscht. Ewerhart bezeugte ihr eine Neigung, welche ihr eben solches Entsetzen als der Charakter des Menschen selbst einflößte, der in halben Andeutungen davon sprach, daß er Leontinens baldiges Ende erwarte. Er hatte einen Heirathskontrakt durchgesetzt, nach welchem die beiden Gatten sich gegenseitig zum einzigen Erben einsetzten und er verhehlte Cäcilien nicht, daß dieser Kontrakt der einzige Zweck war, der ihn zur Ehe bewogen hatte.

Zum Glück durchschaute Leontine diesen Mann nicht, der so lange sie lebte, in pekuniärer Abhängigkeit von ihr, bemüht war, sie in günstiger Stimmung zu erhalten. Um so mehr jedoch litt Cäcilie, nach einem Mittel ringend, wie sie sich, allein und schutzlos der Nähe Ewerhart's entziehen und das Haus ihrer Tante verlassen könnte, ohne diese über das wahre Wesen ihres Gatten aufklären zu müssen.

In einem Sturm verschiedenartiger Gefühle suchte Constantin seinen Vater auf, um einen Helfer, Rather und Freund im entscheidenden Augenblicke an der Seite zu haben. Er erzählte ihm Alles. Der Doctor erschrak über die Posse, die Ewerhart gespielt worden war.

„Das ist eine gerechte Strafe für den Elenden," rief Constantin, „daß er sich für die Lebensdauer an das Weib gefesselt sieht, dessen Besitz er sich erheuchelte und das dennoch glücklich ist an seiner Seite zu leben. Mit seiner Miene, wenn er die Wahrheit erfährt, daß seine Frau in blühendster Gesundheit mehr Jahre vor sich hat als er selbst, will ich meine Rache sättigen, daß er an Cäcilie zu denken wagte."

„Und Du selbst," sagte der Doctor, „darfst Du es wagen an sie zu denken, nachdem Du mit Mistreß Sara — —".

„Romeo hat Rosalinde geliebt, oder zu lieben

geglaubt, bevor er Julia kannte. O, mein Vater! Glauben Sie wirklich, daß ich um ein Wort, das nun sinnlos geworden ist, zu halten, Sara aus ihren Verhältnissen reißen darf, mich selbst zum Opfer bringen muß, ohne daß Eines von uns dadurch glücklich wird?"

„Und was willst Du ihrem Intendanten sagen wenn er endlich eintrifft?"

„Die Wahrheit! Aber welche Pein, o wäre ich darüber schon hinaus! Und wird Sara sich nicht tödten, wird sie nicht das unglücklichste Geschöpf dieser Erde sein und ihren Weg zum Grabe mit Flüchen gegen mich bedecken?"

„Vanitas vanitatum! So wisse denn, der Intendant war längst hier, und ist längst wieder fort, und Du bist jeder Verpflichtung gegen diese zur Vernunft gekommene Frau los und ledig."

„Wie ist das möglich!"

„Sehr einfach! Während Du an meiner Stelle Arzt warst, bin ich mindestens mit eben so viel Glück an Deiner Stelle Advokat gewesen. Der Intendant begnügte sich mit der Ueberzeugung, daß ich Doctor Catolin bin, über Dein Aeußeres hatte er keine Instruktionen. Er brachte Papiere und Briefe.

Nachdem ich Alles mit dem Entschluß durchflogen hatte ein so unseliges Verhältniß zu zerreißen,

diktirte ich — um mich nicht durch eigene Schrift zu verrathen — dem Intendanten eine Antwort in die Feder, die so beschaffen war, wie Du jetzt antworten würdest."

„Und er, was sagte er?"

„Sobald er verstand, worauf ich hinaus wollte, drückte er mir beide Hände und hätte mich umarmt, wenn dies einem Engländer möglich wäre. In seiner Freude vertraute er mir, daß er den geheimen Auftrag hatte, mich, d. h. Dich, von dem Gedanken allmälig abzubringen, Sara werde sich von ihrem Manne scheiden, daß sie dazu keineswegs Muth und Lust habe und was sie in dieser Beziehung versprach, war nur die äußerste Consequenz eines Spieles, welches feige und schwache Weiber unserer verderbten Zeit so gerne zum Besten geben. Es macht so interessant, unglücklich vermählt zu scheinen, und man mag im Herzen mit aller prosaischen Gewöhnlichkeit des Ehemannes vollkommen einverstanden sein, die scheinbare Opposition dagegen kleidet so gut. Das Alles entnahm ich theils den Briefen, theils den Mittheilungen des Engländers, als das wahre Wesen Deiner Geliebten. Und feig in jedem Sinne hatte sie auch nicht den Muth, Dir die Wahrheit zu sagen; sie überließ es ihrem Boten, Dich auf ihren Mangel an Ernst und Liebe vorzubereiten, und er fürchtete nur, ich

könnte mir ein Leid zufügen. Ich versicherte ihn, daß ich eine robuste Natur habe."

Unbeschreiblich war das Glück Constantin's als er an demselben Tage Cäcilien mit seiner Hand das Mittel anbieten konnte, der Nähe Everhart's sich zu entziehen und das Haus ihrer Tante zu verlassen. Cäcilie gestand, daß sie in den verwichenen zwei Monaten selbst Everhart's Verhalten nicht so schmerzhaft empfand, als die Sehnsucht nach Constantin. Dieser führte ihr, nachdem er es seinem Vater überlassen hatte, bei den Neuvermählten sich als den wahren Doctor Catolin vorzustellen und von Everhart's Empfindungen darüber Zeuge zu sein, so weit sie sich in seinen Mienen verriethen, den würdigen alten Herrn als den Brandstifter vor, der mittelst einer unvorsichtig gerauchten Cigarre den ersten Anlaß gab, daß sich zwei Herzen für einander entzündeten.

Die Verblühte.

Weihnacht wird zweifach begangen; von den Kindern im erleuchteten Zimmer mit Jubel und Entzücken, von manchen Erwachsenen im stillen Winkel der Seele mit Wehmuth und Klage. Die Eremiten wohnen nicht mehr im schönen Wald, in ungestörter Selbstbeschauung, auf den Umgang mit lieblich gedeihenden Pflanzen und mit dem fromm blickenden Reh beschränkt. Die wahren Eremiten unserer Zeit leben mitten in der Gesellschaft, der sie die magere Nahrung mit viel härterer Mühe abringen müssen, als der andächtige Waldbruder nöthig hatte, um sie der Natur abzugewinnen. Wer sich in die Einsamkeit begeben kann, dem wird die äußere Menschenlosigkeit zu einer harmonischen Gesellschaft seiner inneren Verlassenheit. Wahrhaft allein ist nur, wer, mitten in der Menge, täglich von Tausenden, die ihm begegnen, stillschweigend erinnert wird, daß er mit Keinem einen Zusammenhang hat, weder durch den Kitt des Blutes, noch

durch die Wahl des Herzens, noch durch die Anordnung des Schicksals.

Wir erkaufen uns um diese Zeit durch Geschenke an die unglücklichen Familien der Armen das Recht, uns mit gutem Gewissen des eigenen auf Wohlstand gegründeten Familienglückes zu erfreuen. Wir lindern den Hunger und den Frost des Leibes. Was in den Kaufläden ausliegt, um für Geld eingetauscht zu werden, das senden wir in die Hütten, die wir nie betreten, das schenken wir armen Kindern, die uns niemals vor Augen kommen. Aber mit unsern Lebenskreisen mannigfach verschlungen, in Gestalt von Leuten, die uns täglich begegnen, die wir beschäftigen und die wir genügend bezahlen, umwandeln uns Hunger und Frost der Seele, ohne daß wir sie wahrnehmen. Denn solcher Hunger hat irdisch Brot nicht zu entbehren, solchem Frost fehlt es nicht an einem ganzen und warmen Gewande. Wie sollten wir von Klagen wissen, die wir niemals vernehmen? Denn die wahre Wohlthätigkeit ist ein langsames und mühevolles Geschäft; sie läßt sich nicht völlig erledigen mit einem raschen Griff in den gefüllten Sack; sie wird nicht vom Unglück aufgesucht, sondern das Unglück von ihr; sie ist schwer und leicht zu üben: schwer, weil sie das Menschenherz kennen, seine Räthsel errathen, seine Irrthümer auflösen muß; leicht, weil sie in diesem Falle Jeder-

mann, auch der Aermste üben kann, da eben jenes Aufsuchen, Errathen und Verstehen die beste, die einzige Gabe ist, die von ihr gefordert wird.

Allein auch die sinnreichste Wohlthätigkeit vermochte nicht immer den Eremiten in der Gesellschaft den rechten Weihnachtsbaum anzuzünden, denn sie könnte die Gräber von tausend unwiederbringlichen Hoffnungen nicht sprengen, die in solchen Seelen zum unsichtbaren Kirchhof aneinander gereiht sind. Das Treibhaus bringt die seltensten Gewächse hervor, aber unmöglich ganz dasselbe grüne Reis, das ein Lenz, der vor vielen Jahren blühte, hervorgebracht hat. Mit wunderbaren Erfindungen behängt die Industrie den Baum, aber sie kann vergilbten Papierblättern nicht die Frische und die Ueberzeugungskraft mittheilen, als ob die Worte, die darauf ständen, erst am heutigen Tage empfunden und geschrieben wären. Und eben Weihnacht erweckt die Sehnsucht nach denselben Freuden, welche Kindheit und Jugend verlangen. Kindheit und Jugend aber sind nicht vergänglich, wenn sich daran eine beglückte Existenz reiht, in der sie ihren besten Inhalt weiter entwickelten, wie der Duft der Blüthe nicht mit dieser vergeht, sondern aus der gesunden reifen Frucht wieder herauszufühlen ist. Nur wenn das Geschick der naturmäßigen Bestimmung hemmend entgegentrat, dann setzt sich das Alter un-

mittelbar an die Jugend an und von dieser bleiben nur Dornenhecken zurück, stechende Mahnungen, daß Rosen hätten blühen sollen.

In England, wo die Weihnachtszeit mit dem liebreichsten Eifer begangen wird, wo das so hoch geschätzte Leben am häuslichen Herd von der Weihnacht gleichsam die Weihe für das übrige Jahr erhält; in England müssen die erwähnten Eremiten der Gesellschaft, deren es in London zu vielen Tausenden giebt, ihre Verlassenheit am schmerzlichsten empfinden, je enger sich der Familienkreis abschließt, je mehr man dort mit Geld Alles gethan zu haben der Meinung ist und je unbedachter man dort über eine schwankende soziale Stellung urtheilt, geneigt, darin eher die Folge einer Schuld als eines Unglückes zu sehen. Namentlich ist es die governess, die Lehrerin, die Stundengeberin, an welcher sich diese nationale Schroffheit, die selbst das Element weicher hingebender Familienliebe mit einer Hülle von Egoismus umgiebt, am härtesten bewährt.

Wie rennen sie den ganzen Tag, diese arme Lehrerinnen, Noten oder Bücher schleppend, stets Sklaven der Sekunde, stets besorgt, einen Omnibus, ein Themseschiff nicht zu versäumen. Mit den Spuren der Hast und der Aufgeregtheit in ihrer Stimmung, in ihren Zügen, so freundlich sie diese zu gestalten suchen,

fallen sie als meist unerquickliche Erscheinungen in die ruhigen Existenzen vornehmer und reicher Misses hinein, die nichts zu thun haben, als zu sorgen, wie sie etwas zu thun bekommen, das Bewegung, Leben, Aufregung mit sich führte. Ungern wird die Lehrerin, die verkörperte Pflicht des Stillesitzens, des Lernens gesehen, ja ihr Gesicht, an das sich so unangenehme Eindrücke knüpfen, würde die Festfreude nur stören. Und Weihnacht soll eine Zeit ungetrübter Freude sein.

Eine solche arme Seele war es, die abgelohnt am heiligen Abend in einem Londoner Fegefeuer saß, mit einem Herzen voll Liebe in ungemünzten Goldbarren, die — nicht zu verwerthen — als schwere Bürde auf ihr lasteten.

Die arme Arabella, sie war nicht dazu geboren und erzogen, in einsamer Kammer das Fest traulichen Familienlebens zu verdämmern. Ihr Vater, ein wohlhabender Mann, hatte es ihrer Kindheit nicht am Wohlbehagen des täglichen Lebens, nicht am Ueberfluß der festlichen Zeiten am häuslichen Herde im Kreise der Lieben fehlen lassen. Freilich hatte sie schon sehr früh in einem Stücke sich verkürzt gesehen, doch hatte sie das in dunkelm Drange kaum gespürt, und war erst dann sich selber klar darüber geworden, als sie in späteren Jahren Grund gefunden, mit Wehmuth an ein verlorenes Paradies zurückzudenken, dessen

Unbehagen eben nur ein Muttermal auf einem verklärten Antlitz gewesen. Die Mutter war ihr nämlich früh gestorben, zu früh, um das Kind den Verlust in seinem vollen Umfange empfinden zu lassen. Die leere Stelle war besetzt worden, am Herde wie im Herzen, und Arabella hatte erst im Verlauf der Jahre allmälig gefühlt, um später erst klar zu erkennen, daß sie dem Gesetze nach eine Stiefmutter, in der That aber einen Stiefvater bekommen. Der Vater zog die Frucht der zweiten Ehe, ebenfalls ein Mädchen, der älteren Tochter vor. Nach dem Tode der Stiefmutter wäre Arabella darüber leicht zur Erkenntniß gekommen, hätte damals nicht jene süße Verpflichtung schon in ihrem Herzen gewurzelt, welche nach dem göttlichen Gebote, die Liebe zu Vater und Mutter auf den zweiten Plan zurücktreten heißt.

Arabella war, wenn auch nicht förmlich verlobt, doch Braut in ihrem Herzen, in den Augen der Familie, im Bewußtsein ihres lieben Francis. Nichts fehlte mehr als der Segen des Vaters. Da starb der Vater plötzlich, wenn auch nicht unvorbereitet für die lange Reise, von der Keiner wiederkehrt, denn in seinem Schreibpult fand sich ein Testament. In diesem Testament hatte der Erblässer im vollsten Umfange vom Recht des Britten Gebrauch gemacht, nach Gutdünken über sein Vermögen zu verfügen. Betty war

zur Erbin erklärt, Arabella sah sich mit einer armseligen Summe abgefunden.

Francis war ein echter rechter Sohn seiner Zeit. Für die Liebe verlangte er ein Herz, für das Haus eine Grundlage von gesichertem Besitz, der ihm selber fehlte. Er war Kaufmann. Handelsverbindungen hatten ihn zuerst in's Haus geführt. Des alten Herrn Testament zerriß die zarten Hoffnungen seines Herzens, nicht aber das zähe Blatt seiner Berechnung. Er wurde in der That des Todten Schwiegersohn, doch hieß die junge Frau Betty, nachdem die Erkorene lange Zeit Arabella geheißen.

Schmerzliche Kämpfe hatte es gegeben, deren Pein, Wunden und Jammer nur Gott der Allmächtige im vollen Umfange kannte. Mit dem Stolze der Entrüstung hatte Arabella den Treulosen eines Wortes entbunden, das seine Seele ihr gegeben und der Mund auszusprechen sich weigerte. Aus dem Hause der Schwester war sie geflohen; den Vorwand dazu vor dem eigenen Bewußtsein hatte ihr eine unbedachte Aeußerung Betty's gegeben, worin diese möglicher Weise in halbbewußter Eifersucht — von alter Liebe gesprochen, die nicht roste. Der eigentliche Grund der Trennung lag wohl im Gefühle der Demüthigung, welcher ihr der Anblick eines Familienglückes uner-

träglich machte, dessen Mittelpunkt zu werden ihr schönster Traum gewesen.

Arabella hatte alleinstehend die Gaben ihrer sorgfältigen Erziehung zu verwerthen gewußt. Sie gab Unterricht in Musik, in fremden Sprachen, im Zeichnen, und gewann damit seit sechs Jahren das tägliche Brot. Indessen war es ihr nicht gelungen, sich als Mitglied, wenn auch nur als dienstbares, in einem Familienkreise einzubürgern; im Anbeginn war sie zum Versuche zu stolz gewesen, und später hatte sich keine Gelegenheit mehr gefunden.

Jetzt war sie verblüht, — nicht alt, denn sie zählte noch nicht dreißig Jahre, aber gealtert, eine zarte Pflanze, welche der milde Thau der Theilnahme, der Sonnenschein befreundeter Umgebung fehlte. Ein Sonnenstrahl, ein lindes Lüftchen hätten wohl die Rosen ihrer Wangen neu geröthet und die Züge ihres trübseligen Antlitzes wiederum straffer angespannt.

Ihr Herz war nicht alt geworden; denn auch die Liebe zum Manne hatte sich im Verlaufe der arbeitseligen und einsam trüben Jahre von jeglicher Schlacke irdischen Verlangens geläutert; um so inniger war die Sehnsucht nach liebender Theilnahme geworden.

Mit tiefer Demuth dachte Arabella in ihrer Verlassenheit daran, wie sie, hätte nicht ein berechtigtes Ehrgefühl sie in die kalte Welt hinausgetrieben, jetzt

am traulichen Herde verweilen könnte, liebend und geliebt von den Kindern, die — wenn nicht die ihrigen — doch ihr angehören konnten mit Herz und Seele.

Daran dachte sie, — und dennoch brachte die Reue in ihrer stolzen Seele auch nicht einmal in leisester Regung die Frage zur Sprache, ob sie nicht den angenommenen Namen von sich werfen und vor die Schwester hintretend sagen sollte: „Laß mich deiner Kinder Liebe theilen. Dieser Schatz wird ja durch Theilung nicht geringer."

Aber unaufhörlich dachte sie der Kinder, die sie niemals gesehen, an diesem Weihnachtsabend. In einem regen Verwandtschaftsgefühl liebte sie die ihr Unbekannten, und durfte sich bekennen, daß mit keinem noch so leisen Faden diese Liebe an die einstige Leidenschaft ihres Herzens geknüpft war. In die Tiefe ihres Gewissens mit unerbittlichem Auge hinabsehend, täuschte sie sich nicht, wenn sie den Ursprung dieser Liebe zu den ihr so nahen und so fremden Kindern in dem Gefühl erkannte, das sie an die Halbschwester band.

Aus der Wehmuth rang sie sich zum reinen Spiel der Phantasie empor. Konnte sie diesen Abend nicht verleben, wie es ihr Traum und nicht mehr ihr Hoffen war, so sollte doch kein fremdes Angesicht jenen

Traum verzerren. Sie blieb allein. Nur das Summen des Theekessels begleitete ihr Sinnen und unbewußtes Dichten. Sie gestaltete was auf Schrank und Tisch als kleine Zierde ihres bescheidenen home stand, zu Geschenken, und manche Kostbarkeit dieser Art, die sie für keinen irdischen Preis so leicht hingegeben hätte, sah sie im Spiel ihrer Gedanken von jubelnd ausgestreckten Kinderhänden ergriffen, und sah sie lächelnd zerbrochen und vernichtet werden. Sie plauderte, sie erzählte ein Mährchen, sie lachte endlich, und das geschah in der Lebhaftigkeit ihrer Vorstellung so laut, daß sie selbst es erschrocken vernahm. Und wie man aus dem Schlaf erwacht, sobald der Traum zu dem physischen Ausdruck des Weinens oder Lachens hinreißen will, so wurde sie auch jetzt aus dem wachen Traume durch den Ton ihres Lachens gerissen.

Wieder saß sie allein im verödeten Zimmer, bei Fremden zur Miethe — und sie erhob sich mit dem Gleichmuth, den die lange Gewohnheit eines selbst noch so unerfreulichen Zustandes giebt, um nach dem Wasser zu sehen, das sie zu lange hatte sieden lassen.

Schüchtern öffnete Mary, die Hausmagd, die Thür, eine halbe Krone in der Hand, die sie im Licht der Lampe funkeln ließ.

„O, Miß!“ sagte sie, „verzeihen Sie, ich habe eine große Bitte.“

Mary, die Hausmagd, war ganz Gehorsam, ganz Demuth. Nun war es ihr von Arabella streng eingeschärft worden, an diesem Abend Niemand bei ihr vorzulassen oder auch nur zu melden. Eine mächtige Versuchung mußte sie veranlaßt haben, das Gebot zu überschreiten, eine Versuchung, die vielleicht noch gewinnender als die halbe Krone vor ihren gutmüthigen Augen funkelte.

„O Miß!“ sagte sie — und sie begann fast jeden Satz mit einem O! das war der einzige Ausdruck, der ihren etwas unbestimmten Begriffen von Bildung Genüge that — „o Miß! Sie sehen mich so finster an, Sie haben gewiß errathen, um was ich bitte.“

„Es ist also Jemand da,“ erwiederte Arabella und bemühte sich ein Lächeln über die Angstgeberden der Magd zu unterdrücken; „es ist Jemand da, der Euch eine halbe Krone gegeben hat, damit Ihr ihn bei mir meldet. Und Ihr sagtet, daß mein Christgeschenk Euch beglücke, Ihr weintet dabei vor Freude, und nun verführt Euch dies Goldstück zu dem Undank, daß Ihr mir meine eigene Weihnachtsfreude stören wollt?“

„O Gott, Miß! Das Goldstück ist es nicht!“

schrie die Magd außer sich vor Verzweiflung und bemühte sich ihre Thränen ohne Hilfe der reinen, weißen Schürze abzutrocknen, die sie zur Feier des Abends umgenommen hatte. „O, nicht das Goldstück! Aber sie reden so lieb, so gut!“

„Ja, von wem sprecht Ihr denn, wer ist denn draußen?“

„O, es ist ein Herr und eine Dame.“

„Wer denn? Ist es Mr. Jeffry mit seiner Tochter?“

„O, nein! Die Namen kenne ich nicht, aber sie sind so lieb, so gut und sie sprechen von Ihnen, Miß, wie von einem Engel.“

„Ein Herr und eine Dame,“ sagte Arabella, mehr zu sich als zur Magd, und ein seltsames Gefühl freudiger Bangigkeit preßte ihr das Herz. Dann fragte sie laut: „Sind der Herr und die Dame verheirathet?“

Darüber verfiel Mary in einen sonderbaren konvulsivischen Lachkrampf.

„O nein! stöhnte sie, gewiß nicht! Das beschwöre ich! Verheirathet sind sie nicht!“ Das Lachen nahm kein Ende.

Arabella begann zu glauben, daß der Londoner Nebel bis in das Gehirn der Magd eingedrungen wäre.

„Sie sind nicht verheirathet,“ sagte sie, und schien darüber eine Enttäuschung zu empfinden. „Ihr wißt nicht, was sie wollen, sie sagen ihre Namen nicht und ich soll sie bei mir empfangen? Da muß ein Irrthum walten. Sagt Ihnen also —“

Den geheimnißvollen Besuchern schien die Zeit indessen lang geworden zu sein. Ein vernehmliches Klopfen an der Thür unterbrach Arabella's Rede. „Das ist doch in der That höchst sonderbar,“ rief Arabella laut und streng, so daß die Draußenstehenden es hören mußten. Wenn sie sich aber auch von diesen Worten hätten abschrecken lassen, einzutreten, es war zu spät. Mary riß die Thüre angelweit auf, und Arabella erblickte, was den verdrießlichen Ernst ihrer Züge augenblicklich in ein sonniges Lächeln verwandelte.

Ein Knabe von etwa fünf und ein Mädchen von etwa vier Jahren, das ihren Arm mit zierlichem Anstand in den seinen legte, standen an der Schwelle des Zimmers. Die Kinder waren über ihr Alter gekleidet, der Knabe erschien im schwarzen Frack, mit weißer Halsbinde und weißen Handschuhen, das Mädchen im Hut mit Schleier, die noch kurzen Haare mit möglichster Mühe zu Schmachtlocken gedreht, eine Uhr mit Kette im Gürtel der Seidenrobe. Es waren

putzige Zwerggestalten von einem Gentlemann und einer Lady.

Arabella durchzuckte eine Ahnung wie ein elektrischer Freudenschlag. „Ihr lieben Kleinen!“ rief sie und lachte nun laut, sie wußte nicht, ob aus innerer Lust oder über den Anblick der komischen kleinen Figuren; „Ihr lieben Kleinen, wie heißt Ihr und was was wollt Ihr bei mir?“

„Das ist mein Bruder, Sir John!“ sagte das Mädchen stolz und ernsthaft.

„Und das ist meine Schwester, Miß Lucy!“ sagte ebenso der Knabe.

Arabella nahm die Kinder an die Hand und führte sie an den Tisch, sich zwischen ihnen auf dem Sopha placirend, um ihre Züge gründlich zu studiren. So wenig deutlich entwickelt sind aber die Physiognomien der Kinder, daß sie in ihren Vermuthungen immer wieder irre gemacht wurde, wenn sie dieselben am meisten bestärkt glaubte.

Unter Liebkosungen fragte sie: „Wer hat Euch denn zu mir geschickt?“

Darüber erhielt sie von den kleinen Geschöpfen keine deutliche Auskunft, sie schienen die Fragen nicht zu verstehen. Arabella begnügte sich endlich, die Unterhaltung mit den Kindern, welche sie mit Eßwerk und allerlei Nippsachen betheilte, als das herzlichste

Weinachtsgeschenk zu betrachten, das ihr von anonymer Hand zugekommen, nach der sie nicht weiter forschen wollte. Mary ging ab und zu und las in den freundlichen Augen ihrer Gebieterin, daß sie die halbe Krone mit gutem Gewissen behalten dürfte.

Da sagte der Knabe endlich: „Miß Arabella, wir müssen Dir etwas erzählen.“ Er stieß dabei seine Schwester an: „Sprich du!“

„Nein,“ erwiederte das Mädchen, „du bist der Mann, du mußt anfangen.“

„Ja,“ sagte der Knabe, wir sind Mann und Frau und wir sind nicht so klein, wie Du uns hier vor Dir siehst, wir sind schon sehr groß, so groß! Aber wir kommen aus einem verzauberten Schloß, wo man uns in Zwerge verwandelt hat. Ich, der Mann, habe Dich vor vielen Jahren tief gekränkt, und seitdem Deinen Anblick vermieden. Ich wäre glücklich mit meiner kleinen Frau, wenn das Unrecht nicht wäre, das ich Dir that, und wenn Du mir nicht mit Recht grollen müßtest.“ — „Jetzt aber ist an dir die Reihe,“ fügte der Knabe, auf seine Schwester deutend, in seinem natürlichen Tone hinzu.

„Ich,“ begann das Mädchen, „trage auch große Schuld, obgleich ich Dich immer geliebt habe. Aber ich war jung unbesonnen und thöricht. Ich habe aber meinem Mann gesagt, daß er sein Unrecht nur

abbüßen kann, wenn er den Muth hat, Dir unter die Augen zu treten. Er schob es von Jahr zu Jahr hinaus. Jetzt aber können wir nicht mehr glücklich sein, wenn Du uns nicht liebst und wenn Du nicht zu unserer Familie gehören willst. Willst Du? Willst Du?"

Das Mädchen war bei den letzten Worten in einen natürlich schmeichelnden Ton übergegangen. Beide Kinder umfaßten Arabella's Knie und ließen unter dem fortwährenden Rufe: „Du vergiebst uns? Nicht wahr, Du vergiebst uns?" nicht ab, bis Arabella sie liebkosend in ihre Arme genommen hatte.

„Ich habe Euch immer geliebt," rief sie unter Thränen und ging auf das ernste Spiel der Kinder ein; „ich habe Euch immer geliebt und Euch längst Alles vergeben. Aber konnte ich wissen, daß Ihr noch an mich dachtet? Jetzt bin ich alt und verblüht und wünsche mir kein eigenes Glück mehr, als das Glück meiner Nächsten mit anzusehen!"

Schon während sie das letzte mit lauter Stimme sprach, hatten die Kinder fortwährend gerufen: „Sag', daß Du bei uns bleiben willst, dann wird die Bezauberung von uns genommen."

„Ich bleibe bei Euch!" sagte Arabella.

„Nun sollst Du das Wunder sehen!" riefen die

Kleinen und liefen, sich schelmisch hinter den Schrank zu verstecken.

In demselben Augenblicke ging die Thüre auf und ganz ebenso gekleidet wie die kleinen Miniatur-kopien standen ein Gentlemann und eine Lady vor der freudezitternden Arabella.

„Betty! Francis! Arabella!“

Das war Alles, was gesprochen wurde, aber eine Empfindung unendlichen Glückes verschlang Eltern, Schwester, Kinder zu einer Gruppe der Liebe.

Jacob und Rahel.

Man kann an der alten Gallerie nicht vorübergehen, ohne mit Wehmuth einen Verlust zu beklagen, den es schwer ist, deutlich zu machen. An dem Gebäude selbst wird nichts zerstört, von den Schätzen, die es umschloß, geht keiner verloren. Allein ein eigenthümliches Leben ist dennoch aus diesen Hallen und Sälen für immer entwichen. Zwar wird es niemals an staunenden Besuchern fehlen, was auch immer bestimmt werde an der Stelle der weggeschafften Kunstwerke Beschauer anzulocken. Hochgezogene Augenbrauen und verwunderte Mienen sind der Mehrzahl geläufig, auch weniger idealen Hervorbringungen gegenüber. Stilles, träumerisches Sinnen jedoch auf schönen Mädchengesichtern; die stolze, arbeitsame Hoffnung der Kopirenden, es den Meistern gleich zu thun; das heimliche Finden und Begegnen einzelner Paare, wobei das Bild, unter welchem das Stelldichein stattfand, zuweilen besonders bezeichnend war für den

Charakter des Verhältnisses oder der betreffenden Personen; — das war ein eigenthümliches Leben, welches aus diesen Sälen für immer gewichen ist.

Jedes Streben auf Erden kann der erste Akt einer Tragödie sein. Wer da immer auf irgend einem Gebiete menschlicher Anstrengungen nach einem Siege ringt, der muß sich auch auf die Möglichkeit eines schmerzlichen Unterganges gefaßt machen. Aber verfehltes Streben, verlorene Lebensmühe läßt sich nirgends so bitter empfinden als auf dem Gebiete der Kunst. Ueberall sonst ist das Mitleid im Stande und bereit, auszugleichen oder zu lindern; überall sonst trifft die Schuld des Mißlingens das Schicksal mindestens eben so sehr, als den fleißig Strebenden. Nur wer sein Leben der Kunst gewidmet hat ohne Resultat, ohne ein Kunstwerk geschaffen zu haben, der steigt klanglos weil ohne Bedauern, oder doch nur unter den Klängen berechtigten Hohngelächters zum Orkus. Der Kunstberuf wird nicht vom Schicksal aufgezwungen, ihn bestimmt die freie Wahl, und wer ohne begründetes Recht gewählt hat, der büßt nur die eigene Vermessenheit. Die Unermüdlichkeit seines Fleißes, die entsagende Hingebung an sein Schaffen wird ihm dabei nicht zu Gute gerechnet. Den Kronprätendenten, der seine Ansprüche nicht durch die Geburt zu begründen vermag, trifft der Fluch der Lächer-

lichkeit, wie eifrig er auch immer strebe; so verschließt sich selbst das mitleidigste Herz Jenem, der ohne den unzweifelhaften Anspruch des angebornen Talentes nach jenem Glanz einer unsichtbaren Krone ringt, welchen man Ruhm nennt. Das Unglück ist aber nur um so größer, wenn die Klage darüber stumm hinabgewürgt werden muß, weil sie nichts als den Hohn erwecken würde.

Die Säle der alten Gallerie haben zu solchen Betrachtungen oft genug Veranlassung gegeben, man braucht nur die bewundernden Blicke genugsam zu beherrschen, um sie vor den Werken der alten Meister auf die der jungen Schüler fallen zu lassen. Bald schwebend auf hohem Gerüste wie über allen Mühen der Erde, bald in sich zusammengekauert sitzend, wie ein weltvergessender Priester Bramah's, arbeiteten hier die Kopirenden, höchstens verstohlen seitwärts blickend, wenn das Rauschen der Katalogblätter ihnen einen Beschauer ankündigte. Sollte seine ganze Bewunderung ausschließlich dem Original gelten?

Unter diesen arbeitsamen Nachbildnern gab es der Frauen mehr, als man bei der geringen Anzahl bekannt gewordener Malerinnen in Deutschland vermuthen sollte. Die Gedanken an verfehlten Lebensberuf wurden Einem hier schon durch das Geschlecht des Strebenden aufgenöthigt, bevor man noch die

Arbeit geprüft hatte und selbst wenn sie sich dann als eine vielversprechende darstellte.

Es mögen zehn Jahre sein, daß ein junges Mädchen in solcher Beschäftigung zu allen Tagesstunden eines langen Sommers vor dem Bilde von Giorgioni „Jakob und Rahel" saß. Was den Fleiß und die Liebe des Mädchens gerade auf dieses Bild gelenkt haben mochte, wäre schwer zu errathen gewesen. Giorgioni, oder wie er eigentlich hieß, Giorgio Barbarelli di Castel Franco, ein Zeitgenosse und Mitstrebender Titian's, hielt in seinen Bildern die Pracht und Genußsucht Venetianischen Lebens fest, als es in seiner historischen Macht und Blüthe stand. Die überraffinirte Herrlichkeit des äußern Daseins erzeugt aber immer die Sehnsucht nach idyllischen Naturzuständen. Giorgioni malte den verfeinerten Venetianern eine Dorfgeschichte.

Julius Mosen hat das Bild in seinen Erklärungen bedeutungsvoller Meisterwerke der Dresdener Gallerie beschrieben.

Ein junger Hirt begegnet seiner Geliebten bei der Tränke mit dem werbenden Liebeskusse in einem Thale, dessen Aussicht von Bergen umschlossen ist. Es ist belebt von Schaf- und Rinderheerden, die durcheinander weiden. Rechts zieht sich aus dem Thale ein Weg zur Dorfkirche hinter Lindenbäumen empor. Die

Liebenden sind sich begegnet, Hände und Lippen haben sich zu zärtlichem Drucke vereinigt. Sein Haupt ist dabei empfindungsvoll seitwärts hinüber gebeugt, so daß ihr Gesicht im Profil sich daran drängt. Beide sind sonntäglich angethan in der Tracht der damaligen Friauler. Während er bei der Begegnung den Hut vom Kopfe genommen, welchen die Linke noch wie zum Gruße zurückschwenkt, hat sie Bündel und Stab von sich geworfen. Er hat an der Seite Hirtenflöten und ein Messer am Gürtel und ist ein schmucker, rüstiger Bursche, welcher sein Flöten- und Liebesspiel mit Messern zu vertheidigen das Herz hat. Neben ihm steht sein treuer Hund. Wie er zum Kusse, so sind die Heerden zur Tränke geeilt. Auf der Seite des Mädchens schüttet ein alter Hirt das Wasser in den Trog, weiter vorn sitzt ein zweiter, welcher den Stein vom Brunnen gewälzt hat und auf die Glücklichvereinten blickt. Ist er eifersüchtig? Schwermüthig gewiß! — Rechts in der Mitte der Heerde duelliren sich zwei eifersüchtige Widder.

Man sieht, daß die Vorliebe der jungen Malerin eben für dieses Bild nicht durch die Anziehungskraft biblischer Vorstellungen geweckt wurde, welche sich trotz der Bezeichnung „Jakob und Rähel" mit der Landschaft ebenso wenig als mit der Dorfkirche und der Sonntagstracht der Friauler vertragen würden.

Auch der Reiz sonniger Ländlichkeit, den das Gemälde athmet, war hier nicht bestimmend gewesen; was dem Künstler vor einem Bilde bis zur thätigen Begeisterung des Nachschaffens bringt, ist bei weitem nicht dasselbe, was den Beschauer daran fesselt. Allein Malvina, die junge Künstlerin war nicht einmal aus rein künstlerischen Intentionen an ihr Werk gegangen. Es leiteten sie im Gegentheil die höchst materiellen Zwecke des Verkaufs, dessen Möglichkeit sich gerade für eine Kopie dieses Bildes zu ergeben schien. Malvina wußte, daß ein in Dresden ansässiger Engländer eine ihm gelungen erscheinende Kopie auf der Stelle um jeden Preis ankaufen würde.

Malvina war die einzige Tochter einer Wittwe, mit der sie eine jener zwischen anständiger Repräsentation und beschränkender Dürftigkeit getheilten Existenzen führte, wie solche vielleicht nur in Dresden zu beobachten sind. Eine kleine Rente der Mutter wurde mit peinlichster Genauigkeit verwaltet, um den allerdings oft empfindlichen Mangel nicht nach Außen sichtbar werden zu lassen. Sie genügte zu einer kleinen Parterrewohnung mit gemietheten Möbeln, und einem Gärtchen hinter dem Hause, wo man freilich nur in dem Falle Schatten fand, wenn die Wolken selbst sich als Zeltdach vor die Sonne breiteten. Sie genügte ferner, einige kleine gesellige Beziehungen

aufrecht zu erhalten, durch welche den Frauen Kunst und Literatur der Zeit gesprächsweise vermittelt wurden. Dazu gehörte denn auch, daß sich zwei, drei Mal im Jahre ein enger Cirkel zum Thee einfand, welchen ein Fischgericht und ein ungewöhnlicher Kuchen als nicht zu erwarten gewesene Ueberraschung begleiteten. Alle übrigen Vergnügungen konzentrirten sich in Spaziergängen nach dem „Großen Garten," zuweilen mit Einschluß der dort stattfindenden Konzerte, niemals aber mit Einschluß des Theaters. Tharandt und die Sächsische Schweiz waren Flitterwochen-Erinnerungen der Mutter und Kindheitserinnerungen der Tochter.

Die Haus- und Wirthschaftsgeschäfte wurden ausschließlich von der Mutter besorgt mit Hilfe einer nur für einzelne Tagesstunden gedungenen Magd. Malvina aber nahm nichts zur Hand als Pinsel und Palette. Ihre Kunst war ein Erbtheil besserer Zeiten, sie rang nun mit ernstestem Eifer auf Grundlage des gediegenen Unterrichts, den sie damals empfangen hatte, sich ohne fernere Anleitung zur Meisterschaft auszubilden. Nicht daß sie mit egoistischer Gleichgiltigkeit die nächsten und schwereren Mühen auf die Schultern der Mutter gelegt hätte, um ungestört in einer idealen Welt zu leben. Sie hatte vielmehr nur das praktische Ziel dabei im Auge, durch

einen großen, pekuniären Erfolg in ihrer Kunst die lastenden Sorgen für immer zu bannen.

Sie hatte über Emanzipation der Frauen, eine Frage, die eben damals oft und lebhaft verhandelt wurde, Vieles gehört, gelesen, bedacht. Von den Verirrungen, zu welcher die Stellung thatsächlich emanzipirter Frauen führte, hatte sie sich mit Entrüstung und Schmerz abgewendet, aber als den sittlichen Kern der Frage die Ueberzeugung in sich aufgenommen, daß auch das Weib zu einer Thätigkeit herangebildet werden müsse, die es ihm ermögliche, seine Existenz selbständig zu erhalten, ohne Rücksicht auf das allgemeine Versorgungsinstitut, als welches die Ehe bisher vom weiblichen Geschlecht angesehen werden mußte. Wie dadurch Ehen leichter geschlossen werden können, sagte sie oft, weil die Erwerbsfähigkeit des Weibes die Frage nach der Mitgift nicht mehr in den Vordergrund drängt, ja selbst schon die beste Aussteuer ist, so wird auch die materielle Unabhängigkeit des Weibes ihrer übrigen Abhängigkeit vom Manne das Gepräge einer durchaus freiwilligen und dadurch edleren und sittlicheren geben. Nur jene Fesseln, die rein das Gemüth, ohne Rücksicht auf eine äußere Nothwendigkeit wählt, sind keine drückenden und keine entehrenden.

Wenn es nun auch nicht ausschließlich Liebe zur

Kunst war, was sie unablässig an der Staffelei fest hielt, so bekam der materielle Beweggrund doch durch die Idee für das Allgemeine, die sie damit verknüpfte, eine erhebende Durchgeistigung. Sie fühlte sich berechtigt nicht blos, sondern auch verpflichtet, ihre Ueberzeugung zuerst an sich selbst thatsächlich zu bewähren. Zwar wußte sie, daß man ihr, wenn sie nach solchen Grundsätzen wäre erzogen worden, eine andere Fertigkeit beigebracht hätte, als eben eine künstlerische, die rein um ihrer selbst willen und ohne utilitarische Hauptabsicht geübt werden soll, allein nun war es zu spät, um andere Mittel zur Erreichung ihrer bürgerlichen Selbständigkeit in Bewegung zu setzen, als die Geschicklichkeit, die sie erlernt hatte, und das Talent, das sie von Natur aus zu besitzen glaubte. Nur ging sie deshalb um so strenger auf ihr einziges Ziel los und versagte sich den kleinen Triumph der Eitelkeit, sich der Gesellschaft als Künstlerin darzustellen und vorzugsweise als solche behandelt werden zu wollen. Dazu schien sie sich nicht mehr berechtigt, seit sie andere als reine Kunstzwecke mit ihrem Streben verband.

Eine Gelegenheit zeigte sich endlich, zu erproben, ob sie das Ziel der Emanzipation, in dem Sinne, welchen sie dem Worte gab, auf künstlerischem Wege erreichen werde. Jener Engländer, der ihre Studien

geprüft hatte, erachtete sie für befähigt, ihm von seinem Lieblingsbild eine Kopie anzufertigen mit der er den Gartensaal seiner Villa schmücken wollte. Ohne ihr eine direkte Bestellung zukommen zu lassen, war er doch ganz geschäftsmäßig zu Werke gegangen. Er hatte erklärt, daß er nur das Vorzüglichste berücksichtigen werde und daß sich die Künstlerin darauf gefaßt machen müsse, die Arbeit von ihm zurückgewiesen zu sehen, wenn sie nicht seinen vollsten Beifall hätte.

Die schönen Sommertage verflossen für Malvina in der scheinbaren Eintönigkeit eines langen und gleichmäßigen Arbeitens. All' ihr Sinnen und Trachten war bei dem Bilde und sie entbehrte nicht einmal, was sie sich im Drang, das Unternommene sobald als möglich zu vollenden versagen mußte, den Genuß an der freien Natur und den für den Künstler so lockenden träumerischen Müßiggang.

Der Eifer ihres Schaffens, der Anfangs nur einen äußern Grund hatte, wurde ihr nach und nach von der Liebe zum Kunstwerk selbst eingegeben. Von den Gestalten desselben war es die Jakob's, des jungen Hirten, die ihr immer mehr in das Gemüth drang, gleich dem Abbild eines ihr persönlich werth gewordenen Freundes. Wie es ihr überraschend leicht gelang mit der sinnlichen Aehnlichkeit auch den cha-

rakteristischen Ausdruck seiner Züge vollständig zu treffen, überkam sie die Vorstellung, als hätte sie die Züge längst in ihrer Erinnerung, in ihrer Phantasie mit herumgetragen und sie müßte sie nun unwillkürlich und, ohne dabei dem Urbild zu folgen, in diese Art wiedergeben. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe sie sich klar wurde, daß die anscheinende Erinnerung viel eher eine Gegenwart genannt werden konnte.

Es bedarf eines ziemlichen Grades von Selbstbeherrschung, um in einem öffentlichen Saal statt in der bequemen Einsamkeit des Ateliers eine künstlerische Arbeit auszuführen. Alle Welt hat das Recht, sich zum Zeugen eines Schaffens aufzuwerfen, das zunächst Stille und Sammlung bedingt. Fremde Besucher kommen und gehen, Bemerkungen werden unwillkürlich laut und eben so unwillkürlich vernommen; wenn nicht geradezu eine Störung eintritt, so reicht doch oft ein geringfügiger Umstand hin, über die Seele eines Künstlers eine lähmende Befangenheit zu breiten. Malvina hatte sich durch den ganzen Ernst ihres Zweckes gegen die Möglichkeit verwahrt, von dergleichen schädlichen Einwirkungen beherrscht zu werden. Sie warf keinen Blick auf die ungebetenen Zuschauer, die ohnehin schon durch den immerwährenden Wechsel ihrer Erscheinungen die Aufmerksamkeit nicht lange festgehalten hätten. Nur eine einzige Gestalt blieb seit Wochen konsequent

in der Nähe ihrer Staffelei. Es war ein Mann in mittleren Jahren, der durchaus nichts Jünglingshaftes mehr hatte. Er wäre leicht störend geworden, da sein tägliches Kommen, sein stundenlanges Bleiben der jungen Künstlerin noch einen andern Gedanken als den an ihr Werk aufdrängen mußte, wenn sich nicht allmälig seine Anwesenheit wie ein Schutz gegen minder diskretes Nahetreten angelassen hätte. Dadurch wurde ihr seine Anwesenheit, die sie Anfangs beirrt hatte, später eine willkommene und zuletzt hätte nur mehr seine Abwesenheit sie beirren können. Und während sie ihn gar nicht wahrzunehmen schien, kein Wort an ihn richtete und keines von ihm vernahm, war er ihr doch gewohnt, war er ihr nothwendig geworden wie ein Material ihrer Arbeit.

So geschah es denn endlich, daß sie eine Deutung fand für die wunderbare Leichtigkeit, mit der sie die Physiognomie Jakob's auf ihrem Bilde gleichsam aus ihrem Innern produzirte und als ob sie dabei nicht der Komposition des alten Meisters unterworfen gewesen wäre. Es waltete nämlich eine seltene Identität zwischen der gemalten Gestalt des Hirten und der lebendigen des Mannes, der in ihrer Nähe stand. Es war dies keine Aehnlichkeit, die sich jedem auf den ersten Blick darstellt, keine Aehnlichkeit, der Haltung, der Züge, der körperlichen Physiognomie. Aber

für das tiefer blickende Auge begegneten sich in beiden Köpfen derselbe Ausdruck, derselbe Charakter. Hier wie dort bestach eine ländliche Rüstigkeit, der bei aller gutmüthigen Hingebung doch auch Muth und Kampfslust zuzutrauen blieb; hier wie dort war die Gestalt umschimmert von jugendlicher Schwärmerei, von herzgewinnender Lebens- und Liebeslust, nur daß dieser Ausdruck des Leidenschaftlichen auf dem Bilde durch die Befriedigung eines glücklichen Momentes, bei der lebendigen Gestalt aber durch das reifere Alter gedämpft zu sein schien.

Wie aber kam es, daß Malwina diese Identität so spät erst entdeckte, daß sie so lange nur aus einer nebelhaften Erinnerung, aus der verborgensten Tiefe ihres Gemüthes zu schöpfen geglaubt, während sie im Grunde nur ein äußeres, ein Gegenwärtiges, den fremden Mann neben ihr abmalte? Oder war Beides dasselbe und war die Erscheinung dieses fremden Mannes so rasch und ihr selbst unbewußt in die verborgenste Tiefe ihres Gemüthes gedrungen? Hatte sie die Vorliebe für die Gestalt des jungen Hirten unwillkürlich auf die ähnliche des Lebendigen übertragen oder war gar umgekehrt eine räthselhafte Sympathie für diesen die Ursache, daß sie so leicht und so gerne an dem Bilde malte?

Sie konnte sich dies nicht deutlich machen, indem

sie aber darüber nachzusinnen nicht müde wurde, begleite eine angenehme Beschäftigung ihrer Gedanken, ihr künstlerisches Thun, und die Arbeitsstunden wurden ihr immer mehr zu Fest- und Freudenstunden. Dies schien ihr auf das Gelingen des Werkes nicht ohne Einfluß zu bleiben, und als endlich der Tag der Vollendung kam — ein Moment, dessen Wonne und Weh kennen zu lernen nur dem Künstlerleben aufbehalten ist — da glaubte sie dem Fremden im Stillen für den Muth Dank sagen zu müssen, womit sie der Entscheidung über den Werth ihres Werkes entgegen sah. Am folgenden Tage sollte der Engländer in der Gallerie erscheinen und durch seinen Ausspruch ein Schicksal für Malvina werden.

Es war an dem Tage, welcher dem der Entscheidung vorherging. Malvina stand vor der Staffelei in jenem zwischen Glück und Beklommenheit getheilten Gefühl, wie es den Künstler im Augenblicke des Vollendens ergreift. In dieser Stimmung erschien es ihr nicht auffallend, sondern eher natürlich, von dem Manne plötzlich angesprochen zu werden, der bisher ein schweigsamer Zeuge ihrer Emsigkeit geblieben war. Nachdem er rasch an ihre Seite getreten war, sagte er, die Blicke mit ihr zugleich auf das Bild heftend: „Mich dünkt, dies ist nun eine vollendete Arbeit."

„Eine fertig gewordene zum mindesten," erwiederte Malvina und hob den Blick zu ihm empor, in seinen Mienen nach dem ersten Urtheil zu forschen, welches ihr Werk hervorrufen sollte. Er aber betrachtete nach diesen Worten nicht mehr das Gemälde, sondern zeigte, in die Augen Malvina's blickend, einen Freudenglanz, der in den seinen aufstieg.

„So werden Sie denn die Sommertage nicht mehr hier versitzen, mein Fräulein," rief er, „Sie werden mit dem schönen Sonnenlicht nicht mehr blos zu Gunsten Ihres Bildes wirthschaften, während Sie selbst nichts davon genießen. . .

Wie freue ich mich, daß Sie sich die Freiheit, ja das Leben selbst wieder gönnen dürfen nach so langem Fleiß, nach so trauriger Arbeitsamkeit."

Malvina legte schweigend ihre Geräthschaften zusammen und ohne dem Fremden ferner einen Blick zu schenken, machte sie sich fertig den Saal zu verlassen. Seine Aeußerung war ihr unangenehm in das Gemüth gedrungen. Sie nahm es nicht als ein Zeichen persönlicher Theilnahme auf, daß seine verkennbare Freude nicht dem Kunstwerk, sondern ihrer eigenen Befreiung galt; sie hielt es vielmehr für eine zweifache Barbarei, daß er, so lange Augenzeuge ihres innigen Sterbens, kein Wort der Anerkennung für das Erreichte hatte, dafür aber die harte Noth-

wendigkeit, um der äußeren Existenz willen an den Arbeitspflug geschmiedet zu sein, ihr in diesem gewissermaßen feierlichen Moment in Erinnerung brachte. Daß er von dieser Nothwendigkeit nicht unterrichtet sein konnte, daran wollte sie nicht denken, wo sie den Groll verletzter Eitelkeit hinter einem minder ungerechtfertigten Motiv zu verschleiern bemüht sein mußte.

Er schien diesen ungünstigen Eindruck keineswegs zu übersehen, ohne daß er sich herbeigelassen hätte, ihn durch die Konzession eines lobenden Wortes für das Bild zu mildern. Indessen mochte ihm Malvina's kaltes und stummes Scheiden doch zu denken gegeben haben und als sie auf die Straße gelangt war, befand er sich an ihrer Seite. Es war zum ersten Male, daß er ihr seine Begleitung aufdrängte.

„Entschuldigen Sie meine Kühnheit," sagte er, „mit der Befürchtung, daß ich verliere, wenn ich nicht wage. An Ihrem Bild bleibt nichts mehr zu thun, Sie werden sich nun Ruhe gönnen, Sie werden vielleicht lange nicht mehr in die Gallerie zurückkehren und mir droht dadurch eine zur Gewohnheit lieb gewordene Erscheinung verloren zu gehen, wenn ich mir nicht das Wiedersehen sichere."

„Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, mein Herr!" entgegente sie, stehen bleibend, fühlte aber,

daß diese banale Antwort, sonst für ähnliche Fälle passend, hier nicht ganz zur Situation stimmen wollte. Hatte sich doch durch das tägliche Zusammentreffen während längerer Zeit sowie durch die Beziehungen, die sie selbst zwischen ihm und ihrem Schaffen knüpfte, eine stillschweigende Verbindung zwischen ihnen gebildet. Sie kam sich selbst unpoetisch vor, daß sie ein so zartes, noch namenloses Band durch jene hergebrachte Antwort schroff zu zerreißen schien.

„Ich habe freilich kein Recht," versetzte er, „Ihnen näher zu treten, keines, das auf der gewöhnlichen geselligen Sitte beruhte. Ich bin Ihnen ein Fremder; aber eine verwandte Beschäftigung hebt über solche Formen hinweg. Auch mein Beruf, wenn er auch nicht eigentlich ein Kunstberuf zu nennen ist, erheischt, daß ich mich mit Bildern abgebe. Ich bin Kuriositätensammler, Verkäufer von Schmucksachen antiker oder sonst seltener Art, auch Kunsthändler."

Für Malvina hatte dieser Umstand das Anziehende, daß sie nicht mehr aus stolzer Bescheidenheit eine Frage zu unterdrücken brauchte, die ihr zunächst wichtig war.

„Wenn Sie Bilder verstehen, mein Herr," sagte sie, „so werden Sie mir gestatten Sie um Ihr Urtheil über den Werth meiner Kopie zu bitten. Als Kenner

sind Sie kompetent, als Fremder haben Sie keine Ursache nicht aufrichtig zu sein."

Er schwieg eine kleine Weile, während sie ihren Weg fortsetzten, dann erwiederte er:

„Sie wissen nun, mein Fräulein, daß Sie die Frage nach dem Werthe des Bildes an einen Kunsthändler richten. Wollen Sie von diesem die Antwort so bin ich bereit, ungefähr den Geldwerth des Bildes zu bestimmen, nach den augenblicklichen Fluktuationen des Handels, nach dem herrschenden Geschmack, nach dem Grad der Vorliebe für Altitalienische Meister überhaupt. Der Kunstwerth käme vorerst gar nicht in Betracht."

Er sprach dies im natürlichsten Tone, nicht die leiseste Mahnung an Ironie mischte sich bei und dennoch war es Malvina, als ob sein warmes Auge vorwurfsvoll auf ihr ruhte. Hatte sie nach den Intentionen, die sie bei ihrem künstlerischen Walten leiteten, das Recht eine andere Werthbestimmung als eine rein praktische, materielle herauszufordern? Durfte ihr Werk auf eine höhere Geltung Anspruch machen? Kaum daß sie den Muth fand, nach dem Kunstwerth zu fragen, mit der Bemerkung, daß von diesem in ihrem Falle auch der pekuniäre abhängig wäre, da ein Liebhaber für ein Werk dieser Art, wenn es nur an sich ein vorzügliches, sich gefunden hätte.

„Wie denken Sie denn selbst von Ihrem Werk?“ entgegnete der Andere, „nicht wahr, es steht Ihnen noch zu nahe, es ist Ihnen noch zu sehr gefärbt von Ihrem inneren Wollen und Streben, noch zu sehr umschattet von der technischen Mühe, als daß Sie es schon in dem reinen, von Ihnen unabhängigen Licht erblicken könnten, in welchem ein wichtiges Urtheil allein möglich wird. Nun, mein Freulein, mir geht es nicht viel anders, auch mir steht das Bild noch zu nahe, auch mit meinem individuellen Sein und Wollen ist es noch zu eng verknüpft. Ich sah es werden, ich habe es mit Gedanken, Wünschen, Träumen umsponnen; die breiten sich nun wie ein dichter Schleier darüber, so daß ich nicht mehr erkennen kann, was ich gesehen habe.“

„Das Bild hat Ihre Gedanken, Ihre Träume erregt“ sagte sie, „und doch wissen Sie nicht, wie es beschaffen ist? Ich begreife das, es war das Orginal und nicht meine armselige Kopie, was Sie gefesselt hielt.“

„Kein Orginal, keine Kopie, kein Bild überhaupt hat diese Wirkung auf mich,“ rief er mit Eifer; „Theilnahme, Bedauern, Schmerz und innige Hingebung — sind das die Empfindungen, die Giorgioni's „Jakob und Rahel“ erwecken kann?“

„Jakob ist eine herrliche Gestalt,“ versetzte Mal-

vina, die nicht wußte, warum sie sich von dieser Wendung, die das Gespräch genommen hatte, mit fortreißen ließ; „ich habe Jakob beinahe geliebt, vielleicht aus Selbstgefühl, weil er mir am besten gelingen wollte.

„Mein Name ist Jakob," sagte der Fremde langsam und mit eigenthümlich befriedigtem Tone; „die Rahel" aber die ich suchte, die ich fand, die es war und wieder nicht war, die ich meine Rahel nennen möchte, war nicht die auf dem Bilde.

Wenn Malvina nach diesen Worten vielleicht einen Versuch gemacht hätte, sich von dem fremden Manne zu trennen, so wurde ihr ein auffallendes Benehmen dabei durch die Begegnung mit ihrer Mutter erspart, die an diesem Tage, der die Arbeit vieler Monate vollendet sehen sollte, ihr Kind selbst von der Gallerie abholen wollte. Malvina flog ihr entgegen und die fast enthusiastische Umarmung ihres Kindes sagte der alten Frau, daß das lang und bang ersehnte Ziel endlich erreicht war, so weit es in den Kräften der jungen Künstlerin lag.

Jakob aber ließ sich durch diese Begegnung nicht aus dem Felde schlagen. Er stellte sich der Mutter vor und entwand ihr die Scheu, die sie empfunden hätte, in dieser Art eine neue Bekanntschaft anzuknüpfen, indem er seine geschäftliche Bedeutung als

Kunsthändler in den Vordergrund kehrte und den Nutzen errathen ließ, der für die fleißige Malerin erfolgen könnte, obgleich er dieser Andeutung die Form gab, als ob es ihm nur um seinen eigenen geschäftlichen Vortheil dabei zu thun wäre. Seit Malvina offen von einem Verkauf ihres Bildes gesprochen hatte, bezweifelte er nicht mehr die eigentlichen Beweggründe, die sie zu einer ihrer lebenslustigen Jugend widersprechenden Arbeitsamkeit antrieben.

Ein schöner Abend, obwohl er schon die Ankündigung des nahen Herbstes empfinden ließ, veranlaßte die Damen zu ihrem gewöhnlichen Spaziergang nach dem „Großen Garten." Jakob blieb an ihrer Seite und es war nicht das berechnete Befolgen der alten Regel, daß die Gunst der Mutter der Weg zur Tochter wäre — vorausgesetzt, daß man die Gunst der letzteren schon besäße — was ihn bewog, seine Reden jetzt hauptsächlich an die ältere Dame zu richten. Er fürchtete dem jungen Mädchen gegenüber zu leidenschaftlich sich verhalten zu haben und mußte ihr daher Zeit gönnen, das Angeregte in ihr verklingen zu lassen, damit sie erst Vertrauen gewinne, ihn wieder anzuhören.

Die Redeschleusen der Mutter wurden ohne Mühe von ihm geöffnet und bald durchschaute er die nichts weniger als lachenden Verhältnisse der beiden Frauen

und konnte ahnen, welche dringenden Wünsche sich von dem Ausspruch des kunstliebenden Engländers abhängig machten. Er bestritt aber trotzdem die Grundsätze, nach welchen Malvina ihren Beruf und den Gedanken der Emanzipation des Weibes auffaßte. Sie hatte sich in das Gespräch gemischt, als sie an ein nur ihr verständliches Zeichen wahrgenommen, daß der Eindruck des neuen Freundes auf die Mutter kein unvortheilhafter war.

Noch lange war die Erörterung hierüber nicht geschlossen, als die beiden Frauen wieder an der Schwelle ihres Hauses standen. Jakob empfing die Erlaubniß, sie zu besuchen und bat, schon am folgenden Tage davon Gebrauch machen zu dürfen, um das Ergebniß des langen Bestrebens, das Urtheil des Engländers zu erfahren.

Mannigfach waren die Empfindungen, welche Malvina zur Ruhe begleiteten und ihr dieselbe noch eine Weile vorenthielten. Jakob war durch ihre halben Worte nicht zu bewegen gewesen, einen Richterspruch über ihr Bild abzugeben, obgleich er sonst auf die leisesten Andeutungen in ihrem Gespräche mit dem bereitwilligsten Verständniß eingegangen war. Ihr bangte jetzt mehr als jemals vor dem bevorstehenden Augenblicke der Entscheidung und seltsamerweise war es gerade die Gestalt des jungen Hirten Jakob, die

ihr bisher das vollste Vertrauen des Gelingens eingeflößt, was sie nun mit einem Male nicht mehr an dem Bilde befriedigen wollte. Schon schlaftrunken malte sie sich die Züge aus, die er eigentlich tragen müßte und fragte sich, ob es nicht diese wären, die Giorgioni's Bild zeigte? Der Traum antwortete verneinend, indem er sie als die Züge einer anderen Gestalt erblicken ließ.

An dem verhängnißvollen Tage vermied es Jakob die Gallerie zu besuchen. Er wollte einen etwa ungünstigen Erfolg durch seine Gegenwart nicht zu einer vielleicht empfindlicheren Beschämung steigern; einen günstigen aber in der Traulichkeit häuslicher Umgebung von den Lippen Malvina's selbst erfahren. Wie sehnte er sich überhaupt die holde Erscheinung in dem ihr nach seinem Sinne am meisten entsprechen Rahmen zu erblicken, im stillen Raum des Hauses! Er hatte sie bisher gleichsam in die Oeffentlichkeit hinaus gestellt gesehen, er empfand dies als einen Mangel, als einen Schatten von Unweiblichkeit, der ihm ihr Wesen ganz unpassend zu verdüstern schien. Nun sollte dieser Mangel gehoben sein und wie reizend mußte auf dieser Stirne die Siegesfeier des Gelingens, wie schön in diesem Auge der Glanz berechtigter Freude schimmern! War es auch nicht solcher

Triumph, nicht solches Glück, wovon er ein Weib beseelt sehen mochte, weil nicht ein Empfinden blos dabei zu Grunde lag, so konnte hier doch das nach seiner Meinung Anfröstelnde und Fremdartige daran durch die Heimlichkeit der vier Wände, durch den Liebesstolz der Mutter und endlich auch durch sein eigenes Gemüth wieder mit dem Empfinden vermittelt werden.

Er traf die Mutter allein im Wohnzimmer. Sie wollte ihm nicht ganz so unbefangen vorkommen, wie am Abend früher, obgleich sie freundlich und gesprächig war. Nach der Sitte älterer Frauen forschte sie nach seinen Verwandten, seiner Heimath, seinen familienhaften Beziehungen. Ihm war es aber, als wollte sie ihm nicht Zeit lassen, den Gegenstand zu berühren, der ihn innerlich zunächst beschäftigte. Dabei lag ein nicht näher zu bezeichnender Hauch von Wehmuth, von Betrübniß fast über Allem, was er vor sich sah, und schien ihm in der Atmosphäre der Stube sogar zu walten. Das nahm ihm vollends den Muth zu einer Frage.

Durch eine Seitenthür und ohne Hut, so daß sich wohl errathen ließ, daß sie auch bisher zu Hause gewesen, trat plötzlich Malvina ein. In ihrem Aussehen sammelten sich die einzelnen Anzeichen mangelnder Heiterkeit zu einem bestimmten Ausdruck. Man

merkte ihr weder Thränen noch Trauer ab und nur das von der Sympathie geschärfte Auge Jakob's entdeckte die Veränderung ihrer gewohnten Erscheinung. Was sich ihm zeigte, war weniger Schmerz als Verdruß. Ihre Mundwinkel waren nicht schlaff hinabgezogen, wie bei passivem Leid, sondern auf ihrer aufgeworfenen Lippe bebte etwas wie Zorn.

„Wir haben von alten Zeiten gesprochen, von früheren Verhältnissen," sagte die Mutter zu Malvina, wie um ihr die Unterhaltung zugänglich zu machen, im Grunde aber, um ihr anzudeuten, daß von dem eigentlichen Interesse des Tages bisher keine Erwähnung geschehen war.

Auf Malvina wirkte dies nicht beschwichtigend und als ob sie vielmehr dadurch erst zu einer Vertheidigung gereizt würde, sagte sie zu Jakob gewendet:

„Warum sollten wir Ihnen verbergen, was durchaus keine Demüthigung für mich ist, auch wenn Sie sich durch Ihren freundlichen Antheil nicht ohnehin das Recht erworben hätten, den Ausgang zu erfahren. Das Bild ist von dem englischen Mäcen zurückgewiesen worden, ich mag nun sehen, was ich damit beginne. Ich würde mich zufrieden geben, wenn es ein gerechter Tadel wäre, was hier entschied. Weiß ich doch selbst, wie viel mir noch zur Meister-

schaft fehlt, und bei der Absicht für Geld zu malen mag die Muse noch scheuer als sonst von mir gewichen sein. Aber wenn Alles an der Arbeit mißlungen wäre, Zeichnung, Kolorit und Treue der Auffassung, die Gestalt Jakob's — das fühle ich, das darf ich mit dem Selbstgefühl des Künstlers bekennen — ist in allen diesen Beziehungen tadellos. Ich habe heute unbefangen geprüft und möchte von keinem noch so großen Meister etwas daran geändert wissen. Und sollten Sie es für möglich halten, mein Herr! Gerade an dieser Gestalt scheiterte das Wohlgefallen meines englischen Gönners. Er würde sich mit allen übrigen Theilen des Gemäldes zufrieden geben, nur in Jakob's Züge findet er ein fremdes Element eingemischt, sie wären und wären wieder nicht das Richtige, es fehle etwas daran oder es wäre etwas zu viel, und das ließe sich jetzt nicht mehr ändern."

Malvina schwieg mit einem Lächeln der Geringschätzung für ein so verblendetes Urtheil. Jakob gab nicht zu erkennen, was er dachte, doch hatte es auch ihm schon, ganz abgesehen von seiner sonstigen Meinung hinsichtlich des Werkes, vorkommen wollen, als ob gerade in dem Punkt, in welchem die Malerin so sicher zu sein glaubte, eine Verschiedenheit vom Original sich ergeben hätte, ohne daß er Genaues

darüber zu sagen wußte, ohne daß er erklären konnte, worin sie bestand. Malvina fuhr fort:

Der Engländer war fast beleidigt, als ich ihm vorschlug, einen Professor der Akademie entscheiden zu lassen. Er duldet keinen Zweifel an seiner eigenen Kompetenz. Ich glaube, er hat mit dem Zirkel gemessen und die Figur um einen halben Zoll länger oder kürzer gefunden als das Original. Er ist ein pedantischer Sonderling. Ich weiß nun kaum, ob mir nach einem solchen Beweis von Beschränktheit seine übrige Befriedigung mit dem Werke noch ein ermunternder Trost sein darf. Jedenfalls bin ich nicht entmuthigt, treu bei meinem Beruf auszuharren."

Malvina lenkte nun mit Absicht das Gespräch auf andere Gegenstände und verrieth dabei eine Kraft, Unangenehmes zu bewältigen, welche dem aufmerksam beobachtenden Jakob eine erfreuliche Probe ihres Charakters gab. Ihm schien es nun eben so sehr eine Pflicht als eine Genugthuung seines Herzens zu sein, wenn er so viel Erheiterndes in das stille Leben der beiden Frauen brachte, als er ohne Verletzung des Zartgefühls thun konnte. Unendlich sinnreich ging er zu Werke, um ihnen den Genuß am Theater, an entfernten Naturschönheiten und anderen bisher versagten Freuden und Erholungen zugänglich zu machen, ohne daß sie sich dabei auch nur im Geringsten

als von ihm Beschenkte hätte betrachten können. Er und Malvina jedoch fanden ihre höchste Befriedigung schon im stillen Beisammensein, auch wenn es von Außen keinen besonders anregenden Inhalt empfing. Die immer früher anbrechenden Abende erlaubten, diese Befriedigung zu vielen Stunden auszudehnen, Stunden bewegten Gespräches, von welchem der wachsamen Mutter kein Wort entging, nur daß die Gute nicht ahnen konnte, wie auch die scheinbar harmlosesten Gegenstände gebildeten Seelen einen Punkt bieten, in dem sie sich freudig erstaunt erkennen, berühren, umschlingen. Und auch das gegenseitige Eingestehen eines solchen Ereignisses bedarf des dürren Wortes und der vernehmlichen Rede nicht.

Wer weiß, wie lange dieser stille Verkehr gedauert hätte, ohne von einem der betreffenden Theile durch einen Wunsch nach größerem Glück unterbrochen zu werden, wenn nicht die Welt, und namentlich die Welt einer kleinen Stadt, der Todfeind so anspruchslosen Genusses wäre, den sie auszuforschen weiß, wie sehr er sich vor ihr verberge, dem sie es nicht verzeiht, daß er nichts von ihr verlangt, weder Theilnahme noch eine bürgerliche Form, daß er nichts weiter sein will als der unschuldige Verkehr zweier Menschen. Eine kleine Stadt aber ist Dresden, unbeschadet seines Ranges als Hauptstadt. Das öffent-

liche Leben ist ein so stilles, es bietet der Unterhaltungssucht so geringe Ausbeute, daß die im Winter unsäglich verödeten Straßen ein treuer Spiegel davon sind. Da gewährt denn des Nachbars Haus noch am meisten einen Gegenstand von Interesse, da kann man fremde Geschicke beobachten und ohne eigenen Schaden selbst Schicksal spielen; man vertreibt sich die Zeit damit, als Freund zu erscheinen und in Ermangelung eines andern Amüsements Rathschläge, Warnungen und sonstige Weisheit dieser Art zu produziren, unbekümmert, ob man nicht dadurch das Zarteste und Beglückendste plump und unwiederbringlich zerreiße.

Freunde solchen Kalibers hatten denn bald auch die Besuche Jakob's entdeckt und wußten der Mutter von ihm, den sie persönlich nie gesprochen hatten, genauere Auskunft zu geben als die Frauen in wochenlangem Umgang mit ihm erhalten hatten. Sein Vermögen wäre ein sehr bescheidenes, das sich durch Tausch und Verkauf von Schmuck- und Kunstsachen nicht sehr beträchtlich vermehre; seine Verwandten, die nach Amerika ausgewandert, wären sämmtlich arm. Gegen seinen Charakter ließe sich bisher nichts Thatsächliches einwenden, aber man könne sich auch nicht versichert halten, daß er ernstliche Absichten hege, und ob es nicht Zeit wäre, ihm die Thür zu verschließen

oder mindestens eine bestimmte Erklärung zu fordern u. s. w.

Der Wiederhall solcher Störungen und Einflüsterungen machte sich nun bald in der zwar nicht minder herzlichen, aber etwas verlegenen Aufnahme geltend, die Jakob von Seite der Mutter fand. Eine offene und ehrliche Natur drang er auf Erklärung und erhielt mit einigen Umschreibungen den Aufschluß, daß man seine täglichen Besuche, seine immerwährende Begleitung bei Ausgängen, so viel Vergnügen, ja wahre Herzensfreude damit verbunden wäre, vor der Welt nicht verantworten könne, es entstünde ein Gerede daraus, welches das einzige Besitzthum des kleinen Hauses zu rauben drohe, den Frieden eines geachteten Lebenswandels.

Jakob hegte ein Gefühl unauflöslicher Vereinigung mit dem Mädchen, obgleich dieser verschwiegene Bund noch keinen äußern Ausdruck, nicht einmal ein Wort darüber zwischen den Betreffenden, gefunden hatte. Es wäre ihm wie ein Attentat gegen den Gang der Naturgesetze erschienen, wenn er sich ernstlich hätte zurückziehen sollen. Aus diesem Gefühl entsprang die Naivetät, mit der er bemerkte, daß wenn sein tägliches Kommen Anstoß errege, dieß ja ganz einfach dadurch vermieden werden könne, daß er nicht mehr komme,

sondern — immer bleibe, immer bei Malvina bleibe oder vielmehr sie bei ihm.

Das Mädchen war bei dieser Unterredung nicht anwesend, sie hatte sich eine Dachkammer, die das gehörige Licht empfing, zum Atelier eingerichtet und betrieb wieder fleißig ihre künstlerischen Studien. Die Mutter sah nachdenklich vor sich hin, es war ihr abzumerken, daß sie nicht klar darüber war, ob sie Beistimmung oder Ablehnung bezeugen solle. Jakob setzte ihr seine Verhältnisse auseinander, in ziemlichem Gleichlaut mit dem, was ihr Andere davon gesagt hatten. Sie waren freilich nicht glänzend, aber welche Ansprüche hatte ihre arme Tochter an das Leben zu stellen und war es nicht schon ein Glück, wenn sich ein wackerer Mann für sie fand, der sie jendenfalls zu ernähren vermochte? Und dennoch wagte sie es nicht, dem Werber eine Hoffnung zu geben, sie kannte Malvina zu gut, um nicht einen Widerstand zu besorgen, der von dieser selbst ausgehen konnte.

„Sprechen Sie mit meiner Tochter," sagte sie endlich und verließ das Zimmer, Jakob in einem Zwiespalt der Empfindung zurücklassend. Er war zum Theil froh, die bestimmte Erklärung über die Lippen gebracht zu haben, andererseits machte ihn der Gedanke beklommen, daß er ja zuerst mit Malvina darüber hätte in's Reine kommen müssen. War sein Bewußtsein, seine

selige Zuversicht, daß sie ihn liebte, eine genügende Berechtigung, ihre Einwilligung stillschweigend vorauszusetzen? Gleichviel! Es hatte sich so gefügt, man war ihm mit der Drohung gekommen seinen täglichen, seinen ungestörten Verkehr mit ihr zu unterbrechen und so hatte ihm seine Leidenschaftlichkeit geholfen, ihn rascher als die Besonnenheit zum erwünschten Punkt der Entscheidung zu bringen. Er hatte dies kaum bedacht, als Malvina in das Zimmer trat.

Die Unbefangenheit ihres Benehmens zeigte, daß die Mutter ihr den Inhalt der vorhergegangenen Unterredung nicht mitgetheilt haben konnte. Um so schwerer wurde es Jakob im ersten Moment, in diese heitere Ruhe mit dem Geständniß seines ernsten Zweckes einzubrechen. Alles aber, was ihm an ihr gefiel, trat eben heute mit noch bestechenderem Glanz vor sein Auge. Der Reiz ihrer fast männlich kräftigen und doch schwunghaften Gestalt, das wechselnde Leben des Gedankens in ihrem schönen Auge, selbst der Ausdruck, den sich ihre Unabhängigkeit, eine gewisse charaktervolle Selbständigkeit in Mienen sowohl als Reden zu jeder Zeit gewann — das Alles nahm ihn heute mit besonderem Zauber gefangen. So war es denn nicht mehr ein vorbereitetes und darum gelähmtes Wort, sondern ein von der Begeisterung des Augenblickes beflügeltes Geständniß, als

er ihr endlich sagte, wie sehr er sie liebte, wie seine ganze Seele nach ihr verlangte, und daß nicht mehr von ihr getrennt zu werden, sie ein Eigenthum, eine Vervollständigung seines Lebens zu wissen, Alles wäre, was er an irdischem Glück wünschte und hoffte. Er ergriff ihre Hand, er drückte zum ersten Male einen Kuß darauf, und es bezeugte die Reinheit und Tiefe seines Gefühles, daß er, sonst nicht weich, bis zu Thränen bewegt war, die er mühsam zurückpreßte.

Malvina war in sich zusammen gesunken, wie ohnmächtig und jeder Erwiederung beraubt. Das starke, nicht leicht zu beugende Geschöpf fühlte sich jetzt überwältigt von der ersten lebendigen Wirklichkeit, welche ihre stille Beziehung zu diesem Manne, bisher nur im Gemüth eingehegt, durch seine offene Erklärung plötzlich gewann. Er liebte sie! das war bis zu diesem Augenblicke nur Traum und Schatten gewesen und wurde nun leibhaftig, wurde ein Schicksal durch das ausgesprochene Wort. Sie zeigte nicht die herkömmliche Verlegenheit, nicht das Beben und Erröthen wie „Töchter gebildeter Stände" sonst bei solcher Veranlassung gleichsam als eine Pflicht der Tradition darstellen. Stark und entschieden in ihrem Wesen war auch ihr Gefühl für Jakob bis in die Wurzeln ihres Seins gedrungen. Gewiß aber ist es am ergreifendsten, die Schwäche und die Hingebung

selige Zuversicht, daß sie ihn liebte, eine genügende Berechtigung, ihre Einwilligung stillschweigend vorauszusetzen? Gleichviel! Es hatte sich so gefügt, man war ihm mit der Drohung gekommen seinen täglichen, seinen ungestörten Verkehr mit ihr zu unterbrechen und so hatte ihm seine Leidenschaftlichkeit geholfen, ihn rascher als die Besonnenheit zum erwünschten Punkt der Entscheidung zu bringen. Er hatte dies kaum bedacht, als Malwina in das Zimmer trat.

Die Unbefangenheit ihres Benehmens zeigte, daß die Mutter ihr den Inhalt der vorhergegangenen Unterredung nicht mitgetheilt haben konnte. Um so schwerer wurde es Jakob im ersten Moment, in diese heitere Ruhe mit dem Geständniß seines ernsten Zweckes einzubrechen. Alles aber, was ihm an ihr gefiel, trat eben heute mit noch bestechenderem Glanz vor sein Auge. Der Reiz ihrer fast männlich kräftigen und doch schwunghaften Gestalt, das wechselnde Leben des Gedankens in ihrem schönen Auge, selbst der Ausdruck, den sich ihre Unabhängigkeit, eine gewisse charaktervolle Selbständigkeit in Mienen sowohl als Reden zu jeder Zeit gewann — das Alles nahm ihn heute mit besonderem Zauber gefangen. So war es denn nicht mehr ein vorbereitetes und darum gelähmtes Wort, sondern ein von der Begeisterung des Augenblickes beflügeltes Geständniß, als

er ihr endlich sagte, wie sehr er sie liebte, wie seine ganze Seele nach ihr verlangte, und daß nicht mehr von ihr getrennt zu werden, sie ein Eigenthum, eine Vervollständigung seines Lebens zu wissen, Alles wäre, was er an irdischem Glück wünschte und hoffte. Er ergriff ihre Hand, er drückte zum ersten Male einen Kuß darauf, und es bezeugte die Reinheit und Tiefe seines Gefühles, daß er, sonst nicht weich, bis zu Thränen bewegt war, die er mühsam zurückpreßte.

Malvina war in sich zusammen gesunken, wie ohnmächtig und jeder Erwiederung beraubt. Das starke, nicht leicht zu beugende Geschöpf fühlte sich jetzt überwältigt von der ersten lebendigen Wirklichkeit, welche ihre stille Beziehung zu diesem Manne, bisher nur im Gemüth eingehegt, durch seine offene Erklärung plötzlich gewann. Er liebte sie! das war bis zu diesem Augenblicke nur Traum und Schatten gewesen und wurde nun leibhaftig, wurde ein Schicksal durch das ausgesprochene Wort. Sie zeigte nicht die herkömmliche Verlegenheit, nicht das Beben und Erröthen wie „Töchter gebildeter Stände" sonst bei solcher Veranlassung gleichsam als eine Pflicht der Tradition darstellen. Stark und entschieden in ihrem Wesen war auch ihr Gefühl für Jakob bis in die Wurzeln ihres Seins gedrungen. Gewiß aber ist es am ergreifendsten, die Schwäche und die Hingebung

der Liebe, das allgemeine Loos des Weibes, sich dort erfüllen zu sehen, wo es erst stolze Sinnesart und fast männliche Festigkeit zu schmelzen hat.

Darum klang es auch unendlich rührend, als sie auf Jakob's sehnsüchtig wiederholte Frage, ob sie ihn liebe, im kindlichsten Tone und mit den einfachsten Worten erwiederte: „Mehr denn Alles in der Welt!“

Hand in Hand verweilten sie lange in jener stummen Eintracht, in welcher das bloße Gefühl die seligsten Entzückungen der Liebe im Voraus erlebt.

„Du bist mein,“ sagte er endlich, „meine Braut, mein geliebtes Weib.“

„Dein,“ rief sie und löste sich sanft aus seiner Umschlingung, „Dein mit ganzer Seele, aber noch lange nicht Dein Weib; — vielleicht in Jahren, vielleicht niemals.“

Er sah sie so betroffen an, daß sie das zuletzt Gesprochene wiederholen mußte. Und da er sie noch immer nicht zu verstehen schien, sagte sie:

„Höre mich an, Jakob, und glaube nicht, daß ich Dich weniger liebte, weil ich stark genug bin, meinem Glück zu widerstehen, wenn es nicht voll und ganz auch das Deine wäre. Ich bin gänzlich ohne Vermögen, ich bin ärmer als eine Bettlerin, die doch mindestens zu betteln versteht. Wohl weiß ich, daß

ein Mann wie Du das nicht in Betracht zieht, und von jedem Mädchen in meiner Lage würde die Welt sagen, daß es sein Glück macht, wenn ihm ein wackerer Mann, der es ernähren kann, die Hand reicht, ohne nach Geld und Gut zu fragen. Ich will nicht ein solches Glück durch Dich machen, mein Geliebter! Ich will nicht durch Dich versorgt werden; ich will die Wonne meines Herzens nicht zur Hälfte in die Befriedigung meines Hungers verwandeln. Frei will ich Dir angehören, ohne daß die niedere Nöthigung, der elende Bedarf der Existenz seinen Antheil verlange an solchem Glück. Die Freude, Dein zu sein, soll nie in einem schwachen Moment die Form des Behagens annehmen an meinem schützenden Kleid und an meinem wohnlichen Haus. Für mein leibliches Fortkommen muß ich durch eigene Kraft sorgen können, obgleich nur ein Weib; das war der leitende Gedanke meines Lebens. Dann erst darf ich mit der reinsten und freiesten Hingebung mein Herz walten lassen; dann erst bin ich würdig, Dich zu besitzen, weil mir nichts mehr dadurch geschenkt wird als Du und nur Du allein."

Ein Schleier tiefer Betrübniß umzog Jakob's eben erst so glücksstrahlende Züge. Er fühlte sich nicht im Stande in diesem Augenblicke, wo nichts in ihm lebte als sein Herz, mit Waffen des Verstandes zu

bekämpfen, was er oft in ruhigen Momenten widerlegt zu haben glaubte, ohne Ahnung, daß es sich einst ungeschwächt gegen seine eigenen Wünsche kehren könnte. Beinahe stammelnd sagte er: „Giebt es noch Anderes, was ich von Dir verlange, als Dich und nur Dich allein?“

„Und soll mir als Weib nicht das gleiche Recht werden?“ erwiederte sie; „wie beglückt es Dich, daß sich kein irdischer Vortheil mit dem Ziel Deiner Gedanken verknüpft! Ich weiß, daß, wenn Du arm wärst wie ich, Du Dich zu stolz fühltest Deine Hand einer Frau zu bieten, deren Reichthum Dich über alle Sorgen hinwegheben könnte. Soll dies für den Mann allein demüthigend sein?“

„Malvina!“ rief er, „ich habe nie an Deine Verhältnisse gedacht, ich wußte nicht, daß der Klang des Geldes jemals Stimme bekommen dürfte in der Harmonie unserer Seelen. Aber, wenn ich in dem Augenblicke, wo Du Dich mein nanntest, entdeckt hätte, daß Du die Tochter eines Millionärs bist, ich würde Dir und mir eine Schmach anzuthun geglaubt haben, wenn ich aus diesem Grunde zurückgetreten wäre.“

„Weil Du ein Mann bist,“ entgegnete sie, „weil Du Dich selbst zu erhalten vermagst und voraussetzen konntest, ich müßte wissen, daß Du meine Millionen nicht bedarfst, um Deine materielle Existenz zu fristen.

Theurer geliebter Mann! Laß uns ruhig warten. Ich strebe, ich arbeite. Nicht immer werden meine gerechtesten Hoffnungen fehlschlagen. Es werden, es müssen sich Käufer für meine Bilder finden; von Neuem sind mir Aussichten dazu eröffnet. Schon haben verschiedene Kunstvereine Werke von mir ausgestellt. Ich geize nicht nach dem Ruhm. Nicht der Ruhm gebührt dem Weibe, aber wohl die rein menschliche Freiheit, die der Mann im vollen Maße genießt, auch außer der Ehe und jedenfalls nicht durch die Ehe eine gesicherte Stellung einzunehmen. Laß uns warten. Mich hält die Hoffnung am Leben, einst mit Dir zu leben. Und wenn die Zeit gekommen sein wird, wo für mein materielles Leben gesorgt sein wird auch ohne Dich, dann will ich Dir angehören, weil ich moralisch ohne Dich nicht zu leben vermöchte."

Vergebens setzte er die Kraft seiner Argumente und die Beredsamkeit seiner Liebe diesem Entschluß entgegen. Sie betheuerte, nicht davon ablassen zu können. „Könntest Du mich noch achten," sagte sie, „wenn ich beim ersten verführerischen Ruf des Glückes zum Apostaten an meiner festesten Ueberzeugung würde?"

Trübe Stunden folgten dieser letzten, die eine so viel versprechende gewesen war. Wo es sich beim Streit verschiedener Lebensanschauungen nicht mehr

blos um die bessere Erkenntniß, sondern um einen persönlichen Zweck handelt, da schleicht sich leicht Erbitterung und Verkennung selbst in die liebendsten Gemüther. Werden edle Menschen eine so trübselige Wirkung gewahr, dann unterdrücken sie den Streit, aber es bleibt eine unlösbare Verstimmung zurück. Eine solche lastete bald unerträglich auf der Seele des jungen Mannes. Ihm war, als ob ein gespensterhaftes Phantom, zwischen ihm und der Erfüllung seiner brennendsten Wünsche stünde, ein Phantom, das um so schrecklicher erschien, als es durch einen Hauch, durch ein einziges Wort zu beseitigen gewesen wäre und nun doch fest und mächtig genug war, so viel Glück zu hindern. Je mehr er die Aussichten Malvina's, zu einem Erwerb durch ihre Kunst zu gelangen, sich wieder als trügerische erwiesen, um so mehr glaubte sie es ihrer Ehre schuldig zu sein, vom Unglück eben so wenig als vom Glück in ihrer Ueberzeuguug wankend gemacht zu werden.

Jakob aber, dem dadurch täglich schmerzlichere Wunden geschlagen wurden und der bemerkte, daß er nahe daran war, sich davon zum Groll und zu unedlem Spott und Hohn hinreißen zu lassen, wollte lieber durch tausende von Meilen als durch eine allmälige Entfremdung der Gemüther vom Gegenstand seiner Liebe getrennt werden. Er benützte die Kon-

junkturen seines Geschäftes, um sich eine längere Reise zu ermöglichen.

Malwina erschrak im Innersten, als er eines Abends sein nahes Scheiden ankündigte. Aeußerlich aber zeigte sie nur ein kaltes Zürnen. Sie hatte ihn längst beschuldigt, daß er für ihren Entschluß, den sie mit so viel Leid und Opfern aufrecht erhielt, nicht das richtige Verständniß habe und nicht die gebührende Achtung davor hege. Die Anzeige seiner Entfernung nahm sie wie eine Treulosigkeit auf.

Der Abschied war zum Verzweifeln traurig. Es fehlte ihm, was selbst den größten Schmerz noch zum Theil erquicklich macht: die Aufrichtigkeit, wenn er sich ganz enthüllen kann, und die Thränen. Wohl weinten sie Beide heiß und bitter aber so weit war es gekommen, daß sie erst weinten, nachdem sie sich thränenlos die Hand gereicht hatten, Jeder in der Einsamkeit der schlaflosen Nacht.

Und es kam die Stunde, die ihn immer gebracht hatte und die ihn nicht mehr brachte. Es kam der Morgen, der, wie trüb' auch die Wintersonne schien, stets rosig durchleuchtet gewesen von der Gewißheit, ihn zu sehen, und der Morgen hatte diesen Rosenschimmer nicht mehr. Scheinbar im alten Geleise setzte sich das Leben der beiden Frauen fort. Aber

es war nicht mehr das alte, nicht nur blos ein armes Leben, über dessen Mängel halb Bewußtlosigkeit, halb Gewohnheit hinweg geholfen hatten, sondern ein verarmtes Leben, welches eine kurze Zeit von einer ungewohnten Freude bewegt gewesen, um nach dem Verlust derselben inne zu werden, was ihm an heiteren Anregungen fehlte.

Gelassen setzte die Mutter ihre häuslichen Geschäfte fort und dachte mit keinem einzigen Wort des Abwesenden. Oft hätte der Blick, der auf ihrer Tochter ruhte, dieser für einen stillen Vorwurf gelten mögen. Malvina aber empfand sich nur um so mehr im Rechte, wenn ihr jener stumme Blick zu sagen schien, daß sie die Gelegenheit einer praktischen Versorgung vielleicht unwiderbringlich verscherzt hätte. Sie sprach nicht von Jakob, nichts in ihrem äußern Thun hatte eine unmittelbare Beziehung zu ihm, aber daß der Eifer, mit dem sie jetzt malte, ein glühender, ein fieberhafter wurde, bezeugte, wie sie noch am Jüngsterlebten haftete; denn es konnte allein der Grund sein, der ihr diese gewaltsame Anstrengung zur endlichen Erreichung ihres Zieles auferlegte. Wer nicht eben glücklich ist, der liebt es, sich an kleinen Hoffnungen zu erfrischen, deren Erfüllung nicht allzu unwahrscheinlich ist. Zwei solcher Möglichkeiten gaben Malvina's eintönigem Leben ein Interesse nach

außen. Ein Brief von Jakob konnte eintreffen — ein erfolgreicher Besuch in ihrem Atelier erscheinen. Wie hatte die Sehnsucht jede Spur jener Bitterkeit hinweggeschmolzen, die ihr Verkehr mit Jakob in den letzten Tagen nicht ganz hatte verläugnen können! Sie würde einen Brief von ihm mit allem Ausdruck der Liebe, wenn auch nicht zu Gunsten seiner Wünsche beantwortet haben.

Der Brief erschien nicht, aber in der andern Beziehung war sie glücklicher. Eines Tages wurde sie in ihrer Arbeit durch jenen Engländer unterbrochen, der ihr großes Bild „Jakob und Rahel" zurückgewiesen hatte. Er besah ihre neuen Leistungen und äußerte, daß er im Wunsche sie für eine Täuschung zu entschädigen, die er ihr früher, wenn auch ohne seine Schuld, bereitet, sich es hätte angelegen sein lassen, andere Kunstliebhaber auf ihr Atelier aufmerksam zu machen.

In der That kam er des andern Tages in Begleitung eines Landsmannes wieder. Das war ganz der traditionelle Engländer, wie er in Komödien und Satyren typisch geworden ist, der Engländer mit hohen Vatermördern, kalt, steif, förmlich und wortkarg. Er beschaute die Bilder mit unerschütterlicher Ruhe und Langsamkeit und schien nach einem Maßstab zu prüfen, der für jeden Andern unberechenbar

war. Dabei zog er geheimnißvolle Bücher und Kataloge zu Rathe und machte mit der Bleifeder Notizen in sein Taschenbuch von eben so räthselhaftem Inhalt. Als er sich endlich empfahl, hätte weder Malvina noch der andere Engländer den Eindruck anzugeben vermocht, den die Bilder auf ihn hervorgebracht hatten.

Mehrere Tage verstrichen, in welchen die kleine Episode gänzlich ohne Nachwirkung blieb. Da empfing Malvina einen Brief, der auf den ersten Blick das Ansehen einer Handwerkersrechnung hatte; denn er enthielt fast nur Rubriken mit Ziffern und Additionssummen. Bei näherer Betrachtung erst erkannte Malvina, daß darunter die Abschätzung ihrer sämmtlichen Bilder bis zu Studienköpfen, ja bis zu bloßen Farbenskizzen herab begriffen war. Der Geldwerth ihrer sämmtlichen Leistungen stellte sich nach dieser Berechnung auf 1,500 Livres Sterling, wovon die Hälfte ausschließlich dem Gemälde „Jakob und Rahel“ zugesprochen wurde, als dem einzigen Bilde größern Umfangs und zahlreich an Figuren, das sie vollendet hatte.

Unter diesem Rechnungsblatt befand sich eine Zuschrift an die Künstlerin, mit der Bemerkung beginnend, daß die Preise allerdings zu nieder gegriffen wären, allein der Abschätzer hätte dieselben nicht nach

dem Kunstwerth der Bilder, sondern nach den Mitteln veranschlagt, die er auf die Aneignung zu verwenden im Stande wäre. Er werde aber nichts unversucht lassen, um die Künstlerin zu bewegen, ihm ihre sämmtlichen Werke für die berechnete Summe abzulassen und sollte er Intriguen anzetteln müssen, um andere Käufer ferne zu halten. Er bitte sie daher, sich schon jetzt zu dem angebotenen Betrag zu verstehen, vielleicht, daß die Zukunft unter einer glücklicheren Wendung der Umstände eine Nachbezahlung ermöglichen werde. Malvina möge die Entscheidung hierüber nicht lange verzögern, der Handel könne sogleich geschlossen und ihr die Summe noch an demselben Tage überantwortet werden.

Malvina sank das Blatt aus der Hand und mit zitternden Knieen ließ sie sich auf ihren Sitz gleiten. War das ein Scherz, den man sich mit ihr erlaubte — war es ein Traum, der sie gefangen hielt? Fünfzehnhundert Pfund — zehntausend Thaler! ein Kapital, ein Vermögen, eine Anweisung auf alles Glück der Erde — von ihr selbst erworben! Der Sieg ihrer Ueberzeugung, die Lösung des freiwilligen Bannes, der sie von Jakob trennte, in ihren Händen!

Sie las das Blatt noch einmal — und nun erst machte sich das vor der Größe seiner Freude fast erdrückte Herz in einem wirbelnden Jubelschrei Luft.

Den Brief an die Brust pressend, riß sie die Thüre auf, flog die Treppen aus ihrer Dachkammer hinab und lag in den Armen ihrer Mutter.

„O, ich bin zu glücklich," stammelte sie, „Mutter, Mutter, ich werde das Weib Jakob's sein!"

Sich wie ein Kind zu den Füßen der alten Frau kauernd, weinte sie ihre Freudenthränen auf die treue Hand, die lange Jahre rastlos, klaglos für sie gesorgt und an ihrer Stelle sich gemüht hatte. Sie konnte nicht sprechen, sie reichte der Mutter stumm den Brief, und erst als diese, der Englischen Sprache nicht mächtig, noch immer verwundert auf ihr Kind niedersah, erzählte Malvina in abgebrochenen Sätzen ihr Glück.

Und es war kein Scherz und es war kein Traum! Der Engländer, der das Anerbieten gestellt, erschien am folgenden Tage, noch bevor Malvina ihre Antwort geschrieben hatte. Der lederne Gleichmuth seiner Physiognomie stimmte sich fast zu der Miene des Supplikanten, als er seine schriftliche Bitte nun in wenigen Worten wiederholte. Malvina scheute sich beinahe, ihr Glück zu zeigen, als wäre es davon abhängig, daß sie zu gewähren statt zu empfangen scheine. Mit möglichster Ruhe gab sie ihre Erklärung ab, mit dem Preise einverstanden zu sein, und sie durfte diese stolze Ruhe um so mehr behaupten, als

sie ihre Leistungen mit der bezeichneten Summe keineswegs für überschätzt hielt, vielleicht sogar unter minder drängenden Umständen eine höhere angesetzt hätte. Daß durch eine Kombination der Umstände mit diesem Kauf nicht blos ihr materielles, auch ihr moralisches Glück begründet wurde, das war eine zufällige Wendung, für welche sie der Vorsehung, aber nicht dem Käufer zu danken hatte. Ihr innerer Jubel galt dem Besitz des Geliebten, nicht dem Besitz des Geldes.

Der kunstliebende Engländer ließ schon eine Stunde später die Bilder abholen, indem er sich zu der Bemerkung herbeiließ, daß dieselben noch heute verpackt und nach seiner Heimath gesendet werden sollten. Während die Träger eben die letzte Leinwand sorgfältig aus ihrem provisorischen Rahmen lösten und in die geräumige Kiste legten, zog der Käufer sein Portefeuille und legte fünfzehn Hundertpfundnoten der Englischen Bank auf den Tisch. Gleich darauf empfahl er sich sammt den Trägern mit einer Eile, als hätte er einen Raub in Sicherheit zu bringen oder das Erworbene wäre ihm noch streitig zu machen gewesen. Die Quittung, welche Malvina unterschrieben und die er mitgenommen hatte, war ihr schon fertig formulirt von ihm vorgelegt worden.

Im ausgeräumten Atelier, vor der leeren Staffe-

bei saß die junge Künstlerin noch lange in stillem Sinnen. Es überkam sie jene Wehmuth, welche wie eine Mahnung, daß der Mensch im Glücke nicht eigentlich die ihm zukommende Sphäre hat, zuweilen die Erfüllung eines lang nnd schmerzlich gehegten Wunsches begleitet. Der Abschied von ihren Werken, namentlich von dem geliebtesten derselben, von „Jakob und Rahel" mochte bei dieser Empfindung mit einwirken. Aber sie hatte sich ja nicht rein um des Kunstwerkes willen gemüht und so drängte sich in ihren Gedanken bald wieder das unmittelbare Leben in den Vordergrund. Sie schichtete die Banknoten zusammen, sie dachte, wie das leichte Gewicht derselben doch so schwer in die Schale des Lebensglückes fällt, und fröhlich trillernd trat sie in das Zimmer ihrer Mutter. Die gute Frau schien in einem traumhaften Wonnegefühl zu schweben, sie untersuchte neugierig den papiernen Schatz und hätte ihn gerne nur mit Handschuhen berührt; sie ließ sich die darauf gedruckten Englischen Wörter übersetzen und lachte selbst wie ein Kind, als Malvina in kindischem Uebermuth ihr vorschlug, diese Uebersetzung fünfzehnmal an jeder einzelnen Note von Neuem herzusagen.

„Ist das nicht ein Roman?" sagte die Mutter,

die noch immer die Wirklichkeit des Ereignisses nicht zu fassen vermochte.

„Romanhaft ist nichts daran," erwiederte Malvina, „als daß sich in dieser schlimmen Zeit des Materialismus noch ein Käufer gefunden hat für gute Bilder. Freilich mußte er erst aus England kommen und ein närrischer Kauz sein."

Sie lachte, als sie an seine Manieren dachte und fuhr dann fort:

„Ein Roman aber soll es werden! Jetzt bin ich frei, hinausgerückt über alle Sorge und Noth des Lebens; jetzt zwingt mich nichts mehr, mich mit Jakob zu verbinden als mein Herz, — aber mein ganzes volles Herz zwingt mich dazu. O Mutter, wie bin ich glücklich!"

Während nun an diesem Tage die Mutter lange Berathschlagungen mit einem befreundeten Bankier pflog, wie das Geld in landesübliche Papiere umzusetzen und am vortheilhaftesten anzulegen wäre, eilte Malvina mit einer leidenschaftlichen Hast, die ihr sonst niemals eigen gewesen, den Chef einer der ersten Kunsthandlungen Dresden's aufzusuchen, von welchem sie wußte, daß er mit Jakob in geschäftlicher Verbindung stand. Hatte sie bisher in stolzer Resignation sich bezwungen, nicht nach seinem Aufenthalt zu forschen, so schien ihr jetzt kein Augenblick

zu verlieren, um ihm von ihrem Glücke Meldung zu thun. War doch jetzt durch eine Thatsache der Widerstreit ihrer Meinungen ausgeglichen oder konnte wenigstens auf sich beruhen und brauchte nicht mehr in ihre thatsächliche Vereinigung trennend und zerstörend einzugreifen.

Sie erhielt die Auskunft, daß Jakob zuletzt in Bremen gewesen, wie man vermuthet hätte, auf dem Sprung sich nach Amerika einzuschiffen, doch habe man jetzt Nachricht, daß ein geschäftliches Unternehmen ihn noch einmal nach Dresden zurückbringen werde und zwar schon im Verlauf weniger Tage.

Zwiefach erschütternd wirkte dieser Bericht auf Malvina. So wäre er im Stande gewesen, dachte sie, das Meer zwischen uns zu breiten, auszuwandern, ohne mich noch einmal gesehen zu haben? Aber ein geschäftliches Unternehmen bringt ihn wieder; nicht sein Herz, nur sein praktischer Nutzen. Und mich schilt er, daß ich mein Herz nicht allein wollte walten lassen! Aber gleichviel! er kömmt! er kömmt!

Die tröstliche Gewißheit seines Kommens vermochte jedoch nicht, sie von einer gewissen Unruhe zu befreien. Wird er sich gänzlich für überwunden

geben, nachdem gleichsam das Schicksal selbst für ihre Ansichten Partei genommen? Wird ihr langer unbeugsamer Widerstand gegen seine Wünsche nicht zuletzt seine Liebe für sie verringert haben? Das waren die Fragen, die sie sich unablässig stellte, bis an einem Frühlingsabend, als sie eben im Begriffe war mit ihrer Mutter in's Freie zu gehen, Jakob unvermuthet im Rahmen der Thüre stand. Sie sahen sich, sie sanken einander an das Herz, sprachlos, glücklich ohne jeden Gedanken, als daß wie sie sich jetzt umfangen hielten ihr innerstes Leben befriedigt und ausgefüllt war. In dieser Umarmung schien Alles, was sie entzweit hatte, ausgeglichen, was sie gelitten hatten, vernichtet zu werden.

Und dennoch als der erste Freudenrausch vorüber war, warum zögerte sie, ihm die neue Wendung der Dinge anzukündigen? Es geschah aus jener Demuth der Liebe, welche sich eines jeden noch so ungesuchten Triumphes über die Meinungen und den Willen des Geliebten beinahe schämt; es geschah wohl auch in einer geheimen Angst, von Seite Jakob's nicht all des Glückes sicher zu sein, das sie sich vom Erwerb des Geldes hatte versprechen dürfen. Denn warum kam nicht er zuerst auf seine früheren Absichten zurück? Erst die Ungeduld der Mutter den Sieg zu

proklamiren, den das Talent ihres Kindes gefeiert, löste das Schweigen darüber.

Malvina verzieh es ihm vollkommen, daß er nun ihren glänzenden Erfolg nur mit halber Freude begrüßte, daß seine Glückwünsche nicht aus vollem Herzen zu kommen schienen. War es doch nicht der Ruhm, der eigentlich künstlerische Succeß, was sie mit ihrer Arbeit angestrebt hatte. Allein die immer mehr zunehmende Düsterkeit seiner Miene konnte nicht blos der Befürchtung entspringen, Malvina durch ihren Glücksfall in einer Richtung weiblicher Thätigkeit, die er nicht billigte, bestärkt zu sehen. Vor Allem hätte ja die Freude vorherrschen müssen, daß jetzt das Hinderniß ihrer Vereinigung gehoben war.

„Was kränkt Dich, mein theurer Freund," sagte sie, „willst Du mir es nicht vergeben, daß ich auf Grund meiner Ueberzeugung glücklich werden kann?"

„Im Gegentheil, Malvina," entgegnete er; „ich will Deine Ueberzeugung nun auch zur meinen machen. Ja, Du magst Recht behalten: die Liebe darf nur das himmlische Glück feststellen, das in ihr liegt, nicht auch das irdische, das außer ihr liegt. Und weil dies nun auch mein Glaube ist, so stehen wir auf demselben Punkt wie früher und unser Bund ist von Neuem unmöglich geworden."

Sie sah ihn so verwundert an, wie er sie selbst

betrachtet hatte, als sie einst sein glühendes Werben mit einer Weigerung zu erwiedern begonnen. Er zog aber statt jeder Erklärung sein Portefeuille, und sie mußte, ihre Ungeduld bezwingend, Briefe und Berechnungen durchsehen, aus welchen unzweifelhaft hervorging, daß er das kleine Vermögen, in dessen Besitz er noch gewesen, als er das erste Mal um sie warb, wenn nicht verloren, doch einer sehr gewagten Speculation preisgegeben hatte. Mehr aber noch als von diesem Unglück wurde Malvina von den Konsequenzen erschreckt, die Jakob daraus ziehen zu wollen schien.

„Ich bin nun gerade so arm," sagte er, „als Du es noch vor wenigen Monaten warst, und mit Deinen Worten kann ich behaupten, ärmer als ein Bettler, der doch mindestens zu betteln versteht. Somit bleibt mir nach unserer gemeinsamen Ueberzeugung nichts übrig, als zu verzichten. Je gewisser es ist, daß das Kapital, welches Du Dir seitdem erworben hast, den Schlag, der mich traf, vollkommen paralisiren würde, wenn ich mir es durch eine Heirath aneignete, je gewisser es zur Gründung unserer Subsistenz hinreichen würde, — um so weniger soll es die Liebe sein, die mir Brod giebt. Ist die Ehe ein Versorgungshaus für einen im Lebenskampf invalid Gewordenen? Soll ich mich so tief demüthigen vor

dem Wesen, das ich mehr denn Alles liebe, um ihm noch ein anderes Glück als das reinste, als das Glück meines Herzens, zu verdanken?“

Malvina, die während dieser Rede bleich geworden war, als sehe sie den Todesengel über ihrem Haupte schweben, stürzte jetzt von Angst und Schmerz überwältigt zu den Füßen des Geliebten. Mit Bitten, Schmeichelworten, Thränen beschwor sie ihn über alle Rücksichten und Bedenken hinaus das Glück zu fassen das ihnen so nahe stand, ihr nicht ein kaltes Argument des Verstandes wie ein Messer in das Herz zu stoßen.

„Wir lieben uns,“ rief sie, „wir können die Glücklichsten auf Erden sein; ist das der Augenblick zu rechnen und zu philosophiren? Kann zwischen Dir und mir noch von Geben und Nehmen die Rede sein? Wir besitzen Eines die Liebe des Andern, dürfen wir diese Liebe so tief entwürdigen, noch etwas Anderes in der Welt einen Besitz zu nennen? Jakob, laß kein Gespenst trennend zwischen uns stehen; ich liebe Dich, Du liebst mich — was braucht es mehr?“ —

„War dies Alles nicht auch der Fall,“ sagte er ruhig, „an dem Tage, da ich Dich zum Weibe verlangte? Und dennoch warst Du so stark, so muthig unser Glück einem Princip zu opfern. Du wußtest,

daß ich leide, Du littest doppelt dadurch und dennoch wanktest Du nicht! Ein solches Handeln ist sonst nur Aufgabe des Mannes, während das Weib dem Gefühle folgt; dieser Opfermuth war Deine Emancipation. Aber nachdem Du Dich dem Manne gleichgestellt hast, kannst Du fordern, daß ich, der Mann, unter Dir stehe? Ich will so groß sein als Du."

Sie sah zu ihm auf mit der Miene und der Geberde eines bittenden Kindes. „Sei schwächer als ich," sagte sie, „denke nicht, handle nicht, liebe nur und sei folgsam Deiner Liebe. O, wenn Du mich recht im Herzen hegst, dann mußt Du empfinden, daß es kein höheres Gesetz giebt, als was eine wahre Liebe will und heischt."

„So muß das Weib denken," entgegnete er, „nicht der Mann. Für das Weib giebt es kein höheres Gesetz als den Willen des Geliebten; er kann nichts Unedles wollen, wenn er von einem edlen Herzen geliebt wird. Der Mann aber ist berufen auch das kostbarste Gut seines Gemüthes nöthigenfalls auf den Altar einer Erkenntniß zu legen; er lebt für die Erkenntniß, sie nur für die Empfindung. Doch Du willst diesen Unterschied nicht anerkennen. so sei mindestens konsequent. Gleichstellung von Mann und Weib! Nun denn, was für Dich eine unerschütterliche Pflicht gewesen, das wird es zum

wenigsten in eben so hohem Grade auch für mich sein."

Bei diesem Wort spielte ein Lächeln um seine Lippen, das sie elektrisch durchzuckte. Sie erhob sich, sie schien jetzt Alles zu verstehen was er gesagt. Prüfend, lauernd hoffend endlich ruhten ihre warmen Blicke auf seinem Antlitz, als wäre es die Quelle der richtigen Deutung. Jetzt lächelte auch sie; als dürfte sie aber noch nicht ganz trauen, schwieg sie noch immer. Und da sie zuletzt nicht mehr zweifeln konnte, erhob sich ein kleiner Kampf in ihrem Innern. Er dauerte aber nur so lange, bis Jakob, der bemerkte, was in ihr vorging, ihr die Hand reichte.

„Nun denn, stolzer Mann," sagte sie, „nimm das Geständniß, um das es Dir zu thun ist und gewähre die Verzeihung, um die ich Dich bitten muß. Ich habe mich geirrt. Ich habe gefrevelt an Dir, daß ich Deinem Willen widerstand, der doch der Wille meines Herzens war. Und während ich den irdischen Besitz zu verachten schien, indem ich ihm keinen Antheil an meinem Glücke geben wollte, habe ich ihn vielmehr sündhaft überschätzt; denn ich habe ihm die Macht eingeräumt uns zu trennen.

Nein Jakob, nicht schwächer sei als ich, wie ich in meiner Verblendung sagte, edler, größer sei, indem Du dem ganzen Plunder irdischen Besitzthums nicht

das Gewicht eines Atoms zuschreibst in der Wagschale unserer Liebe und unserer Entschließungen.

Nicht wahr, so denkst Du, wie es auch mein Gedanke ist? Und so halten sich unsere Geister eng umschlossen wie unsere Herzen." „Und unsere Arme!" rief Jakob, indem er sie umschlang und den ersten heiß- und langersehnten Augenblick einer Vereinigung feierte, aus welcher für alle Zeiten gebannt schien, was sie so lange verhindert hatte.

Und es wurde in der That, als die Heirath einige Monate später geschlossen war, jenes Zwiespaltes der Ansichten nicht mehr gedacht. Allein aus dem sorgfältigen Schweigen darüber hätte am ehesten entnommen werden können, daß er ein noch nicht völlig überwundener war. Die Irrung, welche Malvina eingestanden hatte, bezog sich auch wirklich nur auf die allzu große Bedeutung, welche sie ihrer Armuth beigelegt hatte, keineswegs aber auf die Pflicht, welche nach ihrer Meinung wäre, ihren Lebensunterhalt selbstständig gewinnen zu können.

Hatte es doch ihre Ausdauer im Arbeiten allein möglich gemacht einen Hausstand zu gründen, nachdem Jakob als Verarmter zurückgekehrt war.

Er hatte sie nicht getäuscht, als er ihr die Beweise vorgelegt, daß sein ursprüngliches Vermögen in

dem Augenblicke, da er sie nach langer Trennung wieder gesehen, nicht mehr in seinem Besitze gewesen.

Allein er äußerte zuweilen die Möglichkeit, daß die Speculation, die er damit versucht, vielleicht noch immer reiche, pekuniäre Früchte tragen könne.

Für jetzt genügten die Zinsen von Malvina's erworbenem Vermögen, mit dem Ertrage seiner eigenen Geschäftsthätigkeit verbunden, zu einer bescheidenen Existenz.

Die junge Frau aber fühlte sich erst vollkommen glücklich, als sie bemerkte, daß ihr Gatte der Wiederaufnahme ihrer künstlerischen Beschäftigung kein Hinderniß entgegen setzte und nicht widersprach, selbst als sie die Absicht eingestand, die materielle Grundlage der kleinen Wirthschaft dadurch festigen zu wollen.

Sie arbeitete um so fleißiger an ihren neuen Entwürfen, je dankbarer sie den Erfolg ihrer früheren Bilder als die Basis ihres gegenwärtigen Glückes anerkennen mußte. Eine Atmosphäre innern und äußern Friedens schien die beiden Glücklichen zu umgeben. Sie fanden bei allem Fleiße, bei aller Sorgsamkeit für das Nächste und Nothwendigste doch immer Zeit, auch das Schöne in Natur und Menschenleben aufzusuchen. Die langen Sommertage hatten jedoch immerhin ihren Antheil daran, wenn es an Zeit nicht mangelte. Als die karge Sonne des Win-

ters zu herrschen begann, erlitt die bisherige Eintracht eine kleine Störung.

Mein Haus ist nicht nur mein Schloß, hatte Jakob oft gesagt, es ist meine feste Insel im stürmischen Weltmeer. Was in der Welt mit unangenehmem Tosen hin und her treibt, darf hier nicht landen. Es war sein Grundsatz, nicht einmal die Verstimmungen, welche ihm der Verkehr mit der Welt gab, in sein häusliches Leben zu übertragen, das eigentliche Glück, das seines Gemüthes, nicht abhängig zu machen von Einflüssen, die nichts damit zu thun hatten.

Malvina sollte die treue Verwalterin dieses häuslichen Friedens sein, die Pförtnerin der festen Burg, in der seinem Gemüth am wohlsten war, sie sollte von der Schwelle scheuchen, was sich nur immer nicht heimisch dazu verhielt, was als fremd und störend von der Außenwelt eindringen wollte.

Im Winter aber, der das Beisammensein der jungen Eheleute fast ausschließlich auf das Haus beschränkte, zeigte sich erst, daß Malvina's Seelenleben ein getheiltes war und zur Hälfte ihren Arbeiten galt. Die Sorge für das Gelingen ihrer Bilder und im Allgemeinen eine Thätigkeit, die nicht zum Hause gehörte, zog ihre Gedanken, ihre Wünsche weit über die Schranken desselben hinaus. Er empfand dies,

und verbarg nicht, daß er es empfand, ohne daß er unmittelbar eine Lehre oder gar ein Verbot daran geknüpft hätte.

Malvina aber gerieth dadurch in ein verdrüßliches Schwanken; sie wollte ihrem über Alles geliebten Manne völlig Genüge thun und hielt es doch andererseits für Pflicht, das Kapital, in dessen Besitz sie mit ihrer Kunst zu sein glaubte, zum Besten des materiellen Wohles Beider flüssig zu machen.

Ehe sich aus dieser Lage noch ein ernster Konflikt hatte ergeben können, war Jakob aus Geschäftsrücksichten genöthigt worden, für vierzehn Tage zu verreisen. Während seiner Abwesenheit traf eine umfangreiche Kiste aus Amerika ein, wo sich die Geschwister Jakob's angesiedelt hatten. Malvina schrieb ihrem Mann, was damit zu geschehen hätte. Er antwortete, daß der Inhalt wahrscheinlich aus Geschenken zur nahen Weihnachtszeit bestehen werde, Malvina möge die Kiste eröffnen und, was etwa an Briefen beiliegen sollte, zur Kenntniß nehmen.

Mein Mann ist kein Blaubart, dachte Malvina, die in der That neugierig geworden war.

Sie löste den Deckel von der Kiste ab und nachdem sie noch viele Emballagen von Leinwand und Papier beseitigt hatte, war das erste, was ihr ent-

gegenschimmerte, ihr großes Gemälde: „Jakob und Rahel.“

Ein gewaltiger Schreck zitterte in allen Gliedern der jungen Frau. So unerklärlich ihr dieses Wiedersehen war, erregte es doch unbestimmte Ahnungen, daß nichts Erfreuliches die Ursache davon sein könnte. Sie überwand bald ihre Zaghaftigkeit und forschte weiter. In der Kiste befanden sich Stück für Stück die sämmtlichen von ihr verkauften Skizzen und Bilder. Nun zögerte sie nicht, einen beigeschlossenen Brief zu lesen, der über diese sonderbare Sendung Aufschluß geben mußte.

Der Brief war, wie sie aus der Unterschrift ersah, von der Hand ihres Schwagers, Jakob's Bruder, der sich längst in einer der größeren Städte der Vereinigten Staaten als Kunsthändler etablirt hatte. Was aus dem Schreiben unzweifelhaft hervorging waren die folgenden Umstände:

Jakob hatte sich in Bremen aufgehalten, wie es ihr auch zur Zeit ihrer ersten Trennung von ihm gesagt worden war, aber nicht, wie es hieß, um nach Amerika auszuwandern, sondern um seinen von dort ankommenden Bruder wiederzusehen, der zum Zwecke seiner Verheirathung mit einer Deutschen sich nach Europa begeben hatte. Jakob faßte nun den Gedanken, die Bilder Malvina's, für die sich durchaus

kein anderer Käufer gefunden, selbst anzukaufen, und zwar für eine Summe, welche dem Mädchen hinreichend scheinen mochte, um ihren langgenährten Traum von Selbständigkeit dadurch verwirklicht zu sehen. Er führte diesen Plan mit Hilfe seines Bruders aus, welcher der Englischen Sprache und der Englischen Manieren genugsam mächtig war, um in der Maske, in welcher er sich Malvina zeigte, auftreten zu können. Zum Ueberfluß ließ er sich noch, um jeder Entdeckung des wahren Sachverhaltes vorzubeugen, unter fremden Namen jenem Engländer empfehlen, mit welchem Malvina bereits in Verbindung gestanden, und sich von diesem bei ihr einführen. Es war in der That Jakob's ganzes Vermögen gewesen, das er in die Hände der jungen Künstlerin gelegt hatte.

Die Bilder nahm er nach Amerika mit, in der Absicht, wenn auch nicht in der Hoffnung, sie dort zu verwerthen. Er hatte rasch erkannt, daß sie bei manchen Vorzügen doch nicht den Stempel der ächten Künstlerschaft trugen, höchstens den eines mehr als gewöhnlichen Dilettantismus. Trotzdem wollte er Jakob's willen einen Versuch damit machen, in einem Lande, wo es für Kunstwerke eher Liebhaber als Kenner giebt. Allein die ersteren hatten sich selbst in Amerika nicht für diese Bilder finden lassen, und so sandte er sie denn mit dem Bemerken zurück, wie

sich sein erstes Urtheil darüber nur zu sehr bestätigt hätte, er wolle hoffen, daß die Gemälde, wenn sie nicht eine Zierde des Kunstsaales seien, doch immerhin eine Zierde des Hauses bleiben werden, in welchem die Malerei walte.

Nicht leicht zu überwinden war der Schlag, welchen dieser Brief dem Selbstgefühle Malvina's versetzte. Jeder Traum von einer andern Bedeutung als einer rein weiblichen, war damit in ihr vernichtet worden. Nicht mehr ihre Kunst konnte sie als die Basis ihres gegenwärtigen Glückes ansehen, sondern einen frommen Betrug Jakob's, der sich dadurch dem biblischen an Schlauheit gleichstellte. Und eben so wenig konnte sie hoffen, daß es ihr ferneres künstlerisches Schaffen sein werde, was dem materiellen Gedeihen ihres Hauses Vorschub zu leisten vermöchte.

Lange blieb sie wie gelähmt, nachdem sie die Kiste mit einem Gefühle wieder geschlossen hatte, als ob es ihr unmöglich wäre, den Inhalt derselben jemals wieder zu erblicken. Aber nachdem die erste niederdrückende Wirkung vorüber war, erhoben sich nach und nach neue Keime des Trostes und der Freude in ihrem Innern, wie neue Pflanzenkeime sich nach dem Gewitter regen. Viel süßer war es ihr jetzt zu denken, daß ausschließlich Jakob ihr Glück gegründet

hätte, als ihr jemals die Empfindung gewesen war, es ihrem eigenen Verdienste zu verdanken.

Und zuletzt war mit dem Entschlusse, den Pinsel für immer aus der Hand zu legen, der drückende Wahn einer Pflicht von ihr genommen, sie durfte nun ganz und ungetheilt dem Leben des Hauses angehören.

Es war ein schöner Zufall, es war, als ob die Natur selbst ihr das Lohnende ihrer neuen Vorsätze hätte zeigen wollen, daß sie eben in der Stunde, da sie sich bis zu solchen Vorsätzen gebracht hatte, zum ersten Male des Mutterglückes inne wurde.

Mit dieser Nachricht empfing sie den heimkehrenden Gatten, instinktmäßig fühlend, daß nichts versöhnender die alten Irrthümer könnte vergessen lassen. Dann erst übergab sie ihm das Schreiben seines Bruders. Er legte es stillschweigend hin, nachdem er es gelesen hatte; er berührte den Gegenstand überhaupt mit keinem Worte mehr.

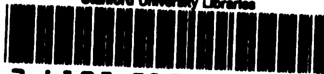
Eine ungeheuchelte Freude aber äußerte er, sich im Besitz von Malvina's Bildern zu sehen. Sie waren ihm als Werke ihrer Hand kostbarer denn Kunstwerke. Er wußte zuletzt sogar Malvina mit denselben zu versöhnen, und namentlich gewann sie „Jakob und Rahel" wieder lieb, nachdem sie entdeckt hätte, was sie damals, unter einem halb unbewußten Eindrucke

malend, übersehen, daß der junge Hirt auf dem Bilde weniger die Züge des Originals, als die ihres Gatten trug.

Als Jakob zum ersten Male einen Sohn auf den Knieen wiegte, nannte er Malvina seine Rahel. Es verfloß geraume Zeit ehe er einmal wie zufällig, und als ob keine Beziehung auf Vergangenes damit verbunden wäre, die Bemerkung hinwarf, daß Frauen nicht durch weise Lehren, nicht durch noch so eindringliche Argumente erzogen werden können, sondern nur durch das Leben und Erleben, weil ihr einziger Leitstern die Empfindung wäre, nichts aber so unmittelbar auf das Empfinden wirke als das Erleben.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von A. Hahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.



DATE DUE			

